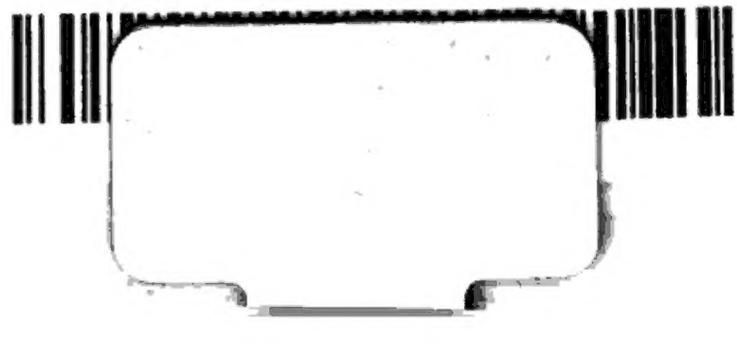
Digitized by Google

Ar 1729

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Zweiter Theil.

Von A. W. von Schlegel bis J. J. Passavant.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Eine Mustersammlung herausgegeben von

Gustav Schwab.

Zweite vermehrte Auflage

in drei Theilen,

besorgt von

Karl Klüpfel.

Zweiter Theil.

Von A. W. von Schlegel bis J. D. Passavant.

Stuttgart, 1860.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Digitized by Google

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Von A. W. von Schlegel bis J. D. Passavant.

Seite

Literarhistorische Nachweisungen 3

A. W. v. Schlegel. I. Raphaels Madonna del Sisto 39

II. Ueber tragisches und komisches Drama . . 46

H. v. Bülow. Ziel und Entwicklung der Kriegskunst 51

F. A. Krummacher. Parabeln. 1. Die Reue. 2. Der Mohrensklave und der Grieche. 3. Der Edelstein 58

Schleiermacher. I. Das Leben der Phantasie 62

II. Reich Gottes und Wiedergeburt 64

III. Ueber die christliche Gastfreundschaft . . . 68

A. v. Humboldt. I. Das Leben in der Schöpfung 72

II. Die Tropengewächse 76

III. Die verschiedenen Stufen des Naturgenusses . 78

E. M. Arndt. I. Leben auf der Insel Rügen vor 65 Jahren . . 85

II. Portrait des Freiherrn vom Stein 92

III. Göthe und Stein 97

Hölderlin. Die Athenienser 102

Hegel. I. Hamann und seine Zeit 109

II. Ueber Schillers Wallenstein 112

Zschokke. Die ewigen Parteien 115

Rahel Varnhagen von Ense. Saatkörner 123

Fr. Schlegel. I. Sokrates unter den Philosophen seiner Zeit . . 132

II. Die Aufgabe der christlichen Kunst 137

Digitized by Google

Seite

Novalis. I. Stillleben aus dem Mittelalter 144
II. Aphorismen über Poesie 146
J. F. v. Meyer. Der Naturgeist 151
Steffens. I. Der Schneesturz in Grönland 159
II. Ein norwegisches Gehöfte 162
III. Die Wunder der heiligen Geschichte 164
IV. Steffens mit Tieck 175
Tieck. I. Elfenwunder 183
II. Die Kunst zu speisen 191
III. Des Priesters Lebenslauf 195
IV. Dichter, etymologisch betrachtet 200
Thibaut. Kirchenmusik außer dem Choral 203
Weffenberg. Die Sittlichkeit der Schaubühne 208
Schelling. I. Aussichten für die Kunst 213
II. Gott und das Böse 215
Rotteck. Napoleons Despotie 220
E. T. A. Hoffmann. Ritter Gluck 225
Görres. I. Das Mittelalter 238
II. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen . 243
B. G. Niebuhr. I. Einleitung in die römische Geschichte . . . 250
II. Ueber Veränderungen im Staatsleben . . . 254
Heinrich v. Kleist. Michael Kohlhaas 258
F. C. Schloffer. Friedrich Wilhelm I. 266
Fr. de la Motte Fouqué. Der Rothmantel 274
C. Brentano. I. Gockels Leichenrede auf Alektryo 288
II. Der Welt Urtheile über geistliche Vereine . . 291
Jahn. I. Ueber das Bücherlesen 296
II. Turnanstalten 302
F. K. v. Savigny. Wesen und Werth der deutschen Universitäten . 305
Oken. Kunst 314
K. Ritter. Die Raumerfüllung auf der Erde 317
Nehfues. Der Golf von Neapel 326
De Wette. Der Straßburger Münster 331
G. H. v. Schubert. I. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn . 338
II. Die Naturtriebe der Seele 353
III. Schelling in Jena 358
Solger. Der Humor 362
J. v. Hormayr. Andreas Hofer 368
Achim von Arnim. Von Volksliedern 375
Chamisso. Peter Schlemihl der Schattenlose 382
Fr. Kölle. Das Landvolk in Italien 389

Digitized by Google

Seite

Fr. v. Raumer. Der Sturm auf Jeruſalem im Jahr 1099 . . . 394
Theremin. Die geiſtliche Beredſamkeit 400
K. v. Raumer. I. Ueber die Ausbildung der Sinne 406
II. Bildung zur Gelehrſamkeit. Bildung zu Kunſt und Handwerk 409
S. Boiſſerée. Der Dombau zu Köln 413
Jakob Grimm. I. Die Sagen 423
II. Die deutſchen Mundarten 427
III. Deutſches und fremdes Recht 430
IV. Die deutſche Sprachwiſſenſchaft 434
Rumohr. Vom Begriffe der Höflichkeit 437
Varnhagen von Enſe. I. Der Tod Schwerins 442
II. Wilhelm von Humboldt 445
Bettina v. Arnim. I. Morgenwanderung zur Linde 455
II. Salzburg und Savigny 457
F. C. Dahlmann. Ueber politiſche Bildung 460
Fürſt Pückler. Warwick-Caſtle 466
Kerner. Die Univerſität Mittelſalz 473
W. Grimm. I. Die Poeſie des Nordens 480
II. Nibelunge Noth 482
Brüder Grimm. I. Sagen. 1. Mummel-See. 2. Brot und Salz ſegnet Gott 485
II. Märchen. 1. Der Arme und der Reiche. 2. Der Sperling und ſeine vier Kinder . 488
Börne. Ueber den Umgang mit Menſchen 496
Uhland. Die nordiſchen Mythen 501
J. D. Paſſavant. I. Rafael und Dürer 506
II. Rafaels Eigenſchaften 508

Digitized by Google

Drittes Buch.

Von August Wilhelm von Schlegel bis Johann David Passavant.

Digitized by Google

August Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover, Sohn Johann Adolfs, Neffe Johann Elias', älterer Bruder Friederichs, gebildet auf dem Lyceum zu Hannover und als 18jähr. Jüngling dort wegen einer hexametr. Rede bewundert 1785, stud. in Göttingen 1786 ff. und gewinnt Bürgers Freundschaft, welcher in einem Sonett ihm Unsterblichkeit verspricht (1789); erhält ein Accessit für eine lat. Abhandlung 1787 und verf. das Register zu Heyne's Virgil 1788; geht als Hofmeister nach Amsterdam 1790, kehrt heim 1793; lebt als rudolst. Rath in Jena 1796, wird durch die Horen und Musenalmanache als Philolog, Aesthetiker und Dichter bekannt und zieht durch Proben einer Uebertragung Dante's aller Augen auf sich; arbeitet an der Allg. Lit. Z. 1799; zerfällt aber mit dem Redakteur Schütz; übersetzt den Shakspeare 1797 ff.; hält als außerord. Prof. der Philos. in Jena ästhet. Vorlesungen und beginnt mit seinem Bruder Friederich die kritische Reform im Athenäum 1798—1800; läßt seine Gedichte erscheinen 1800; legt seine Stelle nieder, geht nach Berlin, schreibt mit dem Bruder die Charakteristiken und Kritiken 1801; giebt mit Tieck den Musenalmanach heraus 1802; hält in Berlin Vorlesungen über Lit. u. Kunst, Ende 1802; dichtet den Jon; kämpft mit Kotzebue und Merkel; übersetzt den Calderon 1803; giebt „Blumensträuße der ital., span., portug. Poesie" heraus 1804; reist mit Frau v. Staël in Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden 1805 ff.; hält in Wien seine „Vorlesungen über dramat. Kunst und Literatur" 1808; polemisirt gegen Napoleon und begleitet den Kronprinzen von Schweden als Kabin.-Sekretär 1813; lebt in Coppet bei Genf 1814 ff.; wird Professor in Bonn 1818; wendet sich mit großem Eifer dem Stud. der oriental. Literatur, namentlich dem Sanscrit zu; ist Herausgeber der Indischen Bibliothek 1820 ff.; des Ramajana u. a. sanskrit. Texte 1823 ff.; reist nach England 1823; wird von mehreren Orden Ritter und verschiedener

Akademieen Mitglied; stirbt in Bonn den 12. Mai 1845. (Dichter und glücklichster Nachdichter.) Mitgründer der romantischen Schule und ihrer Kritik, von belebendem Einfluß auf die ganze schöne Literatur der Deutschen. Klassischer Stil. Seine Werke sind mit großer Sorgfalt gesammelt und herausgegeben von Ed. Böcking: Sämmtliche Werke 12 Bde. Leipzig, 1845—46. Oeuvres écrites en français 3 Bde. Leipzig 1846. Eine Charakteristik seiner Bedeutung für die Literatur giebt Dav. Fr. Strauß in der Brockhausischen „Gegenwart" Bd. III, S. 74—95.

Heinrich von Bülow, geb. um 1768 in der Mark, zu Hause und in der Militärakademie zu Berlin erzogen, im 15ten Jahre bei einem Inf.-Regiment zu Berlin, später bei einem Cavall.-Regim. angestellt, lebt im Polybius, Tacitus und Rousseau, nimmt seinen Abschied und geht bei dem niederländ. Aufstand in österr. Kriegsdienste 1786, dann, in seinen Hoffnungen getäuscht, in's Vaterland zurück; zieht zweimal nach Amerika; kommt verarmt heim; tritt als genialer Schriftsteller über das Kriegswesen mit seinem „System der Kriegskunst" auf 1799; sucht vergebens Dienste in seinem Vaterland, schreibt über den Feldzug von 1800; geht nach London, wo seine Schriftstellerversuche in der Kingsbench enden 1803; geht nach Paris und unerwartet wieder nach Berlin 1804; schreibt „über die Lehrsätze des neueren Krieges," die „Geschichte des Prinzen Heinrich," die „militärische Monatsschrift" und „die Tactik der Neuern, wie sie seyn sollte." Seine Geschichte des Feldzugs von 1805 trägt ihm preußisches Gefängniß zu Berlin ein; nach der Schlacht bei Jena wird er nach Colberg transportirt 1806, wo er im Kerker Swedenborgianer wird und die allgemeine Herrschaft der neuen Lehre in seinem coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, nach seinem Tode herausg. 1809, auf 1848 prophezeit. Vor der Belagerung von Colberg wird er nach Königsberg und von da nach Riga in's Gefängniß gebracht; gest. das. am Nervenfieber um 1808.

Friedrich Adolph Krummacher, geb. den 13. Juli 1768 zu Teklenburg in Westphalen; Prof. der Theol. zu Duisburg, reform. Prediger zu Crefeld 1807, Landprediger zu Kettwig in Westphalen 1807, später Consist.R., Superintendent und Oberprediger zu Bernburg; Prediger zu St. Ansgarii in Bremen seit 1824; dichtet die „Parabeln" 1805; „das Festbüchlein" 1808; die „Apologen und Paramythien" 1809; schreibt das „Wörtlein Und" 1811; stirbt den 4. April 1845. Religiöser Volksschriftsteller und in Schriften vom Fach eleganter Theolog. Wohlthuende Gesinnung,

weicher Stil. Vrgl. Möller, F. A. Krummacher und seine Freunde. 2 Bde. Bonn, 1849.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, geb. den 25. Nov. 1768 zu Breslau, erzogen im Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky; studiert die Theol. zu Barby; trennt sich von der Brüdergemeinde 1787, und studiert zu Halle fort; Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen; Mitglied des Schullehrerseminars zu Berlin; wird als Prediger ordinirt 1794; Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe 1794 f.; Prediger an der Charité zu Berlin 1796—1802. Tritt mit den „Monologen" auf 1800; wird Hofprediger in Stolpe 1802; schreibt die „Kritik der Sittenlehre" 1803; beginnt, anfangs mit Fr. Schlegel, über dessen „Lucinde" er jugendlich geschrieben, die Uebersetzung Plato's 1804 ff.; redet „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" 1804; Prof. d. Philos. und Theol. in Halle 1805; Universitätsprediger 1806; Prediger an der Dreifaltigkeitskirche u. Prof. an der neuen Univ. zu Berlin, die er mitgestiftet 1809; Patriot und Mitglied des Tugendbundes; begeisternder Lehrer; bringt die Dogmatik unter einen halbpantheistischen Gesichtspunkt im „christl. Glauben" 1821 und (mit Milderungen) 1830. Wirkt durch viele liturgische, polemische und theologische Schriften; gest. den 12. Februar 1834 zu Berlin. Reformator der modernen Theologie und ihr Haupt bis zu ihrer spekulativen Umgestaltung. Was die Sprache angeht, gewandt in Handhabung der feinsten Dialektik. Großer Kanzelredner. „Frommer" Zweifler. Ueber Schleiermachers Leben siehe dessen Briefwechsel mit J. Ch. Gaß mit einer biographischen Vorrede herausgeg. von W. Gaß. Berlin, 1852 und: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen (2 Bde. Berlin, 1858), worin seine Selbstbiographie bis 1794, Briefe an seine Eltern, seinen Onkel Stubenrauch, seine Schwester Charlotte, seine Freundinnen Hertz und Gruner und an seine Frau.

Friedrich Alexander Freiherr von Humboldt, geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin, unterrichtet vom nachmal. Geh.R. Kunth u. O.C.R. Söllner, studiert in Göttingen und Frankfurt an der Oder; besucht zu Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, reist mit Georg Forster an den Rhein, nach Holland und England, und berichtet über die Basalte am Rhein (1793); stud. Bergwerkswissenschaft unter Werner und Botanik zu Freiberg 1791; wird Assessor bei'm Berg- und Hüttenamt zu Berlin 1792; bald Oberbergmeister in Bayreuth; verläßt aber den Dienst und bereist Italien und die Schweiz 1796; geht über Wien und Salzburg nach

Paris 1797; lernt Bonpland kennen; holt ſich in Madrid Vollmacht zu einer Reiſe in die ſpan. Colonien, verläßt Europa Juni 1799 und verbündet ſich mit Bonpland zu einer fünfjährigen naturwiſſenſchaftl. Reiſe von 9000 Meilen; kommt mit einer unerhörten Ausbeute für Erd-, Völker-, Menſchen- und Naturkunde aus den Tropenländern nach Europa zurück 1804 und legt die Reſultate in einem Prachtwerke nieder 1810 ff.; lebt zu Paris; veröffentlicht die „Anſichten der Natur" 1808; durchreist das ruſſ. Reich mit den Prof. Ehrenberg und Roſe 1827—1829; lebt nach ſeiner Rückkehr als wirklicher Geheimerath mit dem Präd. Excellenz und höchſter Orden Ritter, den Königen Friedrich Wilhelm III. und IV. ſehr nahe ſtehend, unermüdlich für die Wiſſenſchaft und Geſittung thätig zu Berlin; begleitet ſeinen Herrn nach England Febr. 1842; bereitet Frühjahr 1842 ein neues Werk „Koſmos" vor, wovon bis zu ſeinem Tode vier Bände erſchienen ſind, ein fünfter aus dem Nachlaſſe zu erwarten ſteht. Geſt. zu Berlin am 6. Mai 1859. Forſcher und Naturſchilderer voll reicher deutſcher Poeſie. Eine von A. v. Humboldt ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung findet ſich im 8ten Band der Brockhauſiſchen „Gegenwart". Ein reichhaltiger Briefwechſel Humboldts (aus dem Nachlaſſe von Varnhagen von Enſe) iſt zu Leipzig erſchienen, 1860.

Ernſt Moriz Arndt, geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen, wo ſein Vater Pächter war, in ſtärkender Natur aufgewachſen, von Hauslehrern unterrichtet, beſucht die gelehrte Schule zu Stralſund 1786—1789, will der Univ. entweichen, ſtudiert für ſich zu Löbnitz bei den Eltern 1789—1791, bezieht Greifswald 1791 und Jena 1793, und ſtud. Philoſ., Theol. und Geſchichte; kehrt nach Löbnitz heim 1794, wird Hauslehrer bei Koſegarten 1796, bereist Deutſchland, Ungarn, Italien und Frankreich 1798 f.; Adjunkt der philoſ. Fakultät zu Greifswald 1803. Hier ſchreibt er über die Leibeigenſchaft, und der König von Schweden, anfangs entrüſtet, ſagt endlich: „wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann recht." Bereist Schweden 1803; außerordentl. Prof. zu Greifswald 1806; tritt als entſchiedener Franzoſenfeind auf und ſchreibt den erſten Theil des „Geiſt der Zeit" 1806 zu Stralſund, wo er in der ſchwed. Reg.Canzlei beſchäftigt iſt; flüchtet vor den Franzoſen nach Stockholm Dec. 1806, arbeitet dort in der Staatskanzlei unter Wetterſtedt; nach des Königs Sturz muß er vor Napoleon fliehen Okt. 1809; geht nach Berlin und wieder nach der an die Schweden zurückgegebenen Heimath Greifswald 1810; lebt dort mit unterdrücktem Grimm; geht endlich 1812 nach Berlin, Breslau,

wo er Scharnhorſt ſieht; bei Napoleons Annäherung nach Prag, wo er Gruner trifft; dann nach Moskau; kommt Ende Aug. nach Petersburg, wo er beim Miniſter vom Stein angeſtellt, deſſen Freund wird, für Deutſchlands Befreiung unermüdlich arbeitet, und viele berühmte Zeitgenoſſen kennen lernt; im Jahr 1813 kehrt er mit Stein nach Deutſchland zurück, erſt nach Königsberg, dann nach Dresden, wo er den dritten Theil des „Geiſt der Zeit“ überarbeitet; hierauf geht er in Aufträgen nach Berlin, und bald zum Congreß nach Reichenbach; nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankfurt, wo er „der Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Gränze“ ſchreibt; ſpäter lebt er in Köln 1815 ff. und wird endlich Profeſſor der neueren Geſchichte an der neu errichteten Univerſität zu Bonn 1818. Im Jahr 1819 wird er politiſch verdächtigt, mit Hausſuchung heimgeſucht, im Herbſt 1820 ſuſpendirt und langer gerichtl. Unterſuchung unterworfen, als der Theilnahme an geh. Geſellſchaften und republikaniſcher Umtriebe angeklagt. Nach zwanzig Jahren gezwungener Unthätigkeit wird er von König Friedrich Wilhelm IV. in ſein Lehramt wieder eingeſetzt, von der Univerſität zum Rektor erwählt, von dem König von Baiern mit dem Verdienſtorden der baier. Krone, ſpäter von ſeinem Landesherrn mit dem rothen Adlerorden geſchmückt und von den Studenten unter Fackelſchein begrüßt 1840; veröffentlicht 1840 ſeine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“; ſchreibt 1843 einen „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte“; ſtellt 1845 ſeine werthvollſten Flugſchriften zuſammen u. d. T. „Schriften an und für ſeine lieben Deutſchen“, 3 Bde. Läßt ſeine Unterſuchungsgeſchichte und in Beſchlag genommene Briefe drucken u. d. T. „Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben“, 2 Bde. Leipzig, 1847; betheiligt ſich im Jahr 1848 ſchriftſtelleriſch an den Tagesfragen, wird vom 15ten rheiniſchen Wahlbezirk zum deutſchen Parlament gewählt, hält ſich dort mit kräftigen Reden zur erbkaiſerlichen Partei, zieht im April mit der vergeblichen Kaiſerdeputation nach Berlin, tritt am 20. Mai 1849 mit der Partei Gagern aus der Nationalverſammlung aus, giebt „Blätter der Erinnerung um und aus der Paulskirche“. Leipzig 1849, heraus, ſchreibt in der Zeit des franzöſiſch-ruſſiſchen Kriegs ein jugendfriſches Buch über die Tagesfragen „Pro populo germanico“, Berlin 1854; erzählt 1858 ſeine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Karl Fr. v. Stein“; feiert von allen Seiten beglückwünſcht 1859 ſeinen 91ten Geburtstag und ſchreibt noch rüſtig eine Menge friſcher und lebendiger Dankbriefe; ſtirbt aber bald darauf am 29. Jan. 1860

nach kurzer Krankheit. Ein ächter deutſcher Mann, glühend von vaterländiſcher Begeiſterung bis an ſein Ende; als Menſch und Schriftſteller von unverwelklicher Jugendfriſche und eigenthümlicher Kraft. (Patriotiſcher Dichter.)

Friedrich Hölderlin, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, verliert den Vater 1772; von einer zarten Mutter erzogen, in der Schule zu Nürtingen als Knabe mit Schelling befreundet; ſtud. in der Kloſterſchule zu Denkendorf 1784 ff.; zu Maulbronn 1786 f.; und im theol. Seminar zu Tübingen, hier mit Hegel verbunden, 1788 ff., wird Magiſter 1790, liefert poet. Beiträge zu Schillers Thalia 1793 und Stäudlins Muſenalmanach 1792 ff.; in engem Verkehr mit Conz, v. Seckendorf und Sinclair; verſenkt ſich ins Studium des Idealismus und die Welt der Griechen, lebt in Muſik; Hofmeiſter im Meiningiſchen 1793; geht nach Jena, vertieft ſich in Fichte's Syſtem, wird von Schiller geſchätzt und geleitet 1795 f.; kehrt nach Nürtingen zurück; wird Hofmeiſter in Frankfurt am Main, flüchtet mit der Familie ſeiner Zöglinge nach Kaſſel; kehrt nach Frankfurt zurück; Alles 1796; läßt den „Hyperion" erſcheinen 1797; verläßt Frankfurt, eine hoffnungsloſe Leidenſchaft im Buſen 1798; wird Hofmeiſter in der Schweiz 1800; kehrt nach Hauſe zurück 1801; wird Hofmeiſter in Bordeaux 1802; verläßt, vielleicht auf die Nachricht vom Tode der Geliebten, dieſe Stelle im Juni 1802; durchreiſt in der glühendſten Hitze Frankreich zu Fuß und kommt Anfangs Juli krank am Gemüthe zu Stuttgart und bald darauf zu Nürtingen bei den Seinen an; bleibt dort und überſetzt den Sophokles 1803; wird durch Sinclair's Bemühungen Bibliothekar bei dem Landgrafen von Heſſen-Homburg, geht dorthin, ohne daß ſein Trübſinn zerſtreut wird 1804; findet endlich ein Aſyl bei einer Bürgerfamilie in Tübingen 1806; und lebt dort bis an ſeinen Tod, 7. Juni 1843. — Großer, tiefſinniger Lyriker in Poeſie und Proſa. Seine ſämmtlichen Werke ſind herausgeg. und mit einer Biographie begleitet von Chriſtoph Theod. Schwab. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen, 1846.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wo ſein Vater Expeditionsrath war; gebildet auf dem Gymn. zu Stuttgart und 1788—1793 zu Tübingen im Studium der Philol., Philoſ. u. Theolog., Hauslehrer in der Schweiz; erhält durch ſeinen Freund Hölderlin eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt a. M. 1798 ff.; Privatdocent in Jena 1801; von Schiller und Göthe in ſeiner Bedeutſamkeit erkannt 1803; mit Schelling

zum krit. Journal der Philosophie verbunden und von ihm abhängig 1802 ff.; außerordentl. Prof. zu Jena 1805; Redacteur einer pol. Zeitung zu Bamberg 1806; Rektor und Professor am Aegidianum zu Nürnberg 1808; Prof. zu Heidelberg 1816; zu Berlin 1818, gest. das. den 14. Nov. 1831 an der Cholera. Tritt als Schöpfer der Philosophie des reinen Begriffs hervor mit der „Phänomenologie" 1807; der „Logik" 1812, der „Encyklopädie" 1817, der „Rechtsphilosophie" 1821; durch die nach seinem Tode veröffentlichten Vorlesungen über alle Theile der Philosophie zum Theil seiner herben Darstellung entkleidet und einem größern Kreise zugänglich gemacht; unerbittlicher Dialektiker; König des — Glauben, Fühlen und Wollen unterjochenden Wissens. Hegel hat bis in die vierziger Jahre fast in allen Gebieten der Wissenschaft, besonders in Philosophie und Theologie einen beherrschenden Einfluß geübt, der aber jetzt nur noch in Nachwirkungen sich bemerklich macht. Vgl. über ihn R. Haym, Hegel und seine Zeit. Berlin, 1857, und K. Rosenkranz, Apologie Hegels gegen Heim, Berlin, 1858; sowie auch desselben Verfassers Leben Hegels. Berlin, 1844.

Johann Heinrich Zschokke, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, gebildet auf der Klosterschule und dem Gymnas. der dortigen Altstadt und durch heimliches Lesen von Philosophen und Dichtern, wandert mit Schauspielern als Schauspieldichter umher; studirt ohne Plan zu Frankfurt an der Oder, und fängt dort zu dociren an, 1792; lehrt Moralphilos. und Aesthet. 1794; geht in die Schweiz und wird Bürger von Graubündten 1797; Mitarbeiter des helvet. Ministers der Wissenschaften, Stapfer, 1798; Reg.-Commissär des helvet. Directoriums zu Unterwalden, später des Cantons Waldstätten 1799; Reg.Commissär der ital. Schweiz; Reg.Statthalter von Basel 1800; lebt im Aargau seit 1801; Mitglied des Oberforst- und Bergamts das. 1804; Mitglied des großen Raths 1815; im Privatstande seit 1829. Verfasser einer Geschichte der Schweiz und Bayerns, und vieler historischer Schriften, Schilderungen und Romane; Herausgeber der Erheiterungen; bekennt sich am 2. Febr. 1842 zum Verf. der bekannten „Stunden der Andacht"; schreibt 1842 seine „Selbstschau", 2 Bde. Aarau 1842, und stirbt den 27. Juni 1848. Sicherer Stil, klare Darstellungsweise.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense, geb. Levin, später Robert, jüdischer Eltern Kind, geboren an Pfingsten 1771 zu Berlin; mit den geistvollsten Männern und Frauen des Jahrhunderts, so wie mit sich selbst, vierzig Jahre lang (1793—1833)

im scharf-, tief- und feinsinnigsten Gedankenwechsel, den ihr Gatte als Nachlaß der Welt mitgetheilt hat; vermählt mit C. A. Varnhagen von Ense 27. Sept. 1814; gest. zu Berlin den 7. März 1833. Gehört unter die durchdringendsten Geister ihrer Zeit, urtheilend und ahnend; auch im Irrthum tief; für ihre Zeit in mancher Beziehung, was Hamann für die seinige war.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, geb. den 10. März 1772 zu Hannover, jüngerer Bruder August Wilhelms, bei verwandten Landgeistlichen erzogen, erlernt die Handlung in Leipzig, geht zur gelehrten Bildung über 1788; stud. Philol. in Göttingen und Leipzig, doctorirt, tritt als Schriftsteller auf 1793; arbeitet an versch. Journalen (Charakteristiken und Kritiken); schreibt „Griechen und Römer" 1ter Thl. 1797 und gewinnt dadurch Heyne's Achtung; „Poesie der Griechen u. Römer" 1798; giebt das „Athenäum" mit seinem Bruder heraus 1798 ff.; schreibt die berüchtigte „Lucinde" 1799 (1ter Thl.); habilitirt sich als Privatdocent in Jena 1800 und liest mit großem Beifall über Philosophie; lyr. Dichter 1800 ff.; giebt „Lessings Gedanken und Meinungen" heraus 1801; die „Europa" 1802 f.; führt die Assonanz ins Drama ein im Alarkos 1802; lebt in Dreden 1802; geht, mit seiner Frau (Mendelssohns Tochter) 1803 zu Köln zur kathol. Confession übergetreten, nach Paris und liest dort über Philosophie; beschäftigt sich mit der Kunst, der altfranz. Ritterpoesie, der oriental. und bes. indischen Literatur, und schreibt „über die Sprache und Weisheit der Indier" 1808; kehrt nach Deutschland zurück, lebt in Wien 1808 ff.; sammelt seine Gedichte 1809; hält Vorlesungen über neuere Geschichte und die Literatur aller Völker, gedruckt 1811 und 1812; giebt das „deutsche Museum" heraus 1812; erwirbt sich das Vertrauen des Fürsten v. Metternich; wird Hofsekretär und k. k. Legationsrath beim Bundestag, auch Mitglied der k. k. Akademie der Künste; von Geschäften zurückgezogen seit 1819; hält Vorlesungen über „Philosophie der Geschichte" gedr. 1828; schreibt die „Philosophie des Lebens" 1828; gestorben auf einem Besuch in Dresden d. 11. Jan. 1829. Mitstifter der romant. Schule und Mitgestalter der neuen deutschen Bildung (Dichter); tiefe, gedrungene, helle Schreibart besonders in seinen früheren Werken.

Friedrich von Hardenberg, gen. **Novalis,** geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen, von trefflichen Eltern wohl erzogen, erhält seine gelehrte Jugendbildung zu Braunschweig und zu Eisleben, bei dem Philologen Jani, stud. unter Reinhold

in Jena Philoſophie 1790 ff.; pflegt Schiller in ſeiner Krankheit 1791; erlernt in Wittenberg und Leipzig Jurisprudenz; dem Salinenweſen gewidmet 1797; verliert ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn; geht nach Freiberg, ſtud. Bergkunde, verlobt ſich mit Julie von Charpentier 1798, wird Salinenaſſeſſor zu Weißenfels 1799; innig verbrüdert mit den beiden Schlegel und Tieck; ſoll Amtshauptmann in Thüringen werden; geſt. zu Weißenfels im Vaterhauſe in Fr. Schlegels Armen unter den Tönen des Klaviers den 25. März 1801. Fr. Schlegel u. Tieck haben ſeine Werke: „Heinrich von Ofterdingen", Poeſieen und Fragmente in 2 Bänden herausgegeben. (Großer Dichter.) Sehnſüchtiger Prophet einer verklärten Natur und eines Jenſeits im Dieſſeits; beſtrebt, das Leben und Wiſſen mit dem Geiſt der Poeſie zu durchläutern; Stil tief und klar. Ein Sänger der Fichte'ſchen Weltanſchauung.

Johann Friedrich von Meyer, geb. den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M., Sohn eines Großhändlers, beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſtadt, ſtud. zu Göttingen Philologie, Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte 1790 ff., geht nach Leipzig 1793 u. Dresden 1794; fürſtl. Salm-Kyrburgiſcher Kammerdirektor 1795, zieht nach Frankfurt 1802; Rath und Beiſitzer des Stadtgerichts 1817; Senator und Mitgl. des Conſiſt. 1816; Schöff, Syndicus und Appellationsrath 1821; D. der Theol. zu Erlangen 1821; Präſid. der geſetzg. Verſamml. 1824; Präſident des App. Gerichts um 1830; Präſident der Frankf. Bibelgeſellſchaft; frommer und geiſtvoller Laie. (Geiſtl. Liederdichter.) Herausgeber eines Bibelwerkes 1819 ff., in dritter Auflage, nach den hinterlaſſenen Handſchriften, 1855; der „Blätter für höhere Wahrheit" 1819 ff. Theilnehmer an J. Kerners „Blätter aus Prevorſt" und „Magikon". Stirbt den 28. Jan. 1849.

Henrich Steffens, geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, Sohn eines Diſtrictchirurgus, erzogen in Drontheim 1776 ff., beſucht die gelehrte Schule zu Helſingör 1779 ff., zu Roeskilde 1785, und endlich zu Kopenhagen 1787 ff., mehr durch Selbſtſtudium als (ſchlechte) Hauslehrer gebildet, und durch Büffon zum Forſchen in der Naturgeſchichte begeiſtert, das er auf der Univerſität fortſetzt 1790 ff., nach einer norweg. Reiſe in der Elbemündung geſtrandet 1794; lebt in Hamburg bis 1795; D. und Adjunkt der philoſ. Facult. zu Kiel 1796; geht nach Jena zu Schelling 1797; nach Freiberg zu Werner, und ſchreibt hier ſeine „Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde"; kehrt nach Kopenhagen zurück und hält dort Vorleſungen 1802; Prof. zu Halle

1804 ff. bis zur Schlacht von Jena; giebt seine „Grundzüge der philos. Naturwissenschaft" heraus 1806; lebt in Holstein, Hamburg und Lübeck 1807—1809; schreibt eine kühne Broschüre über die Idee der Universitäten 1809; kehrt nach Halle zurück und wirkt heimlich mit den deutschen Patrioten; schreibt die „Oryktognosie" 1811 ff.; setzt sich in Breslau 1811; begeisterter Freiwilliger 1813; zieht vor Paris und wird mit dem eisernen Kreuz verabschiedet 1814; ord. Prof. der Physik zu Breslau 1815; schreibt über „die gegenwärtige Zeit" 1819; „Karrikaturen des Heiligen" 1819—1821; „Anthropologie" 1821; befehdet die „falsche Theologie" 1823; wirft sich mit seiner jugendlich bleibenden, entwicklungsfähigen Individualität auf die Novelle, wo er auf ein histor. Fundament Psychologie, Naturphilosophie und Romantik, doch ohne Phantasterei, baut (Gervinus): „Walseth und Leith" 1826; „die vier Norweger" 1827 ff.; „Malcolm" 1834; die Revolution" 1837; legt seine Glaubenskämpfe der Welt vor: „wie ich wieder Lutheraner wurde" 1831; schreibt seine „Religionsphilos." 1839; erzählt die Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, unter dem Titel: „Was ich erlebte." 10 Bde. Breslau, 1840—45. Stirbt zu Berlin, wo er seit 1832 als Professor der Philosophie wirkte, den 13. Febr. 1845. Naturalisirter Deutscher. Als Naturphilosoph, Romantiker und überzeugter Christ energisch thätig; die Form mit der Gestaltung ringend; der Stil begeistert und leuchtend.

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, eines Seilers Sohn, erhält seine Jugendbildung zu Berlin; stud. innig befreundet mit Wackenroder, zu Berlin und Halle, tritt mit dem „William Lovell" 1795 auf den literar. Schauplatz; läßt „Peter Leberecht" 1795, und die „Volksmärchen" 1797 ff. folgen; wird von A. W. Schlegel in der Jenaer L. Z. dem Publikum empfohlen; dichtet den „Blaubart" und den „gestiefelten Kater" 1797, nimmt voll andächtiger Liebe zur Kunst Antheil an Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" 1797; schreibt „Sternbalds Wanderungen" 1798, „Phantasien über die Kunst" 1799, zum Theil aus Wackenroders Nachlaß; geht von Berlin nach Hamburg und heirathet die Tochter des einst von Götze verfolgten Pastors Alberti; wohnt mit den Schlegel in Jena, und fertigt das klass. Alterthum mit einer sapph. Ode in Schillers Musenalmanach ab 1799; übersetzt den Don Quixote 1799—1801; gibt die „romant. Dichtungen" heraus, darin den „Zerbino" 1799 f., die „Genoveva", das „poet. Journal", das „Ungeheuer

und der verzauberte Wald", ein muſik. Märchen; alles 1800; lebt der Natur, Kunſt und Bibliothek in Dresden mit Fr. Schlegel 1801 f. und gibt mit A. W. Schlegel den „Muſenalmanach" für 1802 heraus; „Minnelieder" 1803; „Kaiſer Octavianus" 1804, mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis 1806. Geht nach Rom und forſcht nach literariſchen Schätzen 1805; nach München, wo die Gicht ihn zu quälen anfängt 1806; nach Ziebingen in der Mark zu ſeinem Freunde Wilhelm von Burgsdorf; bearbeitet das „altengl. Theater 1811 ff., den „Ulrich v. Lichtenſtein" 1811; ſammelt den „Phantaſus" 1812 ff.; reist nach London 1817, lebt in Dresden 1819 ff. (ſpäter als Hofrath und Theaterintendant 1825 ff.) dichtet den „Fortunat" 1819; gibt das „deutſche Theater" heraus 1820; ſeine Gedichte 1821 ff., Shakſpeare's Vorſchule 1823. „dramaturgiſche Blätter" 1826 f.; wendet ſeine Poeſie, Kritik und Lebenserfahrung der Novelle zu: „Pietro von Apone, Zaubergeſchichte" 1824; „die Geſellſchaft auf dem Lande" 1825, „Dichterleben" 1826 ff.; „der Aufruhr in den Cevennen" (Torſo) 1826; „Inſel Felſenburg" erneuert 1827 ff.; „der Alte vom Berge" 1828; „Camoens" 1832; „die Vogelſcheuche" 1834; „der Tiſchlermeiſter" 1835; „Vittoria Accorombona" 1839. Wird von König Friedr. Wilh. IV. von Preußen 1840 mit anſehnlichem Gehalt berufen, an den Hof gezogen und lebt theils in Berlin, theils in Potsdam bis zu ſeinem Tode: den 28. April 1853. Vergleiche: Rud. Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, nach deſſen mündl. und ſchriftl. Mittheilungen. 2 Bde. Leipzig 1855. (Einer der bedeutendſten deutſchen Dichter.) Mitgründer der romantiſchen Schule; unübertrefflicher Humor; klarſte und kunſtvollſte Darſtellung, vom Aether der Poeſie umwoben; flüſſigſter Stil.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut, geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln in Hannover, ſtud. die Rechte zu Göttingen, Königsberg (wo er auch Kant hört), und Kiel; wird hier Doctor 1796; Adjunct der jur. Fac. 1798; ord. Prof. 1799; nach Jena berufen 1802, ins regenerirte Heidelberg 1805; Correſpondent der kaiſ. Geſetzescommiſſion in Petersburg 1805; tritt mit ſeinem Hauptwerke, dem Pandektenrecht, hervor 1803 ff. Verlangt nach Napoleons Sturz Einheit des Rechts in Deutſchland, von Savigny bekämpft 1815. Großer Freund und Kenner der Muſik; ſchreibt über Paleſtrina und die „Reinheit der Tonkunſt" 1825; vielfach geehrt, geſt. als Bad. Geh.Rath u. Commenthur den 28. März 1840. Genialer Rechtslehrer.

Ignaz Heinrich Freiherr von Weſſenberg, geb. den 4. Nov. 1774 zu Dresden, Sohn des öſterr. Geſandten daſelbſt, verdankt ſeinem alten Adel frühzeitige Domherrnſtellen, und iſt Domdechant zu Conſtanz, wo Dalberg ihn zum Gen.-Vikar dieſes Bisthums erhebt 1802, in welchem Wirkungskreiſe er voll Kraft und Einſicht für ein thätiges Chriſtenthum arbeitet; Coadjutor von Conſtanz 1814, durch Dalberg Bisthumsverweſer, vom Papſt nicht beſtätigt (Breve vom 15. März 1817); reist nach Rom, ſich zu rechtfertigen, und giebt als Reiſefrucht die „Blüthen aus Italien" heraus 1818, wird von ſeinem Landesherrn (Baden) als Generalvicar geſchützt 1818; durch Auflöſung des Bisthums ſeiner Stelle verluſtig 1827. (Dichter.) Schreibt über den „ſittlichen Einfluß der Schaubühne" 1824 und „der Romane" 1826; über „die chriſtlichen Bilder" 1828; über die „großen Kirchenverſammlungen" 1840 ff. Einer der gemüthvollſten aſcet. Schriftſteller ſeiner Confeſſion; im Leben und Handeln vielfach an Fenelon erinnernd. Lebt zu Conſtanz.

Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling, geb. den 27. Janr. 1775 zu Leonberg in Württemberg, bezieht ſehr frühzeitig die Kloſterſchulen ſeines Vaterlandes, und im 16. Jahre die Univ. Tübingen, wo er Philoſ. und Theol. ſtudiert 1790 ff.; wird mit 17 Jahren Magiſter 1792; Erzieher in Leipzig 1795; ſchreibt „vom Ich" 1795, und „Ideen zu einer Philoſ. der Natur" 1797; außerord. Prof. der Philoſ. zu Jena 1798; ſchreibt „von der Weltſeele" 1798; „Entw. eines Syſtems der Natur-Philoſ." 1799; das „Syſtem des transſcendentalen Idealismus" 1800; giebt die Zeitſchrift für ſpek. Philoſ. heraus 1800 ff., und mit Hegel das krit. Journal der Phil. 1802; den „Bruno" 1802; über „die Methode des akad. Stud." 1803; Doctor der Medicin 1802; ord. Prof. der Transſcendental- und Naturphiloſophie zu Würzburg 1803; geht nach München als Mitgl. der 1. Cl. der Akad. der Wiſſenſch. 1806; Gen.Sekretär der Akad. der Künſte 1808; giebt mehrere ſein Syſtem ergänzende Schriften heraus; redet „über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur" 1806; ſtreitet gegen Fichte 1808; gegen Jakobi 1812; legt in ſeiner Abhandlung „über die Freiheit" 1809, und „über die Gottheiten von Samothrace" 1815 einen neuen Grund; nähert ſich dem Theismus in ſeiner Vorrede zu Couſin 1835; und der chriſtlichen Offenbarung in ſeinen Münchner Vorleſungen. Prof. in Erlangen 1820; amtlos auf Anſuchen 1823; Geh. Hofr. und Prof. an der Univ. zu München 1827 u. in Adelſtand erhoben; bald darauf

Präſident der Akad. d. Wiſſenſchaften, Geh.-Rath und General-Conſervator der wiſſenſchaftl. Samml.; mit deutſchen und fremden Orden geehrt; geht, vom König Friedrich Wilhelm IV. eingeladen, nach Berlin und hält dort unter großem Beifall Vorleſungen über ſein erneutes und vervollſtändigtes Syſtem 1841 f.; Schöpfer der Naturphiloſ. und des Identitätsſyſtems, ſpäter den Geiſt als Perſönlichkeit zu erfaſſen beſtrebt. Darſtellung und Stil tief und klar. Stirbt am 20. Aug. 1854 im Bade Ragatz, wo ihm König Max II. von Bayern ein Denkmal ſetzen läßt. Seine ſämmtlichen Werke werden ſeit 1856 von einem ſeiner Söhne herausgeg. u. enthalten die lange als Geheimlehre bewahrte Faſſung ſeines letzten Syſtems.

Karl von Rotteck, geb. den 1. Juni 1775 zu Freiburg im Breisgau, ſtud. auf dem Gymnaſ. und der Univ. ſeiner Vaterſtadt, wird daſ. Aſſeſſor beim Stadtmagiſtrat, Dr. der Rechte 1797, ordentl. Prof. der allg. Geſchichte 1798; reist nach Wien, Paris, in die Schweiz und nach Italien; ſchreibt ſein Hauptwerk „die allgemeine Geſchichte“ 1813 ff. (20 Auflagen); badiſcher Hofrath 1816; Prof. der Rechts- und Staatswiſſenſchaft 1817; Mitgl. der baier. Akad. der Wiſſenſch. 1817; Mitgl. der erſten, ſpäter der zweiten Kammer der bad. Stände; freimüthiger Volksvertreter u. Haupt der Oppoſition 1819 ff.; durch Bundesbeſchluß als Prof. zur Ruhe geſetzt 1832; Verf. vieler publiciſtiſchen Schriften, beſ. über das Kriegswesen; Herausgeber des „Landſtänd. Archivs“ und Mitherausgeber des Staatslexikons; geſt. unter allg. Volkstheilnahme zu Freiburg den 26. Nov. 1840. Stil rhetoriſch blühend.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg, ſtud. daſ. die Rechte; arbeitet bei der O. Amtsregierung in Großglogau und beim Kammergericht in Berlin; wird Aſſeſſor der Regierung in Poſen 1800, Rath in Plotzk 1802, in Warſchau 1803; durch die franz. Invaſion brodlos 1806; Muſikdirektor zu Bamberg 1808; bei der Joſeph Secondaiſchen Geſellſchaft in Dresden 1813; kehrt nach Berlin zurück 1815; Rath beim k. Kammergericht daſ. 1816, wo er aber bald freiwillig auf eine Expeditorſtelle zurücktritt. Berühmt geworden durch die „Fantaſieſtücke in Callot's Manier“ 1814; ihnen folgen „die Eliriere des Teufels“ 1816; „Nachtſtücke“ 1816 f.; „Klein Zaches“ 1819; „Serapionsbrüder“ 1819 ff.; „Kater Murr“ 1820; „Princeß Brambilla“ 1821; „Meiſter Floh“ 1822. Vertrauter Freund von Fouqué und Hitzig; geſt. zu Berlin den 24. Jul. 1824. Phantaſtiſcher Humoriſt; nervos und überreizt; der Stil entſprechend.

Jakob Joseph Görres, geb. den 25. Jan. 1776 zu Koblenz; erzogen daſ. geht er als 16jähr. Jüngling nach Mainz und beſucht dort die Klubbiſten 1792; als Hoche die cisrhenan. Republik ſtiften will, geht Görres mit einer Deputation nach Paris und ſieht dort die Schlechtigkeit des Direktoriums in der Nähe 1797; ſchreibt „das rothe Blatt" 1797; Lehrer an der Secondärſchule zu Koblenz; verläßt das Amt unter Napoleon, lebt als Privatlehrer in Heidelberg mit Brentano, Arnim u. a.; des „Knaben Wunderhorn" und „die deutſchen Volksbücher" (1807) entſtehen 1805 bis 1808; Görres geht als Prof. nach Koblenz zurück und legt ſich auf Naturphiloſophie und aufs Perſiſche, giebt die „Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt" heraus 1810. Nach der Leipziger Schlacht ſtellt er ſich, eben vom Lazarethfieber erholt, an die Spitze des Volksſturms, wird Director des öffentl. Unterrichts, und giebt vom Jan. 1814 an, mit Gruner, dem Generalgouverneur von Koblenz befreundet, den Rheiniſchen Merkur heraus, der als „fünfte Macht" gegen die Franzoſen 3000 Exemplare jährlich abſetzt. Wegen eines Artikels über die „Schmalziſche Geſchichte" wird der Rhein. Merkur verboten u. Görres verliert Stelle und Gehalt; er geht mit ſeiner Familie nach Heidelberg 1816, nach Koblenz zurück 1817; ſchreibt „Deutſchland und die Revolution" und flüchtet nach Straßburg 1819; giebt das „Heldenbuch von Iran" heraus 1820: ſchreibt „Europa und die Revolution" 1821; wird an die neue Univerſität München berufen und Ultramontaner 1827; ſchreibt über Weltgeſchichte 1830; den „Athanaſius" 1838; die „chriſtliche Myſtik." 4 Bände. Regensburg, 1836—42, über Kirche und Staat, die „Wallfahrt nach Trier" und den „Kölner Dom" 1842 u. ſtirbt am 27. Jan. 1848 zu München. Eine Biographie aus der Feder ſeines Sohnes Guido findet ſich in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern, Jahrgang 1851, Bd. 27 u. eine andere im rheiniſchen Antiquarius, 1. Abth., Bd. II., Seite 433—509. Seine geſammelten Schriften werden von ſeiner Tochter Marie herausgegeben, München 1854 ff. Seine Darſtellung iſt „trunkene Miſchung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft, ſubjective Verzückung." (Mundt.)

Barthold Georg Niebuhr, geb. den 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, Sohn des berühmten Reiſenden Carſten N., überſiedelt mit dem Vater nach Meldorf in Süderditmarſchen 1778 und lebt dort in tiefer Stille, vom Vater und ſeit 1781 durch Vojes anregende Geſpräche friſch gebildet, aber auch kränklich, in den alten Sprachen von einem ſchlechten Hauslehrer unterrichtet; hält ſeit dem

Türkenkrieg und den Unruhen in den Niederlanden den Blick in die Weltbegebenheiten gerichtet 1787 ff.; besucht die gelehrte Schule des Städtchens 1789 f. und genießt den Privatunterricht des Rektors, der ihn tiefer ins klassische Alterthum und die Kunst des Stils einführt 1790 ff.; geht nach Hamburg in Büsch's Handelsinstitut, aber bald wieder zurück 1792; daheim übt er sich in den Sprachen (deren er 1807 nicht weniger als 20 versteht); beim Ausbruche der Revolution ängstigt ihn schon der Rückschritt zur Barbarei, wie später wieder in den letzten Monaten seines Lebens. Er stud. zu Kiel unter Hegewisch, Cramer u. Reinhold und tritt in nahe Verhältnisse zu Hensler, Jakobi, Schlosser, den beiden Stolberg und Baggesen 1794 ff.; wird Privatsekretär beim Grafen Schimmelmann in Kopenhagen und tritt dadurch in Berührung mit der großen Welt 1796; durch Graf P. A. Bernstorff supernum. Secretär an der K. Bibliothek; besucht Kiel u. die Heimath u. verspricht sich mit der Schwester der Hensler 1797; reist nach England und lebt in London und zu Edinburgh in der Familie von Francis Scott, wo er den „blödsichtigen, an Verstande langsamen," ältesten Sohn — Walter Scott — beklagt 1798 ff.; kehrt nach Holstein zurück 1800; wird zu Kopenhagen Commerzassessor für das ostind. Bureau u. Sekretär und Comptoirchef der Afrikan. Consulatdirection Mai 1800; heirathet; misbilligt u. entschuldigt Stolbergs Relig.-Veränderung, erlebt Nelsons Bombardement 1801; erfrischt sich durch die Wissenschaften in den Freistunden u. stud. das Arabische 1802; bereist Deutschland in finanz. Geschäften der Reg. 1803; stud. alte Geschichte 1804; siedelt nach Preußen über, als Mitdirektor der ersten Bank u. bei der Seehandlung angestellt in Berlin, wenige Tage vor der Schlacht von Jena, Okt. 1807; flieht mit dem König nach Memel, verbindet sich in Königsberg innig mit Nicolovius; nach der Schlacht von Friedland geht er nach Riga; wird nach dem Frieden Mitglied der Immediatcommission; kehrt nach Berlin zurück 1807; geht in Aufträgen nach Hamburg und Holland, um unter Stein eine Anleihe zu negozieren, was misglückt 1808 ff.; geht nach Hamburg und Holstein, nach Berlin und Königsberg, wird geheimer Staatsrath u. Sektionschef für das Staatsschuldenzahlungswesen in Berlin 1809; erzwingt unter Hardenberg seine Entlassung u. wird Historiograph an Joh. v. Müllers Stelle 1810. Er tritt, der Gelehrsamkeit zurückgegeben, mit der Abhandlung über den Amphiktyonenbund auf 1810; hält an der neuen Univ. Berlin Vorlesungen über die röm. Geschichte 1810 ff.,

wovon er 2 Bände verarbeitet 1811 ff., und lebt ganz auf Literatur, Kirche und Gesittung gerichtet 1812 ff.; tritt mit der Befreiung Deutschlands in erneute polit. Thätigkeit; geht ins Hauptquartier nach Dresden u. reist mit nach Böhmen Sommer 1813; kehrt nach Berlin zurück Sept. 1813; unterhandelt Subsidiengeschäfte in Holland und besucht Holstein; geht wieder nach Berlin zurück u. unterrichtet den Kronprinzen in der Finanz- u. Administrationswissenschaft 1814; sein Vater und seine Frau sterben 1815; er heirathet die Nichte seiner Schwägerin Hensler; schreibt das Leben seines Vaters; geht als Gesandter nach Rom 1816 und lebt dort den Blicken und Mittheilungen seiner Freunde entrückt; nimmt Urlaub von seiner Gesandtschaft; besucht Neapel und schließt mit De Serre Freundschaft; entdeckt den Flav. Merobaudes in St. Gallen, wählt Bonn zu seinem Wohnort 1823, und setzt sich dort, nachdem er Berlin besucht und viel häusliches Unglück erfahren, von seiner Gesandtschaft entlassen, und freie Vorlesungen über röm., griech., auch neueste Geschichte haltend 1824; nimmt die röm. Geschichte wieder vor, arbeitet sie um 1823 ff., ordnet seine Papiere, edirt die kleinen hist. und philol. Schriften 1828 ff.; aufs heftigste von der Juli-Revolution erschüttert, gest. wenige Tage vor seiner Frau, zu Bonn den 2. Januar 1831. Umfassender Gelehrter, Kritiker u. Historiker; sein Stil durchdrungen von der erkannten Wahrheit; Begründer der echten römischen Geschichte. Vrgl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 3 Bde. Hamburg 1838—39.

Heinrich v. Kleist, geb. den 10. Okt. 1776 zu Frankfurt an der Oder; Junker bei der Garde zu Berlin 1791; macht als solcher den Feldzug am Rhein mit 1793; nimmt als Lieutenant zu Potsdam seinen Abschied und stud. in seiner Vaterstadt 1799; schilt dort den versuchten Selbstmord eines Freundes, tief erschüttert, gemeine Feigheit und allergrößte Sünde; kehrt nach Berlin zurück 1800 und wird eifriger Kantianer; erhält ein Amt im Departement des Ministers Struensee; fühlt sich aber als Philosoph unglücklich darin; verläßt es und geht nach Paris, wo er eine Kantische Propaganda stiften will 1801; verläßt, beschämt und verarmt, Frankreich und lebt eine Zeit lang am Thunersee in der Schweiz, poetischen Arbeiten; geht nach Weimar zu Wieland und arbeitet in dessen Hause und auf dessen Rath an dem Trauerspiel „die Familie Schroffenstein" 1802; geht mit einem charakterfesten Freunde aufs neue in die Schweiz, dann nach Paris, wo er sich

mit ihm entzweit und ſeine Papiere vernichtet; auf der Heimkehr in Mainz 6 Monate lang tödtlich krank, kehrt er nach Potsdam zurück, arbeitet im Finanzdepartement; hört die Volksgeſchichte vom „Kohlhaas“ und ſchreibt ſie nieder; dichtet im preuß. Kriege „den zerbrochenen Krug“ und den „Amphitryon“ (nach Molière); vollendet „die Familie Schroffenſtein“ 1803; nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg geflüchtet, und nach der Heimkehr von den Franzoſen als verdächtig nach Joux bei Chalons transportirt, bald aber freigelaſſen 1807, lebt er in Desden, wo er ſich mit Adam Müller befreundet; dichtet „die Penthesilea“ 1808; nach Berlin zurückgekehrt „das Käthchen von Heilbronn“ 1810, ſeine „Erzählungen“ 1810 f., und ſein reichſtes Werk „den Prinzen von Homburg“ 1809; entwirft den „Guiskard“ und die „Hermannsſchlacht“ u. a., und erſchießt ſich mit ſeiner Freundin Adolphine Sophie Henrike Vogel, die, an einem unheilbaren Uebel leidend, ſich einen Dienſt von ihm hatte zuſchwören laſſen, im Gehölz bei Potsdam den 21. Nov. 1811. (Dramendichter.) Uneiniges Gemüth, das weder in der Wirklichkeit noch in der Kunſt Beruhigung fand. (Tieck.) Als Erzähler glänzend durch feſte Zeichnung der Geſtalten, ſichere Entwicklung der Gefühle und treffliche Darſtellung. Ed. v. Bülow, Heinr. v. Kleiſt's Leben und Briefe. Mit einem Anhang herausgeg. Berlin 1848.

Friedrich Chriſtoph Schloſſer, geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever in Oldenburg, vor dem ſechsten Jahre vaterlos und von 12 Kindern das jüngſte, auf dem Land und vom 10ten Jahr auf der Schule zu Jever erzogen, lieſt bis zum 15ten Jahr 3000 Bücher, wirft ſich dann auf alte Sprachen, Mathematik u. neue Lit., ſtudirt in Göttingen Theologie 1793 ff. und hört bei Spittler Geſchichte, lernt das meiſte zurückgezogen für ſich, namentl. Philoſ.; Candidat im Waldeckiſchen, kehrt nach Jever zurück 1796; Erzieher beim Grafen von Bentink in Varel bis 1798; Hauslehrer in Ottmarſen bei Altona, nachdem ihm der Paß nach Rußland verweigert worden; hat Muße, Philoſ. u. klaſſ. Lit. zu ſtud.; Hauslehrer bei einem reichen Frankf. Kaufmann 1800; benützt die Biblioth., verfaßt einen aus den Quellen geſchöpften „Leitfaden der Geſchichte;“ arbeitet die Schrift „Abälard und Dulcin“ aus 1807; hierauf „Beza und Peter der Martyr“ 1809; wird Conrektor in Jever 1808; kehrt als Lehrer am Gymn. nach Frankf. zurück 1809; entwirft ſeine „Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer“ 1812; läßt ſich durch unermeßliche Lektüre ins Innere der Welt und Zeit einführen, unterrichtet zugl. in dem Hauſe

ſeines alten Principals und Freundes; wird durch Dalberg Prof. am Gymn. zu Frankfurt 1812; giebt ſeine „Weltgeſchichte“ für Vorleſungen heraus 1815 ff.; nach Auflöſung der Dalbergiſchen Herrſchaft und des Gymnaſiums ernennen ihn Senat und Bürgerſchaft zum Stadtbibliothekar 1814; er wird Prof. in Heidelberg, als Wilkens Nachfolger 1817 u. erhält den Char. als Hofrath, Geh. Hofr. u. Geh.Rath nacheinander; giebt 1823 u. 1836—49 ſeine lebendige Geſchichte des 18. Jahrh. heraus und ſchreibt unter Mitwirkung G. L. Kriegk's ſeine Weltgeſchichte für das deutſche Volk, 1844—57, in 19 Bänden. Verbindet mit ungeheurer Beleſenheit eine ungemeine Friſche der Darſtellung.

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, geb. den 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, Enkel des berühmten preuß. Generals Fouqué, macht neben Heinr. v. Kleiſt als Cavallerie-Lieutenant den Rheinfeldzug mit 1792 f.; lebt ſpäter in Berlin im Jünglingsbunde von Hitzig, Varnhagen, Chamiſſo, Neumann u. A. Erregt die Aufmerkſamkeit des Publikums durch ſeinen „Sigurd“ 1809; dichtet unter Vielem „Eginhard und Emma“ 1811, „Vaterländiſche Schauſpiele“ 1811 f., die „Undine“ 1812, Novellen, „den Zauberring“ 1812; und, nachdem er im Befreiungskriege gefochten, zu Nennhauſen bei Rathenow lebend, „die Korona“ 1814, den „Thiodolf“ 1815, und viele dramatiſche Dichtungen; ſammelt ſeine lyriſchen Gedichte 1816 ff.; lebt als k. preuß. Major a. D., Ritter des Johanniter-Ordens und des rothen Adlerordens, zu Halle. Stirbt den 23. Januar 1843 zu Berlin. — Einflußreich auf die Jugend ſeiner Zeit, vielbewundert, ungerecht bei Seite geſetzt, ſeit er der eigenen Manier ſich zu ſehr überlaſſen. Einer der phantaſie- und erfindungsreichſten Romantiker.

Clemens Brentano, geb. den 9. Septbr. 1778 in Frankfurt am Main; erzogen in ſeiner Vaterſtadt; ſoll die Kaufmannſchaft erlernen, wird aber ſeiner tollen Streiche wegen, auf keinem Komptoir behalten, 1762 ff.; ſtud. zu Jena um 1796, unter dem Einfluſſe Göthes und der Schlegel; Dr. der Phil.; lebt amtlos abwechſelnd in ſeiner Vaterſtadt, in Heidelberg, Wien und Berlin; tritt, pſeudonym als „Maria“ mit einem Bändchen „Satiren mit poetiſchem Winke“ auf 1800; ſchreibt den Roman „Godwi“ 1801, die „luſt. Muſikanten“ ein Singſpiel 1803; das Luſtſpiel „Ponce de Leon“ 1804; heirathet Soph. Mereau 1805, verliert ſie 1806; nimmt Antheil am „Wunderhorn“ 1806 ff. u. an der „Tröſt-Einſamkeit“ ſowie an Erzählungen und Dichtungen von Görres und Arnim 1807 ff.; erneuert Wickrams „Goldfaden“

1809; tritt mit weitern Dichtungen auf, von welchen er die „Philister vor, in und nach der Geſchichte“ 1811 und „Schneeglöckchen“ 1819 wieder angekauft und vertilgt haben ſoll. Dichtet „die Gründung Prags“ 1817; Novellen und Märchen, darunter „die Wehmüller“ und die ſchöne Volksgeſchichte „Kaſperl und Annerl“ 1833; das neueſte „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ 1840 ff. In Aſceſe verſenkt lebt er lang im Kloſter zu Dülmen und beobachtet die dortige ſtigmatiſirte Nonne, Katharine Emmerich, deren „Geſichte“ er niederſchreibt und herausgibt 1818 ff.; längere Zeit in Rom 1822 ff.; in München, zuletzt in Aſchaffenburg, wo er am 28. Juni 1842 ſtirbt. Seine Lebensbeſchreibung findet ſich im Rheiniſchen Antiquarius Abthl. II, Bd. 1, S. 108—146 und in Bd. 8 ſeiner „geſammelten Werke“, 9 Bde. Frankfurt a. M., 1852—55. Reicher, phantaſtiſch bizarrer Geiſt, verſchleudernder Stil.

Friedrich Ludwig Jahn, geb. den 11. Aug. 1778 in Pommern, Sohn eines Predigers, ſtud. zu Jena und Halle; Mitglied des Tugendbundes 1808; Lehrer der Gymnaſtik an der Erziehungsanſtalt des Dr. Plamann in Berlin 1809; ſchreibt ſein „deutſches Volksthum“ 1810, und begründet die Turnkunſt, (ſchriftlich mit Eiſelen 1816); wird dadurch Wohlthäter des jüngern Geſchlechts und Mitarbeiter an der Befreiung Deutſchlands 1810 ff.; ſammelt in Breslau Freiwillige und zieht als Bataillonsführer in den heiligen Krieg 1814; vom Staat als Turnlehrer angeſtellt und beſoldet 1815 ff.; hält in Berlin Vorleſungen über das deutſche Volksthum 1817; wird beargwohnt; ſein Turnplatz geſchloſſen 1819; er ſelbſt, wie er eben eine Profeſſur in Greifswalde antreten will, als Demagog nach Spandau, dann nach Küſtrin gebracht und vor eine Immediatkommiſſion geſtellt, bis zur Entſcheidung als Feſtungsgefangener nach Colberg geſchickt 1820; das k. O.Landesgericht in Breslau erkennt zweijährigen Feſtungsarreſt gegen ihn 13. Jan. 1824; das von Frankfurt a. d. Oder reformirt dieſes Urtheil und ſpricht ihn von aller frechen Demagogie frei 25. März 1825; frei in der Wahl einiger Städte ſetzt er ſich in Freiburg an der Unſtrut 1825; läßt in den „Denkniſſen“ über ſich berichten 1836; verliert Bibliothek und Papiere durch Brand 1838; darf unter Friedr. Wilh. IV. nach Berlin zurückkehren und erhält ſein Dienſtehrenzeichen zurück 1841; wird 1848 in die deutſche Nationalverſammlung gewählt und ſtirbt den 15. October 1852 zu Freiburg. Vgl. Heinrich Pröhle, Fr. Lud. Jahns Leben. Berlin, 1855. Voll Thatkraft und Energie, die im Stile zur Manier wird.

Friedrich Karl von Savigny, geb. den 21. Februar 1779 zu Frankfurt a. M., tritt 1800 als Privatdocent in Marburg auf, wird bald außerord. Prof., schreibt 1803 über das Recht des Besitzes, beginnt 1804 mehrjährige Reisen in Deutschland und Frankreich zu Aufsuchung minder bekannter Quellen des römischen Rechts, wird 1808 Professor in Landshut, 1810 an die Universität Berlin berufen; schreibt 1814 „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung", diesen Beruf verneinend, giebt seit 1815 mit Eichhorn die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft heraus und die Geschichte des römischen Rechts, 6 Bde. Heidelberg 1815—31; wird 1817 Mitglied des preußischen Staatsrathes, 1842 Justizminister; schreibt 1840—49 sein System des römischen Rechts in 8 Bdn. Ist einer der Begründer der historischen Rechtsschule und vereinigt mit großer Gelehrsamkeit und Scharfsinn eine seltene Eleganz der Darstellung.

Lorenz Oken, geb. den 1. Aug. 1779 zu Bohlsbach in der Ortenau, stud. zu Würzburg und Göttingen, wirkt in letzterer Universität als Privatdocent, schreibt mehrere Werke über Naturphilosophie und Naturgeschichte, wird 1807 als Professor der Medicin nach Jena berufen, wo er durch seine Vorlesungen seine Zuhörer für Naturphilosophie und Naturforschung begeistert; beginnt 1816 die Herausgabe der Isis, einer naturhistorischen Zeitschrift, die bald auch mit Politik sich befaßt, und dadurch bei den Regierungen großes Mißfallen erregt, so daß ihm die Alternative gestellt wird, entweder die Isis oder seine Professur aufzugeben. Dazu kommt noch eine Anklage wegen des Wartburgfestes, wodurch Oken vollends bestimmt wird, seine Professur niederzulegen 1819; er privatisirt in Basel und Jena bis 1828, in welchem Jahr er an die neu errichtete Universität in München berufen wird, wo er zum ordentl. Prof. und Hofrath ernannt, mit Beifall lehrt, bis er 1831 sich wieder genöthigt sieht, seine Entlassung zu nehmen, worauf er an die neue Universität Zürich berufen wird, wo er den 11. Aug. 1851 stirbt. Ein genialer Naturforscher, der durch seine philosophische Auffassung sehr anregend gewirkt hat. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände". 13 Bde. Stuttgart 1833—41. Oken verdankt auch der allgemeine Naturforscherverein seine Entstehung.

Karl Ritter, geb. den 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, nach des Vaters Tode erst sechsjährig mit seinem Lehrer Gutsmuths nach Schnepfenthal gebracht; wird in Halle zum Pädagogen ausgebildet; Erzieher im Bethmann-Hollwegischen Hause zu Frankfurt a. M. 1798; geht zu Pestalozzi 1809; mit zwei seiner Zöglinge nach Genf 1811; besucht Frankreich und Italien 1812 f., und

führt seine jungen Freunde nach Göttingen 1814; Lehrer der Geschichte am Gymn. zu Frankfurt 1819, außerord. Prof. der Geographie zu Berlin 1820; beginnt 1817 sein Hauptwerk: „Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und Geschichte des Menschen", wird dadurch Begründer einer wissenschaftlichen Geographie, sammelt mit eisernem Fleiße das durch immer neue Entdeckungen stets gewaltiger sich anhäufende Material, ohne es ganz bewältigen zu können und hinterläßt bei seinem Tode den 28. Sept. 1859 das zu 18 starken Bänden angewachsene Werk unvollendet. Seine Darstellung in früheren Zeiten mit philosophischem Geiste durchdrungen und belebt, unterliegt zuletzt der Masse des Stoffes.

Philipp Joseph von Rehfues, geboren den 2. Oct. 1779 zu Tübingen, Sohn eines Bürgermeisters das., stud. im theol. Seminar zu Tübingen, bereist Italien 1801 ff., Hofrath und Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg 1806—1814; bereist in dieser Zeit Spanien und Frankreich; durch muthige Flugschriften im Jahr 1813 dem Freiherrn vom Stein bekannt geworden, wird er zum Generalgouvernement nach Coblenz gerufen 1814; Kreisdirektor in Bonn, und Civil.Verwalter eines franz. Departements 1815; thätig bei der Gründung der Univ. Bonn, Organis.Kommissär derselben 1818; Curator 1819; Geh.Reg.Rath 1819, später Geh.-Ober.Reg.Rath; in den preußischen Adelstand erhoben 1826; Ritter des R. A. O. 2. Kl. mit Stern 1837. Schreibt in seiner frühern Periode über Italien und Spanien mit Geist und Sachkenntniß; tritt in späterem Alter anonym mit einer Reihe ausgezeichneter Romane hervor: „Scipio Cicala", „das Kastell von Gozzo", „die neue Medea," 1831 ff.; nimmt seine Entlassung aus dem preuß. Staatsdienste, Mai 1842 und stirbt den 23. Okt 1843. Reiche Lebenserfahrung, lebendige Darstellung, sicherer und klassischer Stil.

Wilhelm Martin Leberecht De Wette, geb. den 12. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar aus einer Predigerfamilie, besucht die Schulen von Buttstädt und seit 1796 von Weimar; unterrichtet den berühmten Parlamentsredner Mounier und seinen Sohn (den nachmal. Pair), als Emigranten, und begleitet den letztern in die Schweiz und nach Grenoble; stud. Theol. zu Jena 1799 ff.; liest als Privatdocent über die Bücher Mosis 1805 ff.; wird außerordentl. Prof. der Philos. zu Heidelberg 1807, ord. der Theol. das. 1809; zu Berlin 1810, D. der Theologie durch die Fakultät zu Breslau 1811; erläutert das A. T. in gründlichen Schriften 1806 ff.; übersetzt die Bibel mit Augusti 1809 ff.; stellt die Theol. systematisch dar, in die Philos. seines Freundes Fries ein-

gehend 1815 ff.; ein Troſtſchreiben an Sands Mutter, nach Kotzebues Ermordung, vom 31. März 1819, zieht am 30. Auguſt d. J. ſeine Entlaſſung aus preußiſchen Dienſten nach ſich; der acad. Senat verwendet ſich für ihn und wird zurecht gewieſen; er ſelbſt ſchlägt ſein Quartalgehalt aus und geht in ſein Vaterland zurück; vollendet in Weimar ſeine „Sittenlehre“ 1820; ſchreibt „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ 1821; wird zum Prediger in Braunſchweig gewählt, aber nicht beſtätigt 1821; nach Baſel auf den Lehrſtuhl der Theol. berufen 1822, ſchreibt den „Heinrich Melchthal“ 1829; giebt Predigten und gelehrte Schriften heraus 1827 ff., ſtirbt zu Baſel den 16. Juli 1849. Vielſeitig gebildeter Theolog der rationaliſtiſchen Schule; blühender und oft begeiſterter Stil.

Gotthilf Heinrich von Schubert, geb. den 26. April 1780 zu Hohenſtein in Sachſen, Sohn eines Predigers, erzogen auf der Schule zu Greiz und dem Gymn. zu Weimar, wo ihn Herder ins Haus aufnimmt; ſtud. die Theol. in Leipzig 1800; die Naturphiloſophie bei Schelling wider des Vaters Willen 1801; wird D. der Med. 1803; heirathet aus Neigung und praktizirt zu Altenburg 1803 ff.; ſchreibt einen Roman 1804; geht nach Freiberg und erwirbt Werners Liebe 1805; zieht nach Dresden zu ſeinen Freunden Köthe u. Wetzel 1807; aus den Vorleſungen, die er dort hält, erwachſen „die Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften“ 1808; die „Ahndungen einer allg. Geſchichte des Lebens“ 1806 (u. 1820) bleiben unvollendet; Direktor des Realinſtituts in Nürnberg 1809; ſchreibt die „Symbolik des Traums“ 1814: „Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde“ 1816 ff.; „Handbuch der Naturgeſchichte“ 1816 ff.; nach dem Tode ſeiner Gattin, deren Nichte er heirathet, entſcheiden ſich ſeine religiöſen Anſichten fürs poſitive Chriſtenthum; er wird Prinzenlehrer in Schwerin 1816; Prof. der Naturwiſſenſchaften in Erlangen 1819; ſchreibt über „die Urwelt und die Fixſterne“ 1822; „Lehrbuch der Naturgeſchichte“ 1823; wird Prof. in München 1826; mit Hofr.-, dann Geh. Hofr.-Charakter; Ritter des bair. Civ.Verd.Ordens; giebt ſein „Wanderbüchlein“ 1823, ſeine „Reiſe ins ſüdl. Frankreich und Italien“ 1827 ff., heraus; ſeine „Geſchichte der Seele“ 1830; 4te Aufl. 1850; „Lehrbuch der Sternkunde“ 1831; „Lehrbuch der Menſchen- und Seelenkunde“ 1838; pilgert mit ſeiner Frau in den Orient, 1836 f., und ſchildert dieſe Reiſe 1837 f.; veröffentlicht 2 Bände Erzählungen 1840 f.; Biographieen und Erzählungen und manche Einzelbiogra-

phieen, 1847 ff.; seine Selbstbiographie u. d. T. „Erwerb aus einem vergangenen und Erwartungen von einem zukünftigen Leben, 3 Bde. 1854—1856; sowie zuletzt „die Erinnerungen aus dem Leben der (ihm persönlich nahe gestandenen) Herzogin von Orléans, 1859. Lebt noch als rüstiger Greis in München. Gemüthvoller Naturphilosoph, wendet seinen Geist und Tiefsinn dem Christenthum zu. Der Stil oft geheimnißtrunken.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geb. den 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark; Sohn eines Kammerdirektors, erhält seine Jugendbildung auf der Schule seiner Vaterstadt und dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin; studiert zu Halle die Rechte, und treibt dabei sprachliche und ästhetische Studien 1799; wird bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt 1803—1806; geht nach Schwedt zurück 1806 und übersetzt den Sophokles 1808; D. und außerordentl. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. Oder 1809; zu Berlin 1811; schreibt den „Erwin, oder über das Schöne und die Kunst" 1815; „philos. Gespräche" 1817; gest. den 20. Okt. 1819; seinen Nachlaß und Briefwechsel haben Tieck und Raumer 1826, seine ästhet. Vorlesungen K. L. W. Heyse 1829 herausgegeben. Tiefsinniger Aesthetiker aus der naturphilos. Schule.

Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, geb. den 20. Jan. 1781 zu Innsbruck, studiert das.; schreibt, noch Knabe, die „Stammgeschichte der Herzöge von Meran" 1795; dient bei der Tiroler Landwehr 1799 ff.; wird bei der Staatskanzlei in Wien angestellt 1801; schreibt über die Geschichte Tirols 1805, 1806; leitet den Tiroler Aufstand 1809; wird K. K. Hofrath und in der Folge Reichshistoriograph zu Wien, 1810 ff.; giebt den „Oesterreich. Plutarch" heraus 1807—1820; das „Archiv für Süddeutschland" 1807; das „Taschenbuch der vaterl. Gesch. 1811 ff., „Gesch. der neuesten Zeit" 1817 ff., „Wiens Geschichte" 1823 ff., „Archiv für Gesch., Lit. und Kunst" 1820; „Sämmtliche Werke" 1820 ff.; tritt in K. baier. Dienste 1828; Mitglied der Akademieen zu München, Göttingen, Berlin und Prag und vieler gelehrten Gesellschaften; wirkl. Geheimerrath und Gesandter an mehreren Höfen, bei den freien Städten accreditirt von 1839—1846; wird 1847 nach München zurückberufen und dort als Direktor des Reichsarchivs angestellt; giebt aus den Papieren des Grafen v. Münster „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" heraus. Jena, 1843—44. Die „Anemonen aus den Tagebüchern eines alten Pilgers", Jena, 1844—47. Das Land Tirol und der Tiroler-

krieg von 1809. 2 Bde. Leipzig, 1845. Stirbt am 5. November 1848 und aus seinem Nachlaß erscheint: „Kaiser Franz II. und Metternich" Leipzig, 1848, ein Fragment, in dem er seinem Haß gegen Oesterreich freien Lauf läßt. Seine Schriften sind reich an interessanten Zügen aus Volksleben und Sage, an Thatsachen und scharfen Urtheilen über Personen und Dinge; eigenthümlich ist ihm eine bei aller Gelegenheit hervorbrechende Bitterkeit gegen das Haus Habsburg, von dem er sich mit Undank gelohnt glaubt. Sein Stil durch eine beständige Hast und Unruhe zerrissen und in Bruchstücke aufgelöst.

Ludwig Achim von Arnim, geb. den 26. Jan. 1781 zu Berlin, (stammt aus der Uckermark), stud. zu Göttingen, beschäftigt sich mit Naturwissenschaft und schreibt eine „Theorie der elektr. Erscheinungen"; geht auf Reisen und tritt in den ersten Reihen der Romantiker im Roman auf 1804 ff.; lebt mit Brentano in Heidelberg und sammelt mit ihm „des Knaben Wunderhorn" 1806 ff.; die „Kinderlieder" 1808; giebt die Novellensammlung oder „Wintergarten" und die „Einsiedlerzeitung" („Trösteinsamkeit") heraus 1809; schreibt „die Gräfin Dolores" 1810, die von Jean Paul laut begrüßt wird; „Halle und Jerusalem" 1811; „die Schaubühne" 1813, die unvollendeten „Kronenwächter" 1817, viele Novellen und das Schauspiel „die Gleichen"; lebt abwechselnd zu Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme; stirbt an diesem Orte, den 21. Jan. 1832. Seine „Werke" erschienen 1839 ff. Tiefpoetischer und origineller Erzähler, mit Vorliebe fürs Grausige, Sinn etwas „nervenkrank." (Gervinus.)

Adelbert von Chamisso, geb. den 27. Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, einer der jüngern Söhne des Grafen Louis Marie von Chamisso, Vicomte d'Ormond, wird auf seinem Stammsitz von den Eltern bis zur Revolution erzogen; während seine Brüder als Leibpagen Ludwigs XVI. in Lebensgefahr sind, wandert er mit den Eltern nach den Niederlanden, dann nach Deutschland aus 1790; die ganze Familie nimmt ihren Wohnsitz 1796 in Berlin; Adelbert wird Page der Königin von Preußen 1797; Fähnrich im Inf. Reg. v. Götze 1798, Lieutenant 1801; wird mit Varnhagen, Neumann, Hitzig, Fouqué u. A. vertraut und tritt in den Dichterbund der „Brüder vom Polarstern" 1803; hilft ihren Almanach dichten und vertieft sich 1804 ff. in deutsche Poesie und Philosophie, wodurch er ganz zum Deutschen wird; verläßt Berlin mit seinem Regiment 1805; liegt in Hameln und hat keinen Theil an der Schmach der Uebergabe der Stadt 21. Nov.

1806; geht nach Paris 1807 und lebt bei Verwandten in Frankreich, kehrt nach Berlin zurück Nov. 1807, erhält einen Ruf als Prof. am Lyceum in Napoléonville, findet aber in Frankreich nur Lug und Trug, Jan. 1810; lebt in Napoléonville bei dem Präfekten Barante, wird in den Kreis der Frau von Staël gezogen, folgt ihr nach Coppet 1811, ist mitwirkender Zeuge ihrer Flucht 1812; geht nach Berlin zurück und studirt die Natur 1813 f.; dichtet den „Schlemihl" 1814; liest bei Hitzig in der Zeitung von der bevorstehenden Nordpolexpedition der Russen; sagt: „ich wollte, ich wäre mit" — und geht, nachdem Hitzig für ihn unterhandelt, mit dem Kap. Kotzebue als Naturforscher auf die Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt 15. Juli 1815 bis Ende Okt. 1818. Die Lehrjahre sind vorüber, die Meisterjahre seiner Poesie beginnen; er lebt in innigem Umgang mit Hitzig, und in brieflichem mit seinem Landsmann Louis de la Foye; erhält das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie; wird Aufseher des botan. Gartens, und heirathet Antonie Piaste 1819; veröffentlicht seine Reise 1821; holt seine Emigrantenentschädigung in Paris 1825; hängt seinem Schlemihl Gedichte an, und wird, was er an de la Foye schreibt: „ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands" Jun. 1828 ff.; wird als Franzose von der Julirevolution elektrisirt 1830; von der Cholera befallen 1831; giebt mit G. Schwab den „deutschen Musenalmanach" heraus 1833 ff.; kränkelt am Husten 1835 ff.; sammelt seine Gedichte und Werke 1836; verliert seine Gattin 21. Mai 1837; stirbt zu Berlin 21. Aug. 1838. Sein Freund Hitzig giebt als 5. u. 6. Band der gesammelten Werke Chamissos Leben und Briefwechsel heraus; ersteres erscheint in 3. Auflage mit Benützung neuer brieflicher Materialien von Fr. Palm überarbeitet, 1852. (Ausgezeichneter deutscher Lyriker.) Origineller Erzähler und Reisebeschreiber.

Friedrich Kölle, geb. den 11. Febr. 1781 zu Tübingen, wo sein Vater Beisitzer des Hofgerichts (später O. Trib. Rath) war; besucht das Gymn. zu Stuttgart 1795 ff.; studiert die Rechte zu Tübingen 1797 ff. und zu Göttingen 1802 f.; bereist Deutschland, wird Hofgerichtsrath und Privatdocent in Tübingen, beschäftigt sich mit Literatur, und in Verbindung mit Leo v. Seckendorf, Uhland und Justinus Kerner mit Poesie 1804 ff.; O. Trib. Procurator, Leg. Secretär in Paris 1806; im Haag 1807, in München 1808, in Karlsruhe 1809, in Dresden 1812; begleitet den sächs. Hof (als K. W. Leg. Rath) ins Feld 1813; wird 2ter Secretär beim Obertribunal in Tübingen 1814; nimmt seine Ent-

lassung und geht nach Rom 1816, wo er als Würtb. Geschäftsträger beglaubigt wird 1817, und die Organisation der süddeutschen Kirchenprovinz negociirt 1827; er selbst veranlaßt seine Zurückberufung 1833, entsagt aller Besoldung, bildet dem Prinzen Paul von Würtemberg seine Gemäldesammlung in Paris 1834—1836 und lebt als Geh. Leg. Rath. literar. Beschäftigungen in Stuttgart. Die bekanntesten Früchte derselben sind „Rom im Jahr 1833" (1834) noch jetzt die beste Beschreibung der Stadt Rom; die anonym erschienenen „Betrachtungen über das Gebet des Herrn", „Paris i. J. 1836" (1836) und „Betrachtungen über Diplomatie" 1838; die „Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen" 1841; „Italiens Zukunft" 1848. Stirbt den 12. Sept. 1848. An Gründung und Redaction von Cottas deutscher Vierteljahrsschrift wirkte er wesentlich mit. Erfahrungsreicher Inhalt mit leichtem, class. Stil zeichnet seine Werke aus.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer, geb. den 14. Mai 1781 zu Wörlitz, Sohn des dortigen Kammerdirektors, unter Meierrotto auf dem Joachimsthaler Gymnas. zu Berlin gebildet 1793 ff.; stud. die Rechte und die Cameralwissenschaft in Halle und Göttingen 1798 ff.; Kammerreferendarius 1801; beginnt seine Arbeiten für die Geschichte der Hohenstaufen 1803; wird während des Kriegs Chef eines Domänendepart. zu Wusterhausen 1806 bis 1808; Rath zu Potsdam 1809; bei der Staatsschuldenabtheilung in Berlin angestellt 1810, in täglichem Umgang mit dem Staatskanzler v. Hardenberg 1810 ff.; Prof. zu Breslau 1811; bereist für seine Hohenstaufen Deutschland, die Schweiz und Italien 1816 f.; schreibt seine „Herbstreise nach Venedig" 1816; „Vorlesungen über die alte Geschichte" 1821; „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" 1823—1825 u. 1841 ff.; „über Recht, Staat und Kirche" 1826 und 1832; „über die preuß. Städteordnung" 1828, vom Freih. vom Stein gebilligt; wird Prof. zu Berlin und Reg. Rath; giebt das historische Taschenbuch heraus 1830 ff.; erlebt in Frankreich die Juliustage 1830; veröffentlicht die „Briefe aus Paris" 1831, und die „aus Paris zur Erläut. des 16. und 17. Jahrh." 1831; beginnt seine „Gesch. Europas seit dem 15. Jahrh." 1832 ff.; schreibt „Polens Untergang" 1832; bereist England 1835, und schildert es in Briefen 1836 u. 1842; ficht in der Singakademie für klassische Musik und berath das Theater; reist nach Nordamerika und giebt seine „Beobachtung über die Vereinigten Staaten" heraus, 2 Bde. Leipzig 1845; muß 1847 wegen einer freisinnigen Rede zu Ehren König Friedrichs II. seine

Stelle als Secretär der Akademie aufgeben. 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er zum rechten Centrum sich hält, wird er als Gesandter der Centralgewalt nach Paris geschickt, wo er aber nichts ausrichtet und „Briefe aus Frankfurt und Paris", 2 Thle., schreibt. Lebt zu Berlin. Geschmackvoller Geschichtschreiber von vielseitiger Bildung und freisinniger Richtung.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geb. d. 19. März 1783 zu Granzow in der Uckermark. Sohn eines Predigers der franz. Colonie, vom Vater, dann auf dem franz. Gymn. zu Berlin und später in Halle durchs Studium der Theol. gebildet, geht nach Genf 1804 u. wird dort ordinirt 1805; ist mit Chamisso und seinen Freunden eng verbunden 1806; wird Ancillon's Nachfolger als Prediger auf dem Werder in Berlin 1810, an der Hof- und Domkirche 1815; Oberconf. u. Minister.-Rath 1814. Begründer einer neuen Homiletik durch seine Rhetorik (1824). Seine „Predigten" tief christl. Inhalts, sind in 9 Bänden erschienen. Ferner schreibt er: „Adalberts Bekenntnisse" 1828—1835; „Abendstunden" 2 Bochn. 1833 und 1841. Gest. 26. Sept. 1846 zu Berlin. Im Stil, neben entschiedener Persönlichkeit, nach d. altfranz. Kanzelrednern gebildet.

Karl von Raumer, geb. den 9. April 1783 zu Wörlitz, jüngerer Bruder Friedrichs; wird zuerst im Elternhause unterrichtet; dann auf dem Joachimsth. Gymn. zu Berlin 1797 ff. und zu Göttingen, wo er sich dem Stud. der Rechte widmet 1801 ff.; hört zu Halle Wolf und Steffens 1803 f.; wird zu Freiberg Werners Schüler 1805 ff.; geht nach Paris 1808, nach Yverdun 1809, nach Berlin, wo er im O.-Berg.-Dep. arbeitet, 1810; wird Prof. der Mineralogie zu Breslau 1811; Schwiegersohn des Kapellmeisters Reichardt; zieht ins Feld 1813 f.; Prof. der Mineralogie zu Halle 1819; wirkt mit Dittmar als Erzieher zu Nürnberg 1821; wird später Prof. zu Erlangen; lebt das. mit dem Charakter als Ober-Bergrath; geistreicher Verfasser geognostischer Schriften: „Fragmente" 1811; „Versuche und Umrisse", „A. B. C. der Krystallkunde"; „vermischte Schriften"; „Kreuzzüge" 1840; ausgezeichneter Geograph; „Palästina" 1831 und 1838 und „allgemeine Geographie" 2. Aufl. 1835. Seine „Geschichte der Pädagogik" beginnt er 1842, vollendet sie 1852; „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 14" sind 1850 von ihm erschienen, ebenso eine commentirte Ausgabe der confessiones des Augustin, 1855. Lebendige, eifrige Darstellung von seltener Klarheit, getragen von der edelsten Gesinnung.

Sulpiz Boisserée, der 10te von 11 Geschwistern, geb. den 3. Aug. 1783 in Köln, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, wird als Jüngling mit Professor Chr. Reinhard und dessen Bruder, dem franz. Gesandten, bekannt und durch dieselben den Familien Reimarus und Sieveking in Hamburg empfohlen, wo er 1798—1800 einen Theil seiner Bildung erhält und in die Gesellschaft der ausgezeichnetsten deutschen Literaten, namentlich Jacobi's und Klopstock's kommt. Er schließt 1801 in Köln Freundschaft mit Bertram, verläßt den Kaufmannsstand und wendet sich ganz den Studien zu; wird 1802 mit Wallraf und dem Maler Cornelius bekannt, reist 1803, von seinem jüngern Bruder Melchior und von Bertram begleitet, nach Paris, genießt bis 1808 Schlegel's Privatunterricht in Literatur, Philosophie und Geschichte; geht 1804 mit Schlegel nach Köln zurück und erwirbt ein altdeutsches Gemälde, welches Anlaß zu jener später entstandenen, dem Ruhm altdeutscher Malerkunst gewidmeten, Sammlung giebt, für die sein Bruder am meisten gewirkt hat. Im Jahr 1808 beginnt er seine Messungen und Vorarbeiten zu dem Prachtwerk über den Dom von Köln, und verbindet sich von nun an mit Bruder und Freund, für das Studium, die Erhaltung und bessere Würdigung altvaterländischer Kunst-Denkmale zu wirken; er unternimmt zu diesem Zwecke eine Reise nach dem südl. Deutschland, und macht die Bekanntschaft von Görres in Heidelberg, von Schelling und Tieck in München; 1810 zieht er mit den Seinigen nach Heidelberg; schließt sich dort an Creuzer, Daub, Thibaut, Wilken u. a. an; tritt in Verbindung mit dem Kaufmann Heinrich Rapp in Stuttgart und mit Cotta zur Herausgabe des Werkes über den Kölner Dom, in nahes und andauerndes Verhältniß mit Göthe, der schon in Weimar 1811 „mit dem edlen Gaste einen treuen Sinnes- und Herzensbund schließt"; reist 1811 nach Weimar, Dresden und Böhmen; kommt durch die Gemäldesammlung, besonders in den Jahren 1813—16, in Berührung mit den höchsten Fürsten, ersten Staatsmännern und Feldherren, mit den ausgezeichnetsten Personen aller Stände. Im Jahr 1814 befreundet sich S. B. mit Schorn, von 1815 an liefert er Beiträge zu „Göthes Kunst und Alterthum," 1816 erhält er das Ehrendiplom der philos. Facult. zu Heidelberg, und tritt in Verbindung mit Schinkel; im Jahr 1819 versetzt er sich mit der Gemäldesammlung nach Stuttgart, reist 1820 nach Paris und wirkt zur Gründung und Ausstattung des „Kunstblatts" von Schorn mit, lebt in freundschaftlichen Beziehungen zu Dannecker, Uhland und

Gustav Schwab, nimmt 1821—1834 an dem hauptsächlich von seinem Bruder besorgten lithogr. Prachtwerk „über die altdeutsche Gemälde-Sammlung" Theil, und trägt 1822 zu Schwabs Herausgabe der alten „Legende der hl. drei Könige" bei. — Von 1823 bis zum Frühj. 1824 hält er sich in Paris auf, wo er Gérard Perrier, Raoul-Rochette, Cuvier, Aler. von Humboldt, Hittorff und Gau nahe steht; 1824 wird er corresp. Mitgl. des Instituts von Frankreich; im Herbst bereist er Holland und Belgien; 1823—32 gibt er sein Prachtwerk über den Dom von Köln heraus; 1827 wird die Gemäldesammlung an den König von Baiern verkauft, und B. zieht nach München; verehelicht sich 1828 mit Heinrich Rapps jüngster Tochter in Stuttgart; 1830 Mitgl. der königl. baier. Akad. der Wissensch., reist 1832 nach Berlin; gibt 1833 „die Baudenkmale am Niederrhein", und 1834 „den Tempel des hl. Grales nach dem Titurel" heraus. Zu Anfang 1835 königl. bair. Oberbaurath; gegen Ende 1836 tritt er wegen sehr gestörter Gesundheit aus dem Staatsdienst, hält sich 1836—1839 im südl. Frankr. und Italien auf; erlebt 1841 bei wiederhergestellter Gesundheit, die Freude seinen Jugendwunsch, den Fortbau des Kölner Doms, in Erfüllung gehen zu sehen; reist nach der Vaterstadt und den Niederlanden, erhält den bair. Verdienstorden vom hl. Michael, macht eine Abhandl. „über die Kaiser-Dalmatik in Rom" bekannt, und besorgt (1842) eine neue vermehrte Ausgabe seiner „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln." Stirbt den 2. Mai 1854 zu Köln.

Jakob Ludwig Grimm, geb. den 4. Januar 1785 zu Hanau, wandert mit dem Vater, einem Amtmann, nach Steinau, besucht das Lyceum zu Kassel 1798 ff., stud. die Rechte zu Marburg 1802 ff., unterstützt die gelehrten Arbeiten seines Lehrers v. Savigny in Paris 1805, wird beim Kriegskollegium in Kassel angestellt 1806, stud. Literatur und Dichtkunst des Mittelalters, und wird durch J. v. Müller Privatbibliothekar des Königs von Westphalen auf Wilhelmshöhe 1808; schreibt über den „Meistergesang" 1811; mit seinem Bruder Wilhelm die „Kinder und Hausmärchen" 1812 ff.; und „deutsche Sagen" 1816 ff. Nach Rückkehr des Kurfürsten geht er zur Wiedererlangung Hessischer Literaturschätze als Sekretär des Hess. Gesandten ins Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris 1814, nach Wien und in preuß. Aufträgen wieder nach Paris 1815, wird zweiter Bibliothekar in Kassel 1815; giebt mit Wilh. Grimm die „altdeutschen Wälder" heraus 1813—1818; beginnt sein epochemachendes und alles frühere über-

bietendes Lehrbuch, die deutſche Grammatik 1818; ſchreibt die „deutſchen Rechtsalterthümer“ 1828; in Kaſſel zurückgeſetzt, folgt er dem Rufe nach Göttingen als Bibliothekar und Profeſſor 1830; gibt die „deutſche Mythologie“ heraus 1835; „Reinhart Fuchs“ 1834 und vieles andere; K. Großbr. Hofrath; einer der „Sieben“ verläßt er Göttingen und geht nach Kaſſel 1837, wird vom Könige Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen 1841. Führt 1846 und 47 bei der Germaniſtenverſammlung in Frankfurt und Lübeck den Vorſitz, wird 1848 in die Nationalverſammlung gewählt, wo er ſich zur erbkaiſerlichen Partei hält, gibt in demſelben Jahre ſeine „Geſchichte der deutſchen Sprache“ heraus, lebt von da an wieder in Berlin in bewundernswerther Thätigkeit und beginnt namentlich 1852 mit ſeinem Bruder Wilhelm das „deutſche Wörterbuch“, dem keine Nation etwas ähnliches an die Seite zu ſetzen hat. Der erſte deutſche Grammatiker, hochverdient um altdeutſche Poeſie, Sage, Rechtswiſſenſchaft und Mythologie. Ernſte, manchmal aber auch poetiſche Darſtellung.

Karl Friedrich Ludwig Felix Freiherr von Rumohr, geb. den 6. Jan. 1785 zu Reinhardsgrimma am Fuß der ſächſ. Schweiz, aus dem Geſchlechte der von Rumohr (d. h. Rauh-Moor), von den begüterten Eltern edelmänniſch erzogen, beſucht die Schule zu Holzminden, und die Univerſität Göttingen; frühzeitig zur Kunſt hingezogen, ſieht er die Dresdner und Münchner Galerien und 1804 erſtmals Italien; flüchtet vor Napoleon auf ſeine norddeutſchen Beſitzungen 1805; ſchreibt über Kunſt im Schlegel'ſchen Muſeum u. A.; lebt wieder in Italien ſeit 1814; ſchreibt eine gründliche Geſchichte der neuern Malerei in den „Italieniſchen Forſchungen“ 1827 ff.; giebt als kunſtgerechter Feinſchmecker Königs „Geiſt der Kochkunſt“ 2te Aufl. 1832 heraus; ſchreibt ſeine „drei Reiſen nach Italien“ 1832; veröffentlicht in den „deutſchen Denkwürdigkeiten“ einen Roman in Memoirenform; ſchreibt Novellen 1833 ff.; ein kom. Epos „der Hunde Fuchſenſtreit“ in Proſa 1835; die „Schule der Höflichkeit und der Grobheit“ 1834, 1835. Stirbt zu Dresden den 25. Juli 1843. (Kritiker und Geſchichtſchreiber der Kunſt.) Feinſte Weltmannsproſa.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe, geb. d. 21. Febr. 1785, in Düſſeldorf, aus altſächſ. Rittergeſchlecht, Sohn eines kathol. Vaters und einer Proteſtantin, verliert den Vater, einſtigen Kurpfälz. Rath, frühzeitig zu Hamburg, wohin ſich die Eltern ſpäter begeben hatten; ſtudirt in Berlin anfangs die Arzneiwiſſenſchaft, dann Philoſ. und alte Literatur, verbündet ſich mit Chamiſſo, Hitzig,

Neumann, Theremin u. A. zur Herausg. des Muſenalmanachs 1803 ff.; durch A. W. Schlegels Vorleſungen und Fichte in ſeinen Studien befeſtigt, ſetzt er ſie in Hamburg auf Fr. H. Jacobis Rath unter Gurlitt und in Halle unter Wolf und Schleiermacher — in Berlin und Tübingen, wo er Uhlands und J. Kerners Bekanntſchaft macht, fort 1805—1809, lernt Rahel kennen 1808; wird, nach der Schlacht bei Aſpern, öſter. Offizier im Infant.reg. Vogelſang; bei Wagram verwundet 1809; geht als Adjutant des Grafen Bentheim nach Paris 1810, kehrt nach Berlin zurück 1812, ſucht vergebens Civildienſte, iſt, als den Franzoſen verdächtig, gefährdet, tritt in ruſſ. Kriegsdienſte als Hauptmann 1813, und geht als Tettenborns Adjutant nach Paris, nachdem er ſchwed. ruſſ. und preuß. Orden errungen. In Paris zum preuß. diplomat. Dienſt berufen, folgt er Hardenberg nach Wien 1814; wird Rahels Gatte 1814; geht mit Hardenb. nach Wiederausbruch des Krieges nach Paris 1815 und wird Chargé d'affaires, ſpäter Miniſterreſident in Karlsruhe, wo er zur Löſung der baier. badiſchen Territorialfrage mitwirkt. Im Sommer 1819 abberufen, wird er als Miniſterreſ. für Nordamerika beſtimmt, bleibt jedoch auf ſeine Bitte in Berlin, wo er bis zu ſeinem den 10. Oktbr. 1858 erfolgten Tode als Geh. Leg. Rath in freier Thätigkeit lebt. (Dichter.) Verf. verſch. Memoiren, „biographiſcher Denkmale" 1824 ff. und der „Denkwürdigkeiten" 1837 ff. Kritiker, Meiſter in der Biographie und Zeitſchilderung „mit tiefem Sinn für Individualität" (Hegel.) Klaſſiſche Darſtellung. In ſeinen „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften", Leipzig 1837—59. 9 Bde. hat Varnhagen eine Reihe höchſt werthvoller Beiträge zur Geſchichte ſeiner Zeit herausgegeben.

Bettina von Arnim, geb. Brentano, geb. den 4. April 1785 zu Frankf. a. Main, Schweſter von Clemens Brentano, wird in einem Kloſter erzogen, nachher in Frankfurt ſich ſelbſt überlaſſen; beutet als glühende Dichterin Göthes Mutter und Göthe, im „Briefwechſel Göthes mit einem Kinde" 1834 ff. und die „Günderode" im Buche gleiches Namens, 1838 f., die letztere am wenigſten mit ernſtlichem Anſpruch auf geſchichtliche Wahrheit — aus; ſtirbt als Wittwe Achims von Arnim den 20. Januar 1859 zu Berlin. Die reichſte deutſche Dichterphantaſie in dithyrambiſcher Sprache.

Friedrich Chriſtoph Dahlmann, geb. zu Wismar d. 17. Mai 1785 aus einer von Schweden ſtammenden Familie, ſtud. in Kopenhagen und Halle vorzugsweiſe Alterthumswiſſenſchaft, habilitirt

ſich in Kopenhagen als Privatdocent der Philologie, wird 1813 nach Kiel berufen, 1815 von der ſchleswigholſteiniſchen Ritterſchaft zu ihrem Secretär erwählt und dadurch in den Verfaſſungsſtreit mit der däniſchen Regierung verwickelt und zu ſtaatsrechtlichem Studium angeregt, 1829 als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften nach Göttingen berufen, betheiligt ſich in Hannover ebenfalls an den ſchwebenden Verfaſſungsfragen, nimmt auch an Abfaſſung und Einſetzung des Staatsgrundgeſetzes von 1833 weſentlichen Antheil, giebt 1835 ſeine „Politik auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt“ heraus; proteſtirt 1837 gegen die Aufhebung der Verfaſſung in Hannover, wird deßhalb mit 6 andern Collegen abgeſetzt und des Landes verwieſen, findet zuerſt in Leipzig und Jena eine Zufluchtsſtätte, ſchreibt dort ſeine Geſchichte von Dänemark, wird 1842 als Profeſſor der Geſchichte nach Bonn berufen, ſchreibt zum Zweck politiſcher Belehrung des deutſchen Volkes die Geſchichte der engliſchen Revolution 1844 und 1845 die der franzöſiſchen, wird 1848 als Vertrauensmann zum Bundestag geſchickt, hilft den Entwurf des deutſchen Reichsgrundgeſetzes mit berathen, der hauptſächlich ſein Werk iſt; iſt in der Nationalverſammlung einer der Führer der preußiſch-deutſchen, erbkaiſerlichen Partei, widerſetzt ſich dem Malmöer Waffenſtillſtand, lehnt aber die ihm angetragene Bildung eines neuen Reichsminiſteriums ab, tritt den 28. März 1849 mit ſeinen preußiſchen Landsleuten aus der Nationalverſammlung aus, betheiligt ſich ſpäter an der Gothaer Verſammlung und am Erfurter Parlament, auch an der erſten preußiſchen Kammer, zieht ſich aber ſeit 1850 von politiſcher Thätigkeit zurück und widmet ſich ganz dem akademiſchen Berufe. Syſtematiſcher Politiker und Vertreter des Conſtitutionalismus nach engliſchem Vorbild. Durch Charakter anregend und einflußreich.

Hermann Fürſt von Pückler-Muskau, geb. den 30. Oktober 1785 als Graf auf ſeinem Stammſitz zu Muskau in der Lauſitz, erzogen theils hier, theils in Dresden, wo ſein Vater wirklicher Geheimerrath war; dann auf der herrnhutiſchen Anſtalt zu Uhyſt 1792 ff.; endlich zu Halle auf dem Pädagogium und von einem Hofmeiſter zu Deſſau 1797; ſtud. zu Leipzig die Rechte 1800 ff.; wird Gardelieutenant zu Dresden 1803; beſucht Wien, das ſüdl. Frankreich, (1808) Paris, Italien; geht nach Berlin, wo er durch des Vaters Tod Erbherr der Standesherrſchaft Muskau und Beſitzer eines anſehnl. Vermögens wird; verſchönert ſeinen Stammſitz mit Hilfe Schinkels und Brentanos; durch Krankheit vom

Feldzug abgehalten 1813; wird im Oktober russischer Major und Adjutant beim Herzog von Weimar, zeichnet sich im Felde aus, mit Orden und einer Obristlieutenantsstelle belohnt; errichtet ein Jägerregiment, wird Civil- und Militär-Gouverneur von Brügge 1814; besucht, nach dem Frieden wieder Privatmann, England 1815, kehrt nach Muskau zurück und beginnt seine berühmten Parkschöpfungen 1816 ff.; lebt in Dresden und Berlin, beschifft die Luft mit der Reichard 1817; vermählt sich mit Hardenbergs Verwandter, der Reichsgräfin von Pappenheim, geht zum Congreß von Aachen; reist nach Paris 1819; wird von Preußen gefürstet 1822; reist seines Parks halber nach England 1828, und tritt als Schriftsteller in den vom Publikum verschlungenen „Briefen eines Verstorbenen" ungenannt auf 1830 ff., als höchst anmuthiger und geistvoller, welt- und edelmännischer Erzähler, mit dem Fumet der großen Gesellschaft, der auch seine „Tutti Frutti" 1833 f.; „Semilassos vorletzten Weltgang" u. s. w. (1835 ff.) durchduftet.

Justinus Christian Kerner, geb. den 18. Febr. 1786 zu Ludwigsburg in Würtemb., auf der dortigen Schule und im Kloster Maulbronn erzogen, soll nach des Vaters, eines Oberbeamten, Tode Kaufmann werden, macht in einer Wollfabrik Säcke, und zimmert, philanthropisch handwerkernd, bei einem Schreiner Särge, bei Beiden Lieder dichtend, freundlich berathen von seinem Landsmann Conz; bezieht endlich die Universität Tübingen zum Stud. der Medizin 1804 ff.; wird Uhlands Freund; doktorirt 1808; geht zu seinem Bruder Georg, dem Arzte, nach Hamburg 1809; nach Berlin und Wien, 1810; dient als praktischer Arzt im Vaterland, namentlich im Wildbade, das er beschreibt 1811 ff.; tritt, von Jean Paul freudig begrüßt, in den „Reiseschatten" als Humorist, 1810 und als origin. Lyriker gleichzeitig mit Uhland auf 1812 ff.; siedelt sich als Oberamtsarzt zu Weinsberg am Fuß der Weibertreue höchst romantisch an 1819 ff.; entdeckt und beschreibt das „Fettgift" 1822; sammelt seine Gedichte 1824; „Werke" (Dichtungen) 1832 und 1841; beobachtet magnet. Erscheinungen und tritt als Geisterseher auf in der „Geschichte zweier Somnambülen" 1824, der „Seherin von Prevorst 1830 ff.; „dem Mädchen von Orlach" 1833, den „Erscheinungen aus der Nachtseite der Natur" 1837 und den Zeitschriften „Blätter aus Prevorst" 1831 ff. und „Magikon" 1838 ff. von Dichtern und Geistern aus aller Welt besucht; lebt, seit Jahren fast erblindet, in Weinsberg. (Virtuos auf der Maultrommel wie auf der Leier.) Humorist voll sanguinischer Ebbe und Fluth; herrlicher Mutterwitz.

Digitized by Google

Wilhelm Karl Grimm, geb. den 24. Februar 1786 zu Hanau, mit seinem Bruder Jacob zu Kassel erzogen, stud. die Rechte zu Marburg 1804 ff.; wird Bibl. Sekretär zu Kassel 1809, zu Göttingen 1830; dankt mit dem Bruder ab 1837, wird mit demselben nach Berlin berufen 1841, menschlich und literarisch unzertrennlich von ihm; Miterforscher des deutschen Alterthums, bes. der „Heldensage"; klassischer Herausgeber altdeutscher Dichtungen 1829 ff.; gibt Achim von Arnims Werke heraus 1839 ff. und mit Jacob Grimm das deutsche Wörterbuch. Stirbt den 16. Dez. 1859 zu Berlin.

Ludwig Börne, geb. den 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M., aus einer jüdischen Familie Baruch, erzogen in einer Pension zu Giessen, stud. Medicin zu Berlin unter Hertz, dann in Halle, zuletzt die Staatswissenschaft in Heidelberg 1807 und Giessen 1808; wird Aktuar bei der Polizeidirection unter dem Großherzog von Frankfurt; im Jahr 1814 mit Ruhegehalt entlassen, wird er Christ und nimmt den Namen Börne an 1817; gibt erst das „Staatsristretto", dann die „Zeitschwingen" 1818 ff. und die „Wage" 1820 ff. heraus; lebt in Paris, Frankfurt, Hamburg 1822 ff.; tritt mit „gesammelten Schriften" hervor (10 Bde.) 1829 ff.; wirft sich nach der Julirevolution mit aller Kraft des Geistes und der Satire auf die radikale Seite als „politischer Cyniker", mit consequenter Gesinnung; geht nach Paris, Sept. 1830, und schreibt dort seine Briefe aus Paris 1831 und Verwandtes. Gest. den 12. Febr. 1837 zu Paris. Verstandesmensch als Kritiker, Phantasiemensch als Politiker; geisselnde Darstellung alles Bekämpften.

Johann Ludwig Uhland, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, Enkel eines Prof. der Theol., Sohn eines Univ. Sekretärs, erhält seine Jugendbildung auf der Schule seiner Vaterstadt, auf deren Universität er auch die Rechte studiert 1802—1808; tritt als Dichter in Varnhagens und Seckendorfs Musenalmanachen auf 1806 ff.; wird D. der Rechte 1810; geht nach Paris und macht dort altfranzösische Studien 1810; giebt den poetischen Almanach 1812 und den Dichterwald 1813 mit Kerner u. A. heraus; als patriot. Dichter von Schwaben und Deutschland begrüßt 1815; tritt mit seiner Gedichtsammlung hervor und wird dadurch wider Willen und Wunsch Stifter einer Schule 1815 ff.; dichtet die Tragödie „Ernst von Schwaben" 1816; „Ludwig der Baier" 1819; Württemb. Abgeordneter von freisinniger und deutschnationaler Gesinnung 1819—1826; schreibt seine Abhandlung über „Walter von der Vogelweide" 1822; Professor der deutschen Literatur zu Tübingen

1830 ff.; Führer der Opposition auf den Landtagen 1833—1838; legt sein Lehramt nieder 1833; gibt die Früchte langjähriger Studien heraus in den „Sagenforschungen" 1tes Heft, 1836; veröffentlicht 1844—1845 eine umfassende Sammlung deutscher Volkslieder, für die er Deutschland durchreist; wird im April 1848 von der würtemb. Regierung als Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt geschickt, von dem Bezirk Tübingen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er sich zur gemäßigten Linken hält und ausharrt bis zur Auflösung des Rumpfparlaments in Stuttgart. Lebt seither wieder seinen Studien in Tübingen. (Einer der ersten Dichter Deutschlands.) Durchforscher des german. Alterthums. Gedrungener und wesenhafter Stil, ein Bild seines Charakters.

Johann David Passavant, geb. den 19. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., Sohn eines frühverstorbenen Kaufmanns, zu dessen Geschäft erzogen; ficht als Freiwilliger 1815; entschließt sich in Paris für die Malerkunst; reist nach Italien 1817 und stud. seine Kunst und ihre Geschichte im Umgange mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr bis 1824; veröffentlicht ohne Nennung seines Namens seine „Ansichten über die bildenden Künste" 1820; malt Bilder; gibt bei Anlegung des neuen Frankfurter Friedhofs Entwürfe zu Grabdenkmälern heraus; beschreibt seine „Kunstreise durch England und Belgien" 1833, schreibt sein klassisches Werk: „Raphael Urbino und sein Vater Giovanni Santi" 1839 u. 1858, nachdem er für dasselbe England und wiederholt Paris und Italien besucht. Seit 1840 Inspector des Städel'schen Kunstinstituts in seiner Vaterstadt; 1852 macht er eine Reise nach Spanien und veröffentlicht das Jahr darauf in Leipzig seine Schrift: „Die christliche Kunst in Spanien"; eine französische Uebersetzung seines Werkes über Raphael kommt zu Paris, 1860, in zwei Bänden heraus; in Leipzig erscheint sein Peintre-graveur, als Ergänzung des Werkes gleichen Namens von Adam Bartsch, in sechs Bänden, von denen der erste bereits ausgegeben ist. — Auf Forschung und Anschauung gründlich bauender Kunstschriftsteller.

A. W. von Schlegel.

I. Raphael's Madonna del Sisto.

(1798.)

(Fragment eines Gespräches.)

Waller. Von dem Raphael wollen Sie schweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang stehen sah?

Louise. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, dessen das Herz voll ist. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuschreiben, und doch ist mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen sollte. Aber wie soll man der Sprache mächtig werden, um das Höchste des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt so unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit dasteht, und gar nicht anders als es ist, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingestanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umstände machen, und sich nicht so getrost mittheilen, wie ein Mensch doch über alles thun darf, wovon er bekennt,* daß es ihm lieb ist?

Louise. Es kann seyn, und ich habe schon gewünscht, überall nicht zu wissen, dieses Bild sey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müssen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals gesehen, weil es immer unten

* Im Texte steht: verdient, was keinen Sinn giebt.

für die Schüler auf der Staffelei stand: aber wie es sich schon durch die einfache Zusammensetzung der drei großen Figuren unterscheiden müßte für den ersten Blick! In beiden Sälen ist nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verständlicheres, selbst für das ganz unkünstlerische Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt seyn, der sich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu versetzen weiß; aber hier trifft eben das erste und letzte zusammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieses Bild von ihm.

Louise. Liegt es nicht darin, daß die Gestalten so einzeln dastehen, jede für sich geltend? Das Auge ruht dazwischen aus, und hat nichts zu sondern, nichts willkührlich angenommenes sich klar zu machen. Und doch sind sie innig verbunden, selbst für den ersten augenblicklichen Eindruck: denn, sagt! wer würde sich nicht gern neben diesen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louise; in der Begeisterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann sie doch ein jeder nach seiner Weise haben.

Louise. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, das sie trägt, ist ein Gott: denn so hat noch niemals ein Kind ausgesehen. Sie hingegen ist nur das Höchste von menschlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß sie den Sohn so still, so ohne sichtbare Regung von Entzücken oder Selbstgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es ist auch nichts ätherisches an ihr, alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt sie schreitend auf die Wolken, und schwebt nicht in der Glorie, in die sich ihre große Gestalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, und eben so die Blicke. Das Oval des Gesichtes ist oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar schlicht gescheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und physiongomisch deuten.

Waller. Sie sollen auch nicht; sagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louise. Das scheint mir vortrefflich, daß man sie oben nicht ganz im Freien sieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen ist, dient ihr gleichsam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieser Seite sehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Gestalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louise. Der umgebende Schleier stimmt auch mit der Bescheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber sie läßt sich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, sichtbar bleibt, besonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid fest anschließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er sich an den Füßen aus einander schlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorschein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde es mir doch schwer werden.

Louise. Lassen sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erst in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, selbst daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand sie versteckt, ist nicht umsonst: man sieht die Gestalt bestimmter und sie erscheint menschlicher.

Waller. Nach meinem Gefühl auch majestätischer.

Louise. Ja, eben weil es eine so reine Erscheinung ist, die nicht Menschen mit dem, was nach ihrer Meinung Ehrfurcht fodert, ausgeschmückt haben, sondern die in ihrer eigenen Natur

daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleier trägt, ſo daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter deſſen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andere hinüber geſchlagen iſt und an welches die Linke des Kindes greift, nicht ſpielend wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe, welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wird wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles iſt bereits geſchehen und es zeigt ſich nur auf dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es ſie zuerſt betrat. Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſt beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beide Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporſtrebend den Kopf umgiebt. Die Augen ſcheinen zwei unbewegliche Sterne, ſie liegen tief; die Stirn iſt voll Nachdenken. Und doch kann man nicht ſagen, dieſer Knabe iſt ſchon ein Mann. Es iſt keine Ueberreife, aber Uebermenſchlichkeit. Denn ſo weit ſich das Göttliche in kindiſcher Hülle offenbaren kann, iſt es hier geſchehn, und ich kann mir den Mann zu dieſem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Iſt das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Chriſtuskopf für unmöglich halten?

Louiſe. Ja, ich geſtehe Ihnen, ich ſehe den Erlöſer der Welt am liebſten als Kind. Das Geheimniß der Vermiſchung beider Naturen ſcheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am beſten gelöſet, die ſo gränzenlos in ihrem Weſen wie begränzt iſt.

Waller. Faſt möchte ich Ihrer Meinung werden.

Louiſe. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zuſammen. Welch ein erhabenes Daſeyn, und ganz allein durch

das bloße Daseyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte sagen, auch ohne Beleuchtung: ein geschlossenes Helldunkel ist wenigstens nicht da, keine Magie der Erscheinung.

Reinhold. Es ist aber doch in den kräftigsten Farben und ganz in Raphaels herrlichster Weise gemalt.

Louise. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinahe ohne Kolorit bestehen können? Wirklich ist dieses so, daß ich es nicht anders wünschen mag. Ich liebe das bräunliche daran, und den Rost der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louise. Sey's was es wolle, ich lasse mir selbst die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben, als es ist. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das ist die Reinheit und Keuschheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichsam nur dadurch gereift erscheint, daß sie für ewig festgehalten wurde, und dieses dringt eben in der ganz irdischen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, selbst wenn es noch vollkommner seyn könnte.

Louise. Ist es nicht genug, wenn etwas so vollkommen ist, daß man es bis zu diesem Grade lieben muß? Wenigstens können Sie mir die Schwachheit gestatten. Aber stören Sie mich nicht. Ich wollte sagen, daß eine solche Gegenwart doch gar nichts als sich selber bedarf, daß die bloße Gestalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe ist nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkosend, das Kind weiß nichts von seiner Mutter. Die Mutter ist da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in diesem heiligen Dienste erscheint sie vor der anbetenden Welt, so groß wie sie ihn im Himmel verwaltet, von wannen sie wieder herabgekommen ist. Sie ist ohne Lei-

denſchaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenſchaft ſchweigen. Wie ich hinaufgeſtiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu ſchauen, kann ich nicht läugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Waller. Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louiſe. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architectoniſche Symmetrie.

Reinhold Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drei Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart von einander abgeſchnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde der nur gegen ſeine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, bläulich wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen ſich doch weniger ſtark aus. Die beiden Heiligen ſinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louiſe. Wiſſen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt ſein Haupt voll

Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er seine Linke betheuernd auf die Brust legt, und die Rechte zum Bilde herausstreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und diese Hände sind vortrefflich gezeichnet.

Louise. Die junge Heilige, die so innig und anmuthig die Hände auf der Brust zusammenfaltet, wendet ihr Gesicht mit gesenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie ist zu schüchtern, um hinaufzuschauen, zu demüthig und auch mehr mit sich selbst beschäftigt. Der Alte ist kühner als Mann und als Greis: wohin sein Sinn steht, dahin blickt sein Auge; auch scheint er für andere und nicht für sich selbst zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigene Seelenheil. Sie hat ein sehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünsche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch ist sie nicht das Vorzüglichste auf dem Bilde.

Louise. Eins muß ja wohl zurückstehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wissen will. Lieber lassen Sie mich von den himmlischen Kindern sprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das ist nun die kindliche und die englische Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: sie betrachten nur in ihrem wonnevollen unschuldigen Sinn. Der älteste wieder anders wie der jüngere. Er schaut über sich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in sein süßes trunkenes Auge, man sieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit schon, welche der Kleine kindlich anstaunet, der mit seinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geistiger noch und geistlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel sind: aber so irdisch und himmlisch zugleich sind mir noch keine vorgekommen.

Louise. Es ist wahr, sie sind Kinder der Erde in bunten Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg sind. Der Größere ist sanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen sträubt sich das Haar so trotzig um das volle Gesichtchen. Man kann sie nicht ohne Verlangen ansehen, aber dann leitet der älteste mit seinem sinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was kindlich ist, erheitert ja die Seele.

II. Ueber tragisches und komisches Drama.

(1809.)

Die drei Hauptgattungen der Poesie überhaupt sind die epische, die lyrische und die dramatische. Alle übrigen Nebenarten lassen sich entweder nach ihrer Verwandtschaft einer von diesen unterordnen und daraus ableiten, oder sie sind als Mischungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit auffassen wollen, so gehen wir auf die Gestalt zurück, worin sie sich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt sich auf die Geschichte der griechischen Poesie am bequemsten anwenden: denn die letztere ist, so zu sagen, systematisch; sie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entsprechenden Beispiele am urkundlichsten dar.

Es ist merkwürdig, daß bei der epischen und lyrischen Poesie keine solche Spaltung in zwei entgegengesetzte Arten Statt findet, wie bei der dramatischen. Man hat zwar die sogenannte scherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgestellt, es ist aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin besteht, daß man die in jenem herrschende feierlich abgemessene Entfaltung, die nur großen Gegenständen zu ge-

ziemen scheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyrischen Poesie finden nur Grade und Abstufungen Statt, zwischen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegensetzung.

Der Geist des epischen Gedichtes, wie wir ihn in dessen Vater Homer erkennen, ist klare Besonnenheit. Das Epos ist eine ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Der Dichter erzählt sowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth, und hält sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserm Gemüth.

Das lyrische Gedicht ist der musikalische Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Wesen der musikalischen Stimmung besteht darin, daß wir irgend eine Regung, sey sie nun an sich erfreulich oder schmerzlich, mit Wohlgefallen festzuhalten, ja innerlich zu verewigen suchen. Die Empfindung muß also schon in dem Grade gemildert seyn, daß sie uns nicht durch Streben nach der Lust oder Flucht vor dem Schmerz über sich selbst hinausreiße, sondern daß wir, unbekümmert um den Wechsel, welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzelnen Augenblick unsers Daseyns einheimisch werden wollen.

Der dramatische Dichter stellt uns zwar auch, wie der epische, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unsre Theilnahme dabei in Anspruch, aber nicht so genügsam wie der lyrische Dichter, sondern weit unmittelbarer als dieser will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schicksale wirklicher Menschen in uns wirksam sind, und will diese Regungen erst durch die Gesammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmonischen Stimmung auflösen. Da er dem Leben so nahe tritt, ja seine Dichtung ganz darein zu verwandeln sucht, so würde bei ihm der Gleichmuth des epischen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß sich für eine der Hauptansichten von den Beziehungen

des menschlichen Daseyns entscheiden, und seine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachsten und verständlichsten Ausdruck zurückführe: das Tragische und Komische verhalten sich zu einander wie Ernst und Scherz. Jedermann kennt diese beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Wesen ist, und woher sie entspringen, das dürfte eine tiefe philosophische Untersuchung erfodern. Beide tragen zwar das Gepräge unserer gesammten Natur an sich; aber der Ernst gehört mehr ihrer sittlichen, der Scherz ihrer sinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe sind eigentlich weder des Ernstes noch des Scherzes fähig. Die Thiere scheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären sie ernsthaft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten sie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale spielen sie, d. h. sie überlassen sich zwecklos der Lust des Daseyns, aber sie haben nicht das Bewußtseyn davon, welches beide Zustände erst zu wahrem Ernst und Scherz erheben würde. Dem Menschen allein, unter allen Geschöpfen, die wir kennen, ist der Rückblick auf die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieses erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernst im weitesten Sinne genommen, ist die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein sobald wir uns Rechenschaft von unserm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft diesen Zweck wieder auf höhere, und so endlich auf den höchsten allgemeinen Zweck unsers Daseyns zu beziehen: und hier bricht sich die unserm Wesen inwohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen sind. Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichsten Falle, wenn ein Mensch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, steht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlassen zu müssen, oder davon verlassen zu

werden. Es gibt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeyns bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bei der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eignen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag uns alles ſchwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beiſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie. Hieraus erhellt ſchon zum Theil, wie dieſe in unſrer Natur gegründet iſt, und bis auf einen gewiſſen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir ſo traurige Darſtellungen lieben, ja etwas tröſtliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubieten verſuchen.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeyns. Man iſt dann geneigt, alles nur ſpielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Misverhältniſſe unter einander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Mißbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Fantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft, und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charaktere und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemälde des Wirklichen komiſch aufgefaßt; ſondern die geſammtgeſellige Verfaſſung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurden mit ſcherzender Willkühr fantaſtiſch geſchildert.

H. von Bülow.

Ziel und Entwicklung der Kriegskunst.

(1799.)

Wenn ein jeder Staat sich bis zu seinen natürlichen Grenzen früher oder später ausdehnen wird; wenn es unnütz und gefährlich ist, jenseits dieser natürlichen Grenzen zu operiren, so muß ein ununterbrochener Friede aus dieser Ordnung der Dinge von selbst sich ergeben.

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menschen voraussetzen, wenn man glauben wollte, daß sie sich dessen ohnerachtet noch immer fruchtlos befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um sich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, diesen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil sie noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen sich ausgedehnt haben, weil sie sich noch vergrößern müssen, um andern widerstehen zu können, indem sie wohl wissen, daß überlegenen Massen, wenn man nicht durch natürliche Hindernisse beschützt wird, nicht zu widerstehen ist.

Je geschwinder also Europa unter verschiedene durch natürliche Grenzen eingeschlossene Mächte zertheilt seyn wird, um so eher wird der Zustand des ewigen Friedens eintreten. Zu wünschen wäre also, daß eine solche heilsame Operation auf das baldigste vollbracht seyn möchte.

Das physische Wohlseyn der Menschen wird durch einen

ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg ist der gefräßigste Verzehrer der Elemente des Daseyns. Die Zahl der Produzenten wird durch denselben vermindert, die Produktenmasse folglich auch. Nichtig wäre der Einwurf, Uebervölkerung sei durch ungestörten Frieden zu besorgen. Je mehr Menschen, je mehr Produkte, und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr, zu verhungern, aus Mangel der Esser.

Von diesem Uebervölkerungspunkte sind wir in unserem menschenarmen, ja ich wiederhole es, in unserm sehr schwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch sind Wüsten, welche die Hand des Arbeitsamen erwarten. Daß es so schwer für die größte Zahl ist, zu leben, daß sie elend lebt, rührt von Ursachen her, die hier nur anzuzeigen wohl nicht der Ort seyn möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menschen, falls getheilt würde, ist noch weit mehr Raum da, als er möglicherweise je würde kultiviren können, und als er zu seinem Unterhalte braucht. Ferner, ein Garten produzirt weit mehr, wie ein Feld von gleicher Fläche, und die Produktion steigt durch Intension der Kultur in einer Progression, welche diejenige der Extension weit hinter sich zurückläßt; so wie ein Tiefdenker, der einen Gegenstand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt, wie ein Oberflächler, der mehrere zugleich umfaßt.

Die Verderbtheit der Menschen erzeugte den Krieg. Der Krieg seinerseits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Diese beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilsam also ist die Folge des immerwährenden Friedens, und letztern werden wir dem neuern Kriegssystem zu verdanken haben; welches wiederum aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten ist, welche man so oft, aber sehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menschheit verflucht hat.

Der in dieser Schrift entwickelte Grundsatz der Basis * ist

* Die Bildung und der Schutz der Operationslinien eines Heeres durch Festungen und Magazine.

eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten, und durch die Erfahrung erprobten und bestätigten Grundsatzes der Basis.

Als Kunst betrachtet, aber als zerstörende Kunst, war die Kriegskunst der Alten der neuern unendlich überlegen, weil physische Massen gegen sie nichts vermochten. An wohlthätigen Wirkungen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück, und erstere ist vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtheit.

Daß die neuere Kunst die Kriege weniger mörderisch macht, ist schon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilsame Wirkung derselben seyn möchte, hat man noch nie behauptet, und ich glaube es bewiesen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römisches Heer geben, welches ohne Basis, ohne Operationslinie fortschreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen dasselbe bei einer Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, statt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilsame Resultat des neuern Kriegssystems seyn muß.

Es ist also leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmodernisirung des neuern Kriegssystems, falls sie möglich wäre, das Beste der Menschheit befördern würde. Allein glücklicher Weise setzen sich derselben unübersteigliche Hindernisse entgegen. Im Gegentheil entfernt sich das neuere System, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geschichte, seit Erfindung des Pulvers, zeigt uns eine solche Fortschreitung, und seit dieser Epoche ist die Kriegskunst als Kunst immer schwächer geworden, indem sie immer weniger fähig wird, die Umstände zu besiegen, sondern von denselben immer mehr abhängig werden muß.

Ueberwundene Schwierigkeiten hat man bei kriegerischen Operationen, so wie bei allen andern, als das Kennzeichen des Genies in dem Besieger dieser Schwierigkeiten betrachtet. Wie

nun, wenn der — mit solchen Waffen, als die neuere Kriegskunst an die Hand giebt, unüberwindlichen — Schwierigkeiten immer mehrere werden müssen, und dieß zwar in dem Verhältnisse, als diese Kriegskunst selbst ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beenget werden, so daß es nicht der Mühe lohnet, seine Talente einem so undankbaren Fache zu widmen, und man sie lieber auf gemeinnützige Gegenstände anwenden wird?

Durch die Ausbildung des neuern Kriegssystems aber wird es immer schwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehrere, weil es die sich selbst zerstörende Eigenschaft in sich trägt.

Der Krieg wird dann nicht mehr Kunst seyn, er wird bloß Wissenschaft werden; denn Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Wissenschaft ist bloß im Verstande, Kunst steigt aus dem Verstande in die Sphäre der Activität herab. Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Kunst ist alles, was gut oder schlecht gemacht werden kann. Die Prädikate gut oder schlecht lassen sich nicht auf den Begriff der Wissenschaft ausdehnen. Man weiß sie oder weiß sie nicht. Wahr oder falsch läßt sich von Wissenschaft sagen. Gut oder schlecht von Kunst.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunst eingeengt wird, durch Umstände oder Schwierigkeiten, für sie unüberwindlich, um desto mehr erweitert sich dasjenige der Kriegswissenschaft, welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieser Kunst ganz lehren wird. Dann läßt sich die Anwendung von jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunst selbst Wissenschaft. Was nun ein jeder lernen kann, dadurch kann man sich nicht vor andern auszeichnen, folglich fällt das Streben nach kriegerischem Ruhme weg, und auch dieß befördert den ununterbrochenen Frieden.

Wenn wir nun hier zusammenfassen, was durch die in dieser Abtheilung gelesenen Untersuchungen als nothwendige, aus dem Grundsatze der Basis hervorgehenden Folgerungen erwiesen

worden, nemlich: „daß die Massen, und nicht höhere „Vortrefflichkeit der Truppen, in den neuern Kriegen entscheiden; daß, da kleine nicht mehr große Reiche bezwingen können, folglich Europa unter verschiedene große Mächte wird zertheilt werden, die sich, eine jede, nur bis zu ihren natürlichen Grenzen ausdehnen werden, jenseit welcher offensive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher ein Vertheidigungskrieg aber leicht ist und glücklich seyn muß; daß, da die größere Zahl entscheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer besiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus diesem Allen folge;“ so ergiebt sich als Resultat aus diesem Allen, „daß aus der Nothwendigkeit einer Basis der Operationslinien das künftige Heil der Menschheit folge; und daß diese Nothwendigkeit zuerst zu erweisen ein verdienstlich Werk sei.“

Schon oft ist in dieser Schrift gesagt worden, daß die kriegerischen Operationen der Alten keiner Basis bedurften. Ein römisches Heer war ein selbstständiger Körper, von allen äußern Dingen in hohem Grade unabhängig, weil die Quellen seiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm selbst lagen. Römische Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf ihre überlegene moralische und physische Kraft, Geschicklichkeit und ihre bessern Waffen, der Besiegung jedes sich ihnen entgegenstellenden Feindes gewiß, achteten sie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt sich dieses zwar nicht in gleichem Grade behaupten; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reuterei, und vielleicht auch ihre Mäßigkeit, machte sie unabhängig von Magazinen. Die orientalischen Völker hatten fast gar keine Reuterei, und wenn einige, so wie die Parther, fast ausschließend zu Pferde fochten, so war es leichte Reuterei, die in stets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte; so wie noch jetzt die Tartarn ohne Magazine subsistiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge, oder vielmehr Streifereien, von kurzer Dauer sind.

Die Zerstörer der römischen Macht erschienen entweder als

leichte tartarische Reuterei, oder so wie die germanischen Völker, Franken und andere, fast ohne alle Kavallerie. Auch sie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Basis derselben.

In dem nachfolgenden mittlern Zeitalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit bestand darin, auf einem geharnischten Kutschenpferde, selbst wie ein eisernes Kastell unverwundbar geharnischt, gegen die Lanzenstöße eines Gegners unerschütterlich fest sitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir aber wiederum zahlreiches Fußvolk, allein kein System der Subsistenz, weil man bei zahlreichen Heeren kein schweres, durch Pulver wirkendes Geschütz mitführte. Mahomet der Zweite bediente sich zuerst, nach Erfindung des Pulvers, bei der Belagerung von Konstantinopel einer oder mehrerer großen Kanonen. Man spricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueser schon vorher daraus schossen. Die Sache ist so wichtig eben nicht. Der erste Churfürst von Brandenburg, aus dem Hause Hohenzollern, eroberte die Raubschlösser des widerspenstigen Adels durch eine Kanone. Alles das ist ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuersystem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken scheinen zuerst darin einige Fortschritte gemacht zu haben, denn unter Soliman dem Zweiten war ihr Fußvolk das beste in Europa. Sie sind aber nach diesen wenigen Fortschritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben, oder gar wieder zurückgesunken. Im dreißigjährigen Kriege bestand noch ein Schwanken zwischen dem Feuersystem und dem alten, welches Gustav Adolph durch seine Neuerungen keineswegs zerstörte. In diesem sonderbaren Kriege findet man keine Spur eines regelmäßigen basirten Systems. Die Heere waren sehr klein und lebten vom Plündern; daher dieser vor allen der verheerendste Krieg war. Gustav Adolph läuft von Pommern nach Bayern; geht wieder zurück nach Sachsen. Er nimmt Läger, wo er einen Fluß im Rücken hatte. Torsten-

son durchläuft Deutschland von einem Ende zum andern. Die Schweden sind bald am Rhein, bald in Böhmen, bald in Niedersachsen. Weimar führt Krieg wie ein herumschweifender Abenteurer, ohne bleibende Stätte; kein System, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan; allenthalben ein Chaos.

Der scharfsinnige Marschall Türenne brachte zuerst in dieses Chaos einige Ordnung. Man entdeckte den Grundsatz der Basis in den bewundernswürdigen Feldzügen von 1674 und 75. Diese sind in der neuern Geschichte die *ersten* Feldzüge zu nennen. Vorher machten sich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo sie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als isolirt zu betrachten waren; die beiden Meister in der Kriegskunst, Montecuculi und Türenne aber gaben der Welt zuerst das Beispiel eines planmäßigen systematischen Feldzuges, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

F. A. Krummacher.

Parabeln.

(1805.)

1. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also daß sie hingiengen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!

Diese Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut seyn.

Als aber Gotthold, — denn so hieß der Knabe — zu

Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn freundlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind, was weinest du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein andrer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu seyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letztemal sey, daß du etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen.

---

2. Der Mohrensklave und der Grieche.

Philemon, Aeltester der Gemeine zu Smyrna, trat eines Tages mit freudigem Angesicht zu dem Bischof Ignatius und sprach: ich habe dem Reiche des Herrn eine Seele gewonnen. Siehe, ein äthiopischer Sklave begehret ein Christ zu werden. —

Darauf fragte der Bischof: Kennet er den Herrn und sein Wort? — Und Philemon antwortete und sprach: Er entbehret der Unterweisung von Jugend auf, und sein Herz ist unverständig. Aber, seit er die Versammlung gesehen, begehrt er ein Christ zu werden. Was hindert, daß wir ihn taufen?

Da antwortete Ignatius und sprach: es war ein reicher

Mann, der hatte viele Aecker rings um seine Wohnung, und schöne Gärten, wohlbepflanzt mit allerlei Bäumen und Gewächsen. Aber mitten zwischen inne lag ein Hügel, von wannen man die Gegend weithin überschaute. Da rief der Herr seinem Gärtner und sprach: Mich verdreußt, daß diese Höhe zwischen fruchtbaren Auen und Feldern so kahl sich erhebt, und weder Schatten noch Frucht erzeuget. Welch ein schöner Anblick wird es seyn, wenn wir sie mit hochragenden schattigen Bäumen bepflanzen.

Der Gärtner antwortete: So war auch längst mein Wunsch und Gedanke. Statt des kahlen Gesteins und unnützen Gestrüppes wird die neue Pflanzung der Gegend zur Zierde gereichen.

Da gebot ihm der Herr und sprach: Geh hin und nimm aus meiner Pflanzschule die edelsten Bäume und bepflanze den Hügel! — Der Gärtner aber lächelte und sprach: Auf diesem nackten und steinigten Boden? Es wäre ein Jammer um die edeln Gewächse; sie würden verdorren. Laß mich zuvor des Hügels Grund und Boden bearbeiten, und statt des Gesteins ihm lockere Erde geben, und dann die edleren Pflanzen.

So erzählte der Bischof, — Ich verstehe dich, antwortete Philemon, und führte den Aethiopier in die Schule.

* * *

Darnach kam ein Anderer und begehrte ein Christ zu werden, ein Grieche, der fürchtete Gott und trug leid in seinem Herzen um seiner Sünde willen.

Da sprach Philemon zu dem Bischof: Ich will ihn in die Schule führen. — Ignatius aber antwortete und sprach: Bringe ihn her, daß ich ihn taufe. — Da wunderte sich Philemon und fragte: Warum wehrtest du denn zuvor dem Mohrensklaven? Gedenkst du nicht deines Gleichnisses?

Darauf sagte der fromme Bischof: siehst du denn hier todtes Gestein, und erkennest nicht das keimende Leben! Lieber, setze es in ein gutes Erdreich und begeuß es, so wird es leben.

3. Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelstein; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelstein und sagte zu seinem Sohn: Gieb mir diesen Stein! — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich strahlte nun der geschliffene Demant.

Siehe, sagte darauf der Vater, hier ist der Stein, den du mir gabest. Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: Mein Vater, wie vermochtest du dieses?

Der Vater sprach: Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte; so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt strahlt er mit seinem natürlichen Glanze.

Darnach als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

Schleiermacher.

I. Das Leben der Phantasie.

(1801.)

O wüßten doch die Menschen diese Götterkraft der Fantasie zu brauchen, sie die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt, sie, ohne die des Menschen Kreis so eng und ängstlich ist! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Laufe des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Mensch nicht unbestimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anstößt, sein inneres Handeln ginge? Aber so sinnlich sind sie in der Sittlichkeit, daß sie auch sich selbst nur da recht vertraun, wo ihnen die äußre Darstellung des Handelns Bürgschaft leistet für ihres Bewußtseyns Wahrheit. Umsonst steht in der großen Gemeinschaft der Menschen der, der so sich selbst beschränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt ist, ihr Thun und Leben anzuschaun; vergebens muß er sich über die träge Langsamkeit der Welt und ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünscht sich immer neue Verhältnisse, von außen immer andre Aufforderungen zum Handeln, und neue Freunde, nachdem die alten was sie konnten auf sein Gemüth gewirkt; und allzulangsam weilt ihm überall das Leben. Und wenn es auch in beschleunigterem Lauf ihn tausend neue Wege führen wollte, könnte denn in der kurzen Spanne Zeit sich die Unendlichkeit erschöpfen? Was so jene niemals sich erwünschen können, gewinne ich durch das innere Leben der Fantasie. Sie ersetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht;

jedes Verhältniß, worin ich einen andern erblicke, mach' ich mir durch sie zum eigenen; es bewegt sich innerlich der Geist, gestaltets seiner Natur gemäß, und bildet, wie er handeln würde, mit sicherem Gefühle vor. Auf gemeines Urtheil der Menschen über fremdes Seyn und fremde That, das mit todten Buchstaben nach leeren Formeln berechnet wird, ist freilich kein Verlaß und gar anders, als sie vorher geurtheilt haben, handeln sie hernach. Hat aber, wie es sein muß, wo wahres Leben ist, ein inneres Handeln das Bilden der Fantasie geleitet, und ist so die vorgebildete That des gewohnten innern Handelns reines Bewußtsein; dann hat das angeschaute Fremde den Geist gebildet, eben als wär' es auch in der Wirklichkeit sein Eigenes, als hätte er auch äußerlich gehandelt. So nehm' ich wie bisher auch ferner kraft dieses innern Handelns von der ganzen Welt Besitz, und besser nutz ich Alles in stillem Anschaun, als wenn jedes Bild in raschem Wechsel auch äußere That begleiten müßte. Tiefer prägt so sich jedes Verhältniß ein, bestimmter ergreift es der Geist, und reiner ist des eignen Wesens Abdruck im freien unbefangnen Urtheil. Was dann das äußere Leben wirklich bringt, ist nur des frühern und reichern innern Bestätigung und Probe; nicht aber ist in das dürftige Maaß von jenem die Bildung des Geistes eingeschränkt. Drum klag' ich über des Schicksals Trägheit eben so wenig, als über seinen schnellen und krümmungsvollen Lauf. Ich weiß, daß nie mein äußeres Leben von allen Seiten das innere Wesen darstellen und vollenden wird. Nie wird es mir ein großes Verhältniß bieten, wo meine That das Wohl und Weh von Tausenden entschiede, und sich's äußerlich beweisen könnte, wie Alles mir nichts ist gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft. Nie werd' ich vielleicht in offne Fehde gerathen mit der Welt, und zeigen können, wie wenig Alles, was ihr vergönnt ist zu geben und zu nehmen, den innern Frieden und die stille Einheit meines Wesens stört. Doch hoff' ich in mir selbst zu wissen, wie ich auch das behandeln würde, wie zu dem allen

ſchon lange mein Gemüth bereitet und gebildet iſt. So leb' ich, wiewohl in ſtiller Verborgenheit, dennoch auf dem großen thatenreichen Schauplatz der Welt. So iſt der Bund mit der geliebten Seele ſchon dem Einſamen geſtiftet, die ſchöne Gemeinſchaft beſteht, und iſt der beſſre Theil des Lebens. So werd' ich auch der Freunde Liebe, die einzige theure Habe, mir gewiß erhalten, was auch mir oder ihnen in Zukunft mag begegnen.

II. Reich Gottes und Wiedergeburt.

(1812 und 1821.)

Wie das Reich eines Fürſten der Erde doch nicht überall, wo äußerlich nach ſeinem Willen gehandelt wird, ſondern nur da recht iſt, wo ſein Wille auch der wahre gemeinſame Wille derer iſt, die ihm dienen und unter ihm leben, während die übrigen mehr oder weniger in einer heimlichen Feindſchaft gegen ihn, wie ſehr auch der äußere Schein das Gegentheil ſage, begriffen ſind: eben ſo iſt auch das Reich Gottes in dieſem engern Sinne nur in denen, welche von einem gemeinſamen Geiſte, der Gottes Willen in ihrem Herzen verkündigt, getrieben werden. Dieſe mannigfaltigen Gaben, die immer zu demſelben Zweck zuſammenſtimmen, weil ſie aus demſelben Geiſt hervorgehen, dieſe Früchte des Geiſtes, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Glaube, Keuſchheit; dieſe mancherlei Aemter, die jetzt von dieſem, dann von jenem — denn nie fehlt ein Anderer, wenn Einer dahin iſt — aber immer treu und tüchtig beſetzt ſind unter dem Einen Herrn, dieſe freiwilligen, auf immer und auf Leben und Tod verbundenen Diener im Wort der Wahrheit in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit, dieſe Unbekannten und überall bekannt, dieſe Sterbenden, die immer wieder aufleben, dieſe Armen die viel reich machen, dieſe Starken, die nie eitler Ehre geizig ſind, ſich unter einander zu entrüſten und zu haſſen, das iſt das Reich Gottes. Und in jedem Einzelnen iſt es, wie die Schrift

ſagt, Friede und Freude im heiligen Geiſt; der Friede Gottes, der auf die ewige Liebe und Weisheit vertrauend, ſich durch nichts irre machen läßt in dem Glauben daran, daß der Herr ſich je länger je mehr in der Welt der Geiſter verherrlichen werde, der Friede Gottes, durch den es ſtill wird und ruhig in dem ſonſt ſtürmiſchen Gemüth, durch den die irdiſchen Gewalten der Seele zur Ruhe gebracht ſind, daß ſie dem klaren Spiegel gleicht, in dem alle Gegenſtände ſich rein und richtig abbilden; das Reich Gottes in jedem Menſchen iſt Freude am heiligen Geiſt, die über alles irdiſche weit erhabene Freude an der Gemeinſchaft der Menſchen mit Gott, die Freude, die keines andern Ereigniſſes bedarf, als daß wir immer wirkſamer die Kraft Gottes in uns fühlen und immer weniger aus dem Bewußtſeyn verlieren den, in welchem wir leben weben und ſind. Aber nicht alle Menſchen leben in dieſer Verbindung und genießen dieſes Friedens und dieſer Freude. Wir kennen die große Menge derer, die aus dem Fleiſche geboren auch nur Fleiſch ſind. Sie haben zwar auch alle oder wenigſtens ihrer viele unter ſich einen gemeinſchaftlichen Zweck; aber weil das, was ſie ſuchen, für jeden nur in ſeinem ſinnlichen Daſein liegt, ſo bilden ſie überall keine feſte Gemeinſchaft, ſie unter ſich ſind nur einzeln und vorübergehend verbunden, und keiner kann ſchon an und für ſich das, was der andere thut oder genießt, auch als ſein eigen und ſeinen Zweck befördernd anſehen. So haben ſie auch keinen andern Frieden als indem die ſtürmiſchen Leidenſchaften, die ſinnlichen Triebe, oder auch die ſanften fröhlichen geſelligen Neigungen der Seele befriediget werden und ihrem Tichten und Trachten hiernach ſich kein äußeres Hinderniß entgegengeſetzt. So haben ſie auch keine andere Freude, als wenn ſie ſich im vollen Beſitz der Güter und Kräfte des Lebens befinden, aus denen jene Befriedigung hervorgeht; wenn ſich ihnen neue Schätze dieſer Art eröffnen, wenn ſie ſich im Vergleich mit andern überflüßig begabt finden, und alſo ihre Befriedigungen auf lange oder auf immer geſichert. Das iſt gewiß, daß dieſe nicht im Reiche Gottes ſind, ſondern fern

von demſelben führen ſie ein reiches üppiges ſich herrlich ausbreitendes Leben — in ſeiner Art. Es kann ſehr verfeinert werden und veredelt, aber auch die feinſte edelſte Sinnlichkeit bleibt doch nur Fleiſch, und nie wird ſie Geiſt. Wenn auch in dem ganzen Leben ſolcher Menſchen keine Handlung vorkäme, die nicht in dem Leben deſſen, den der Geiſt Gottes treibt, auch vorkommen könnte: ſobald der innere Grund nur dieſer iſt und kein anderer; ſobald Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Liebe nur als Mittel angeſehen werden zum Genuß, und nur in dieſem, von welcher Art er auch ſei, der Zweck liegt, ſobald nicht der auf Gott und göttliche Ordnung gerichtete Sinn herrſcht, ſo fühlen wir den Unterſchied auf das allerbeſtimmteſte. Aus irgend einer noch größern Erhöhung, Vervollkommnung, äußerlichen Reinigung dieſes ſeinem inneren Grunde nach ſinnlichen Lebens kann jenes geiſtige niemals hervorgehen; ein ſolches iſt aus Fleiſch geboren und bleibt Fleiſch, wenn auch zur höchſten Blüthe der Geſundheit und Schönheit entwikkelt, es giebt nicht etwa einen Uebergang wie von dem roh ſinnlichen zu dem zahmen gebändigten anmuthigen, ſo auch einen von dieſem zu dem wahrhaft guten und heiligen. Sollen ſolche Menſchen in das Reich Gottes kommen, ſo müſſen ſie dort ein ganz anderes neues Leben führen, und der Anfang eines neuen Lebens iſt eine neue Geburt. Und fern ſind wir gewiß alle von der Anmaßung zu glauben, diejenigen, die ſo leben, könnten eben deshalb, weil ſie einmal ſo ausgebildet ſind, zu dem neuen Leben gar nicht kommen, und es ſei eine neue Geburt, wenn ſie ihnen auch nöthig wäre, doch nicht möglich für ſie, ſondern was einmal Fleiſch geboren wäre, das müſſe auch für immer Fleiſch bleiben. Denn daraus müßte ja folgen, was Geiſt iſt, das ſei auch ſchon urſprünglich aus dem Geiſt geboren; aber das iſt keineswegs das Bewußtſein, welches wir von uns ſelbſt haben. Vielmehr ſagt einem jeden von uns ſeine Erfahrung, ſeine beſtimmte Erinnerung, daß der Friede Gottes uns nicht urſprünglich und immer eingewohnt hat, ſondern daß er uns geworden iſt, daß das Fleiſch früher in uns

geherrſcht hat als der Geiſt. Wenn wir auch nie eine Zeit grober Vergehungen, ſchändender Leidenſchaften, erniedrigender Lüſte gehabt haben: wir ſind doch nicht von Unſchuld und Reinheit des Herzens anfangend allmählig immer mehr zur Fülle der Kraft und Tugend eines gottgefälligen Lebens gekommen, ſondern zwiſchen dem Anfang unſers Daſeins und unſerm gegenwärtigen Leben und Streben liegt dennoch eine Zeit, wo die Luſt die herrſchende Kraft war, wo ſie empfieng und die Sünde gebar. Wenn wir ehrlich ſeyn wollen, es giebt eine Zeit, in welche wir nur mit dem Gefühl zurückſehn, daß wir uns ſcheinen ſeitdem andere Menſchen geworden zu ſeyn. Was damals unſer innerſtes Ich und Selbſt war, das iſt uns ein Fernes und Fremdes geworden; und das Geſetz göttlicher Ordnung, was jetzt durch Gottes Gnade das Geſetz unſeres Lebens geworden iſt, das wir lieben und üben, das war uns damals ein fernes und fremdes, wir wurden es nur inne als eine äußere, den freien Lauf unſers Lebens hemmende Gewalt, eben wie uns jetzt die einzelnen Regungen des Fleiſches und der Sünde eine ſolche Gewalt ſind, die wir nicht zu unſerm eigenen Leben rechnen. Und ſo iſt es denn wahr, das eine Leben hat aufgehört und das andere hat angefangen, der Anfang des neuen Lebens aber iſt die neue Geburt; und es gilt allgemein, wenn jemand in Chriſto iſt, der iſt eine neue Kreatur, das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt alles neu worden. Wir können nicht anders ſagen, als dieß iſt nach unſerer chriſtlichen Ueberzeugung der Gang des ganzen menſchlichen Geſchlechts und jedes einzelnen. So ſcheidet im allgemeinen Chriſtus zwei Zeiten des menſchlichen Geſchlechts, und iſt ſelbſt die Wiedergeburt deſſelben; die chriſtliche Zeit iſt nicht die Fortſetzung der jüdiſchen und heidniſchen, ſondern eine neue. So iſt für jedes Volk die Erſcheinung des Evangeliums in demſelben ſeine Wiedergeburt, nicht nur eine Vervollkommnung des vorigen, ſondern wie die Geſchichte lehrt, geht vielmehr oft manches, was auch gut und ſchön war, erſt unter, und die ganze Bildung, das ganze Leben ſchlägt einen andern Weg ein. So

ist fast jede große Weltbegebenheit ein Gericht über ein mächtig gewordenes Verderben, und der Keim eines neuen Lebens in irgend einer Hinsicht; und nur da, wo wir beides finden und in seinem Zusammenseyn verstehen, nur da finden und erkennen wir eine große Erscheinung. Und eben dasselbe gilt nun von dem Einzelnen; die Sünde muß irgendwo mächtig geworden seyn, das Fleisch muß gelebt und geherrscht haben, damit die Gnade mächtig werde, wenn der Geist zum Leben gelangt; jeder muß erst gekostet haben von dem verderblichen Leben, dann wird er durch die zweite That der göttlichen Allmacht und Liebe geboren aus dem Geiste, und wird Geist. Von dieser Verwandlung haben wir alle als Christen ein unbezwingliches und unveräußerliches Bewußtseyn; und wenn wir als Mitglieder unseres Bundes im engeren Sinne solche bewillkommen, die vorher demselben nicht angehörten, so setzen wir voraus, daß sie es geworden sind durch die neue Geburt, die aus Gott ist.

III. Ueber die christliche Gastfreundschaft.

(1818.)

Die Gastfreundschaft hat überall in der menschlichen Gesellschaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zustand verschwunden ist, in welchem jeder jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindselig behandelt: so beginnt auch die natürliche Milde sich zu entwikkeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verschlagen, oder durch besonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen sind, die Ferne zu suchen; diese sowol als jene erscheinen hülfsbedürftig und verlassen, und solches Mitgefühl treibt gutartige Menschen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geselligen Verhältnisse der Menschen sich erweitern, desto mehr verschwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlassungen sich häufen, die den Menschen, und zwar großentheils seines Vortheils und Gewinns

wegen, aus der Heimath treiben, desto dringender wird es Veranstaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger, auch in der weitesten Ferne von seiner Heimath nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen kann, ohne zu fremder Milde seine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt sich also, was früherhin eines und dasselbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gastfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen späteren Gestaltungen der letzteren sehen wir die Beziehung auf jenen ursprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wol nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede seyn, als wenn christliche Hausväter, die auf irgend eine Weise in näherer Verbindung stehen, gegenseitig auch sich und die ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichsam zur Erinnerung an jenen ersten Ursprung der Gastfreundschaft. Und so ist es im Wesentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern auch in verschiedenem Maaß; und wenn der Verfasser unseres Textes uns für die christliche Gastfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel,* ein geistiges Ziel vorhält, so ist doch gewiß seine Absicht nicht gewesen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tischreden mischten sich die hülfreichen Warnungen und die tröstlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöser sehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gastmahl, wo der Wein ausging, das Wasser in Wein verwandeln, sondern auch an andern festlichen Tagen sehen wir ihn bald von den Obersten des Volkes gastlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo dann der eigentliche Mittelpunkt des Festes war, und immer entspann sich eine Fülle der Lehre und des geistigen Genusses aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wol Alle, wenn jemand verlangte, die christliche

* Hebr. 13, 2.

Gaſtfreundſchaft ſolle ſich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geiſtige mit untergraben. Denn die Gemüthsſtimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein ſich der freieſte und heiterſte geiſtige Genuß im geſelligen Zuſammenſein zu entwikkeln pflegt. Nur das Verhältniß des leiblichen zum geiſtigen, wie es ſchon von ſelbſt nach Zeit und Ort gar ſehr verſchieden ſein muß, iſt nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht läugnen, es wird zu unſerer Zeit auch beſonders unſerem Volke nachgeſagt, daß in allen Erweiſungen der Gaſtfreundſchaft das leibliche mehr als nöthig ſey, hervorſtehe, und man klagt oft, daß dadurch das geſellige Leben bei uns, mehr als dies anderwärts der Fall iſt, erſchwert werde. Aber es iſt wol nicht leicht in dieſen Sachen zu richten. Daß das leibliche in der Geſelligkeit ſich in einem gewiſſen Maaß ausbreite, kann unrecht ſein, wenn es die Verhältniſſe des Hausſtandes überſchreitet, wenn die große Regel des chriſtlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben ſoll um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es iſt unmöglich etwas allgemeines zu ſagen, um das Maaß zu beſtimmen. Denn an und für ſich ſcheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gaſtfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geiſtige Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöſer ſelbſt behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wiſſen wer er war. Auch berichten uns die Evangeliſten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward belehrend zu reden und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den feſtlichen Anſtalten der Sinn ſeiner Rede doch nicht vorüber ging. Und wenn der Erlöſer bei ſolchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel ausſprach gegen die Gaſtfreiheit der Reichen ſeiner Zeit, ſo iſt es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und ſein Stillſchweigen ſpricht ebenfalls dafür, daß ſich hierüber nichts allgemeines beſtimmen laſſe. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unſeres Textes ſo deutlich liegt; wir ſollen gaſtfrei ſein, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gastfreiheit nämlich soll auf geistigen Verkehr und geistigen Genuß gerichtet seyn, und alles Aeußere und Leibliche soll dem nur dienen. Ueberall wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vorne herein der einzige des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt, und auch die einfachsten äußeren Anstalten erscheinen uns schon als verschwendete Kraft und Zeit. Ueberall wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Aeußere gerichtet ist, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Gestalt eine Denkart sich offenbart, welche sich an das leibliche vornämlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höhern Zweck, und als Grundlage zu einer geistigen Mittheilung betrachtet: da fühlt sich jeder beengt, der das geistige sucht; die ferneren Bewegungen des Geistes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verständigen Geselligkeit muß nothwendig verfehlt werden.

Alexander von Humboldt.

I. Das Leben in der Schöpfung.

(1805).

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem Sumsen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch-reinen, sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren, oder, südlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast zweimal höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin, als Fremdlinge, verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet; so beweiset ihr Daseyn doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt: höher, als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Cundur, der Riese unter den Geyern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikumas, welche gemsenartig und heerdenweise in den

beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Feder-Kronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben, verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung; so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größern Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengenommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefässen der Thiere und Pflanzen, zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sey, ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt

die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropen-Nächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgoßen; und wo zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannichfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Daseyn beruht das Daseyn der thierischen Schöpfung. Unabläßig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen

schlechtigen Fleiß empor; oder erheben (um an eine felsichtere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Fischvögeln ihre festigen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend abstehen, und ein flaches Corallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den neuen Feld zu bebauen. Was den Samen in prächtig verbreitet: als wanderude Vögel, über Wasser, oder die Wogen des Meeres: ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Felsen, welches die zuerst die Luft belebet, selbst sich in den nordischen Ländern ein Gewächs sammelnder Insecten, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragenden Leben bald einfach, bald dendritenförmig; andere sind in Fruchten Conglobationen und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das feinlockenweiche Gestl wird braun, und das kaltliche Grau der Jugendform verwandelt sich nach und nach in ein saubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue gleichrunde Flecken von blendender Weiße. So liegert sich schichtenweise ein organischer Gewebe auf das andere, und wie das sich außerordentlich Menschenschicksal: keltinnen Einen der sinnlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmählige Verderbung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das ertodete Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher bilden die Kluft der Lungen, aber ungemeinsamen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bemerken in den Tropen Portulaca, Gewächsen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzenwelt und ihre allmählige Ausbreitung über die die Erdrinde, hat ihre Epochen, wie die Geschichte des früheren Menschengeschlechts.

II. Die Tropengewächse.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künstlers werth, den Charakter aller dieser Pflanzengruppen nicht in Treibhäusern, oder in den Beschreibungen der Botaniker, sondern in der großen Tropen-Natur selbst, zu studiren. Wie interessant und lehrreich für den Landschaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten sechzehn Hauptformen, erst einzeln, und dann in ihrem Contraste gegen einander, darstellte. Was ist malerischer, als baumartige Farrenkräuter, die ihre zartgewebten Blätter über die mexikanischen Lorbeereichen ausbreiten! Was reizender, als Pisanggebüsche von hohen Bambusgräsern umschattet! Dem Künstler ist es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter seiner Hand löst sich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geschriebenen Werken der Menschen, in wenige einfache Züge auf!

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse, wird es oft dem Naturforscher schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Deudrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von

Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Süd-Amerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht blos einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropen-Bewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer

Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie diese, ist.

III. Die verschiedenen Stufen des Naturgenusses.

(1827 und 1845.)

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen". In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen ernstes und feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen

streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe intellectueller Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt.

Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem individuellen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unseres Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deshalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der Neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des individuellen Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Ideen und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde“; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der unteren Erdfläche trennen, und plötzlich durch eine Oeffnung, die der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten der Küste hinab-

senkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen; es ist der individuelle Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgenduste der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, alles was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht, glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimath, wir zum ersten Male ein Tropenland betreten, erfreut uns, an schroffen Felswänden, der Anblick derselben Gebirgsarten (des Thonschiefers oder des basaltartigen Mandelsteins), die wir auf europäischem Boden verließen und deren Allverbreitung zu beweisen scheint, es habe die alte Erdrinde sich unabhängig von dem äußeren Einfluß der jetzigen Klimate gebildet; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe des tropischen Organismus und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Organischen verwandt, daß, wenn es anfangs auch scheint, als müsse die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher, und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit uns inniger anregen, als jene fremde üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmen-Klima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung (und unbewußt liegt in uns das

Gefühl der Weltvereinigkeit, dieses Zusammenhangs erschufen unserm Phantasie jene exotischen Formen wie erhöht und verstärkt und denen, die unsere Einheit umgaben. Sie lehrten dunkle Gefühle und die Verfeinerung sinnlicher Anschauungen, wie tiefere die Thätigkeit der combinirenden Vernunft, zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß sie gemeinsamen, gesetzlichen und darum einigen Bund die ganze lebendige Natur umschlinge.

Mit ihr ein gemeinsames Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung ihrer Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die einzuverflechtenden Naturerscheinungen gleichmäßig von die Sinne treten, daß eine Klasse von Ideen und Gefühlen gleichmäßig erregt werde. Die Kraft einer solchen über das Gemüth errungenen Herrschaft ist recht eigentlich an die Einheit des Empfindens, des Nicht-Sinzelnen gebunden. Will man aber auch der objectiven Verschiedenheit der Erscheinungen die Stärke des Totaleindrucks erklären, so muß man insbesondere in das Reich bestimmter Naturgestalten und wirkender Kräfte hinabsteigen. Dem mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien oder im Neuen Continent, da wo hohe Gebirgsmassen den Boden des heißesten Gürtels und wo die bleichen vulkanischen Bildner, welche einst die lange Bodenmauer und reichen Gefilde emporgethürmt, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner erschüttern.

Naturgemälde, nach leitenden Ideen zu einander geordnet, sind nicht allein dazu bestimmt unseren Geist angenehm zu beschäftigen; ihre Aufgabe ist tiefer, sie ist die Grundsteine der Naturwissenschaft begründen, deren allmälig gesteigertes Interesse mit dem absterbenden Leben phantasiereicher Epochen sich zu der farbigen Blüthenpracht der heißen Zone gesellt hat. Wenn man sich ein Spiel der Phantasie den Pflanzen auf das Schreckstorn, oder unseren Eisbereiche Schneelappe auf den Montblanc aufstehen, so

hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, die doppelte Höhe des Aetna erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalaya-Gebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner colossalen, jetzt durch wiederholte Messung wohl bestimmten Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalaya-Kette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kumaon. Unter dem 28sten und 34sten Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus, entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farnkräuter und Gräser, großblüthiger Orchideen und Bananen-Gewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblättrigen Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpen-Birken, Gentianen, Parnassien und stachliche Ribes-Arten. Dem Himalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindustans ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von eilf- bis zwölftausend Fuß an, und setzt so der Entwicklung des organischen Lebens eine frühere Grenze, als in den Aequinoctial-Gegenden von Südamerika, wo der Organismus fast zweitausend sechshundert Fuß höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen anderen nicht genugsam beachteten Vorzug: es ist der Theil der Oberfläche unsres Planeten, wo im engsten Raume die Mannig-

sächlichkeit der Naturerkenntniß der Marksmann erreicht. In der üppigen Tropenwelt von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Felsenriesen, hochgefiederte Palmen, Bambusen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Skhenwälzer, Mondjuli-Reihen und Doppel-Gürtelkreise, die in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Magellanischen Wolken und die leuchtenden Sterne des Schwan, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmte Pflanzen-Zonen sämmtlich neben einander gelagert; dort die Gestalt abnehmender Wärme dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit einigen Zügen in die Festen-Kunde der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingezeichnet. Was in dem Gesichte unmittelbar und bestimmt, wie Gegenstand, verständlich, kann von der, nach dem Landschaftsmuthmaßen der Erscheinungen gebildeten Vermuthung nur in einzelne Elemente zerlegt, als Andruck eines individuellen Naturcharakters, Letzterem werden. Aber in dem wissenschaftlichen Kreise wie in den heiteren Kreisen der Landschafts-Dichtung und Landschafts-Malerei, gewinnt die Darstellung um so mehr an Klarheit und objectiver Lebendigkeit, als das Einzelne bestimmt aufgefaßt und begrenzt ist.

Sind die tropischen Länder einbrunderlicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorologischen Processen des Luftkreises und in der verhältnißmäßigen Vertheilung des Organismus, durch starke Scheidung der Gestalten bei strafferer Ordnung des Wuchses, dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgelegter ist vom Erdleben, zu zeigen. Wägen wir einige Augenblicke bei diesen Mitten der Regelmäßigkeit, die selbst in Zufälligkeit sich gestaltet ist, verweilen!

In den tiefsten Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche

Digitized by Google

der Gipfel erheben, herrscht die Fülle der Pflanzengestalt, der Cocospalmen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, baumartige Farnkräuter und, in tieferen Naturkreis, von frischem Wolkennebel umgossen, Gruppen und Gebüsche, die Cinchonen, welche die lange verkannte wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, geselig an einander gedrängt, Aralien, Thibaudien und myrtenblättrige Andromeden. Einen nutzvorworfen Gürtel bildet die Myrrhe der Gebirgen, der baldrianartige Valeria. Dann verschwinden allmälig, in der kärmlichen Region der Paramos, die höheren Gesträuche und die großblüthigen Kräuter. Rindviehgruppen Monvoreyerlebonen stehen einsinnig dem Boden: eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einzelne das Kameelschaaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickelt sich, bei mangelnder Dammerde, nur noch Pflanzen niederer Organisation: die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlensäurearme Luftkreis kärrig ernährt, Parmelien, Lecideen und die vielfarbige Krustenhaut der Lepraarten. Zuletzt selbst gestalosen Stoffen verbleiben hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis, scharf begrenzt, die Zone der ewigen Eises beginnt. Durch die weissen, mehrschneidig hohlen gleichstrahligen Gipfel Eruben, doch weit vergebend, die unterirdischen Mächte emporwerken. Wo es ihnen gelungen ist durch runde hefteförmige Feuerschlünde oder langgebrochte Spalten mit dem Luftkreise in beständigen Verkehr zu treten, da flossen sie, fast wie Lavaen, aber Kochsalzlaue, Schwefelsäurebäche und heiße Wasserdämpfe aus.

Google

E. M. Arndt.

I. Leben auf der Insel Rügen vor 65 Jahren.

(1840.)

Es war auf der Insel Rügen damals noch die Zeit des ungestörten christlichen Glaubens, und meine guten Aeltern und die Base Sofie, meiner Mutter jüngste Schwester, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menschen. Sie hatten in dem Magister Stenzler, dem Großvater des jetzigen Professors Stenzler in Breslau, Pastor in Garje, einen vorzüglichen Prediger und Seelsorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn seine älteren Buben neben sich herlaufen ließ. Diese durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, sondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, so gab er uns seinen alten Großknecht zum Führer, einen christlichen biblischen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein besonderer Beschützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines sehr guten Gedächtnisses erfreute und großen Eifer und viel Belesenheit in der Heiligen Schrift hatte, so prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magister eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der obersten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüsten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil

ich nun bei'm Aufſagen und Vorleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöd ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer blos wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Aerndte, vorzüglich in der letzeren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich ärndtete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſch-Baum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Sofie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Karakter der Aeltern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng, und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Aeltern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im Allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt

letterlig und angezogen gehen läßt, nach einer genossen Vormittagsstunde mit Fleischbrühe getrunken. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, sammelte und beschäftigte die Jungen meist draußen herum, im Hause aber überließ er sie, wie es in seinem Alter sein mußte, fast ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernst und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Gemüg gar keinen Werth legte, auch kein Geschwätz davon hatte. Diese Frau, welche ihre irdischen Sorgen und Geschäfte so treu und eifrig erfüllte, lebte doch fast wenig von irdischer Luft und irdischem Essen. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee ist seit jemals über ihre Lippen gekommen. Fleisch hat sie wenig berührt, basirten sich von Brod, Butter, Milch und Obst ernährt. Dieses mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir Eltern Sprache sind sein streng gegangen worden. Eben so wenig ward auch in Beziehung und Bekleidung Weichlichkeit geduldet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von und wohnte, etwas zu kosten, der Vater schrieb das Verlangen, das jedoch Bisitiren ward gestattet, der Junge darauf gesetzt, und ohne Mantel und Ueberrock, es mogte Sonnenschein oder Regen und Schneegestöber sein, mußte er mit seinem Gewand fortgelaufen. Da der Vater noch jung und kräftig, stärkte mit unserer Pimplichkeit sein weichliches Mitleid. Jahr zu im Winter Stunden weit mit klingendem Kinderspiel-Schlitten zu Verwandten oder Bekannten, so mußten die Aeltern Kinder zur Seite oder hinten aufsaufen, und, wenn sie fror, nebenher zu Fuß laufen, um sich zu erwärmen. Ja, ich erinnere's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hause auf einem Stuhl oder Bett eingeschlafen lag, während die Aeltern Karten spielten; und der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufstellte und ich schlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie es dann zum Essen recht abscheulig mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umsehen mußte; wie ich denn auch immer wieder sein mußte,

Digitized by Google

wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibisch plinsende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beschädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend sich selbstwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, so mogte sie zusehen, sie vor den Augen des Vaters zu verstecken, geschweige, daß sie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte suchen können. Kam dergleichen zufällig vor sein Angesicht, so ward neben Schmerz und Noth Muthwille und Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinkungen und Wiederherausreißungen in Wasser und unter Eis, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unsre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den nassen triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Theetisch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer stand scheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sofie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes nasses Abentheuer und erbarmte sich meines Elendes. Flugs ward ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und so in's Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und

den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind schon genug geplagt worden bin, mein Wegschleichen entschuldigt.

Ich habe eben gesagt, daß damals alles nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit strebte. Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten gränzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein schöner stattlicher Mann und hatte sich durch Reisen und Verkehr mit Gebildeten so viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutschland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verstand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geschickter, schrieb sein Deutsch und seinen Namen richtiger und schöner, als die meisten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübscher anständiger Mann, wenigstens für das Ländchen Rügen, wie die Menschenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigsten Geistlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarschaft Umgang. Man behalf sich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerst wohlfeil und das Geld also sehr theuer war, mit der leichten nordischen Gastlichkeit, welche in unserer Landschaft durch die schwedischen Sitten, woran sie sich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müssen, vielleicht im ganzen Norddeutschland die frohherzigste war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundschaftlichste und herzigste mit einander um. Von den Geistlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unserm Hause. Mein frommer und freundlicher alter Christengel von Wotke war leider schon seit einigen Jahren wieder in sein hinterpommersches Kassubien gezogen.

Versteht sich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt

Bücherjungen hielten, arme kleine Gesellschaft, die in eigenge-machten Jäckchen und Höschen und in gelblich-Schnellerstiefeln vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Scheine mußten doch schon ihre Bücklinge machen, und wie! Mit allerlichen Gesperzheiten ging es allerlich her, aber bei festlichen Gelegenheiten, bei Krönungsfesten, Hochzeiten u. s. w. wird warm bad für Anstalten und Zurüstungen auch bei so Kleinen Leuten, als die Meisigen waren! Ich erzähle mit den Jahren 1790 und 1793. Also höre ich!

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause einen ganzen Nachmittag über einen schlichten Vorsperrens gang eben so her, wie in dem einst Kaiser oder Herrn Majestät Wien, mit besonderer Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker, also lächerlicher und alberner. Es war nur der Nachmittag über der bauschrieb wüst und jesuitisch verzierlichen mit vermeintlichen Schnörkeln und Arabeskenteil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Buchstimmer der damaligen Leuten gedenke. Langsam feierlich mit unsäglichen Schwenkungen und Beugungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Tochterin mit ihren Mamsellen Töchtern zueinander, um die Hüften mußte Puschen geschlungen, das oft falsche blos eingewebte Haar zu drei Stockwerken hoch aufgethürmt, die Füße auf hohen Absätzen hineinlich in die engsten Schuhe eingezwängt, wankliche einherstelzende. Die Männer nach ihrer Weise eben so steif, aber doch rüstiger. Bei diesen hatten die großen Bilder des siebenjährigen Krieges den wüsten Geschmack einmal durchbrochen. Man mogte mit Recht sagen, es waren die damaligen Krankheitszustände Friedrichs des Zweiten und seiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Knies aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Kniee weite Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif eingepuderten und eingeschwärzten Locken und der langen Haarpeitschen —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Gleich diese kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit daran. O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Die bedeute es einer wollen aufgeschlagenen Stunde, bis der Zopf geflicht und das Haupt mit die Locken mit Bücher, Pomade, Rodeln und Puder fertig gemacht und aufgetürmet waren. Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Klie fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade drauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei schwermüthigst, bei Herren und Damen, mit dieser Verbeugung die Hände machen und Hände küssen.

Das Hofcerimoniell bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenen Zeiten noch für etwas Verdrauses und Ungewohntes galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit erheblich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radebrechen; erst wann die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Verkommungen, welche der Ueberfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verbessert waren, stieg man wieder in den Alltagskasten jenes gemüthlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgewechselt, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälsche erbeutlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wuu Sohlee! Wuu Sohlee! (Bon jour) und à la Wunder! (à la bonheur), oder an die Fladrun (Jacon), wie die gnädige Fräulein G. Ihr Waffertaffche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Bächter, wann sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen Gallischen Brocken zu begrüßen und zu verwirren zu bemühen pflegten.

II. Portrait des Freiherrn vom Stein.

(1831 und 1840.)

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urtheile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren, je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Aehnlichste ist wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die Einen ihn als zu freisinnig, ja als neuerungssüchtig, die Andern als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Loose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und That immer den wärmsten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt seyn wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volks fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem

Thaten geschwinden Verstande gestiftet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Beständigkeit— das war er selbst. Er wußte sortschen, was Ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn zu seinem Ziele aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn viele große aber auch gutdenkenden Anlagen durch seine Anerkennung von Mass, Zucht und Ordnung gezogen gewesen wären. Wer nichts zerstörten, Leidenschaftlosen Handeln, zugleich Schaffen nur sein Element. Daß der Inhaber einer so seurigen und heftigen Natur sich nicht als guter und zuweilen liberalen haben sollte, hat nicht stattfinden können; aber Abstechung der Meinungen und Führung Gottes hatten sein Gemüth früh und das Edle und Wahre gerathet und machten die Fehler einer solchen Temperaments mildern sich wieder gut. Wie er gebauen war, stehn er an seinem Sinne einer großherzigen Natur in freieser Wirksamkeit sich entfalten zu können; immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den ganzheitlichen Künsten, wodurch sybersucht und gewirkt wird, sah er sich nie bequemen können. Den Widerstandes war er unzugänglich und dagegen meisterd erst sydt seine Vorstrenthigkeit. Widerspruch und Widerstreit verdrossen und Worte hat niemand weder gereizt noch zu Thätigen gebracht, als eben er. In seinem Kampf der Elemente, war gleichwohl und mit seinen Mitgliedern mußte er geführt werden, sydte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Thörichten unerbittlich, gegen Schwache und Kleine zuweilen verletzend, auch Zorn hat ihn überrist; Groll und Rache aber hat sein edler Muth nie gekannt, und den Stolzen und Weisen, gegen welche er durch ein geschwindes Urtheil oder ein rasches Wort so einmal gestimmt hatte, bat er lange oder still, durch Worte und mit den Herzen, immer zum Wiedervereinigung sydten. Wie sein ganzes Leben in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dasselbe den hohen Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hatte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet.

An Wachsamkeit, Geschicklichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandrite Knecht und gerad vor sich hin. Das hat sein Glaube, daß durch Wachheit, Einfalt und Muth durchaus alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß sein Weg, der irgend saumen sein muß, dagen bringe. Das war sein Evangelium, das darf nicht gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verschlichener französischer Geheimschreiber und Spitzer, Namens Bourienne, sich unterfacht mit dem Anspruchen zu beschauen, als sey er klüger gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Verschlichkeit sinnen? Als ob Männer, welche Lust an Schlichen und Verwirrungen besessen hatte, sich er dem Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgeforderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl anfangs oft. Ihn auch so machen und ausbilden zu können. Erst allmälig und bei vorsichtiger Betrachtung entwickelte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken, und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. Da war er bemuht, deutlich, daß er mit vor allen nach unten blickt, sondern immer um unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die kleine Stufe der Dinge sah er erst, lange machten sie vollendet waren. Hier alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas berostet und benutzt sein, damit er den Sonnenschein einer dualischen Liebe darauf zurückwerfen konnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Adel, den reellen sowohl seinen und unmittelbaren persönlichen Verdienens Adel; er, auch theilte er manche Ansichten und Vorurtheile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit selbst gebauet und gerade hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugend-

Digitized by Google

bildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Gitte bei den in dem letzten Jahrhundert Geborenen begreiflicher Weise kaum eine Ahnung kann. Es stößt seinen deutschen Ritter aus den Sattel auf jenen Abhöhen, allen Ernst und alles Geschick, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Deutsche von der Gesellschaft, der Zimmergenossenschaft, der durch Mark und Bein für König und Vaterland Eiferfame; ihm sollte der Bundesbruder von der tapfern einfachen Bundesmann, der ernste Bruder, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf sein mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lehte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewissenhaft, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hatte. Den Laden oder den in Gesellen und Lehrlingsstellen sein Leben hindurchmessenden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verhältnisse der Alltag blos des nächsten Genusses pflegt, welchen niemand mehr weiß als er, den flüchtigen, krankhaften, geschäftlosen, ausgezeichneten Menschen jedes Standes hab der Ritter in freudiger Anerkennung immer als seiner geborenen Gleichen an; ja so sehr schwelen war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihm in irgend einer Sache eher irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit überlegen. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen schienen, immer den Grund einer höheren Absicht und einer edleren Strebung gelegt. Hätten nur alle Ehrliebende solchen Mittelstand! Wenn sein Leben durch Arbeitsamkeit und Handeln bedeutend geworden ist, so war sein Wirken durch Geschicklichkeit und Wirksamkeit in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnendere Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem

Morgenliche ſeyn, die alles Falſche und Geſtaltloſe mit einem unwiderſtehlichen Zauber formiren, nenne und der Überſpannteſten Feuerſtille ſein hilgender Blick und ſeine übermächtige Ruhe überſtehenden, in ernſter Stimmung aber, wenn von hohen Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchheit, wenn von Gegenſtänden der Religion und Tugend, wenn von den Übrigen und von ſeinen Hells. geredet ward — mit welcher Wachſamkeit ſah dann dieſes alte und hohe Gemüth für alles Schöne und Große begeiſtert für jeden, der irgend einen Funken Geiſtes in ſich trug: Bei vielen, bei ſo vielen Unterhaltungen, erſchien der ganze tiefe und wohlmüthige Ernſt ſeines Weſens, daß Hochernſtlich, daß ſelbſt in dem wirbelſtarken Handeln und Treiben ſeine Seele ruhe, und Gott darüber wache? Und der Heiterkeit und Munterkeit doch auch ein ſein Mitter und Weicher war, daß er, wie unſere alten Väter ſagen, ſo Manchen mit Muth und Glauben, war, daß in allen Irrthum und Verblindungen ihn ſtreifig immer die Nichtigkeit und Vergänglichkeit vorſchreckte; daher war er in ſeinem innerſten Weſen jener Hoffnung voll und ſelbſtſchön; daher hatte er den Glauben aller guten Menſchen, daß bei der Menſch nichts ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiſeſte und Größte wenig könne und entdecke; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Künſtling, und jeder, der unſinnig und unvernünftig das Seine ſuche und ſich auf Kunſt der Welt ernſtlich einbilde, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unſichtbare göttliche Weltregierung, er glaubte als ein frommer Chriſt an ſeinen Erlöſer, und beide alte Hoffnung auf die durch ihn zu vernennen und verherrlichen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und feſter Chriſt; darum war er ein konſtanter Sohn, ein gläubiger Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein ſtrenger ſittlicher Hausherr und Hausdoktor; ein ruhiger Bürger und ehrbietſamer Bürger — und durch dieſen ſeligen Glauben und durch die beſchiedende und überweiſende Richtung ſeines Sinnes, die ihn in keinen Augenblick ſeines unbeirrbaren Lebens verließen

hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns zuruft.

III. Göthe und Stein.

(1858.)

Im Sommer des Jahrs 1815 kam Stein nicht lange vor seiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals saß. Er schickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde. Da kam auch sein Adjutant Eichhorn eben frisch aus Berlin auf einen Morgengruß zu mir, im Begriff nach Paris weiter zu gehen, wo er als des preußischen Ministers Freiherrn Altenstein Adjutant wirken sollte. Altenstein nämlich war als ein sehr wissenschaftlicher Mann dem Staatskanzler besonders empfohlen, um aus der großen französisch-napoleonischen Löwenhöhle Paris den Raub deutscher Denkmäler, Bibliotheken, Urkunden u. s. w. wieder herauszuholen, ein Diebsraub, welchen das erste gebildetste Volk Europas, wie es sich immer betitelt, mit der schamlosesten Habgier aus allen Ländern zusammengeschleppt hatte. Ich sagte ihm: Stein ist da, wir finden ihn im Dom — und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts Wolfgang Göthe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können

ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß." Wunderbar gingen die beiden deutschen Großen hier neben einander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Theetisch, wo Göthe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Wie waren die Beiden zusammengekommen? wie dann mit einander nach Köln gekommen? Göthe hatte seine Vaterstadt und einige alte Genossenschaft und Freundschaft einmal wieder besucht. Da hatte ihn sein Herz gefaßt, und er hatte sich wieder das Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Thäler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Valendar hinlaufen noch einmal wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht, Göthe ist in Nassau im Löwen abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Göthe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden: es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln neben einander mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer hab ich Steins Rede stiller tönen gehört.

Hier konnte ich mir unsern Heros Göthe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze breite Stirn und die schönsten braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen; aber doch gewahrte ich, was mir in seiner Haltung früher schon aufgefallen war, ein kleines Mißverhältniß in der Gestalt des schönen Greises: wann er stand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben

Kopf zu kurz. Ich habe mir das Wesen der Zukunftsleute im Leben genug betrachtet. Sie entbehren immer einer gewissen natürlichen Bewegsichkeit und Schwunghaftigkeit des Leibes, und ich glaube daher, daß der junge Göthe, von seinem achtzehnten bis fünfundvierzigsten Jahre genehmet, alle Reiter, Fechter, Tänzer, Schwimmschüchster nimmer ein leichtlängeren hat ein gekannt. Es gab ihm später leiblicher Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; Vorderes wagte in Art und Gewohnheit klagen. Göthe war zu Weimar und Dresden und in Oberbeid eine der excellentesten Excellenzen des Vaterlandes; aber ihre in Köln wie? wie? Als kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige sich vor ihm zu verneigen, solche deren Vater eher Bettern er kannte, Thüringer und Hessen, Mindenschlesier, Maronenfelder, unter ihnen Wilhelm Humboldt's Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal Universiter, nicht bei Mitte abgezogen hätten — und Göthe stand vor ihnen in einer Breitung, als sei er der Letztere.

Dieses also, eine solche fast übernatürliche Haltung einem Mindestens gegenüber, vielleicht auf Jugendgenossenheit, womit eine gewisse Gleichheit verknüpft war, ist dem Lenk zwar Besitzen, aber jede gesellschaftlichen Unterschiedlichkeit Manne von den Linkundigen nicht oft als Hoffnung ausgelegt worden. Aus dem Gefühl eines gewissen körperlichen Mangels hat er in Beschreibungen und Schilderungen seiner sogenannten natürlichen Männer (ein Jarno und Konsorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und unbewußt gewinnt, wie mir scheint, zu Gelieren einen zu großen Werth gelegt.

Im Sommer des Jahres 1817 kam Stein auf einer Tage mit Gebhard Berno, dem Herzog von Weimar, nach Köln. Sie wollten in der edlen heiligen Stadt alterlei Kuriosities besichtigen, der Herzog hat dort auch eine ganze Reihe solch gemalter Glasfenster des Mittelalters eingekauft und eine schöne silberne Schale, welche Friedrich Barbarossa seinem Pathen, dem Herzog

des Grafen von Kappenberg, wo Stein jetzt wohnte, als Taufgeschenk verehrt hatte; so besagte die Inschrift. Ich konnte hier in der Stadt nun schon den Cicerone machen und war viel mit ihnen auf den Beinen. Die abendliche Theestunde war immer die allgemeine Versammlungsstunde. Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog nach seiner gewöhnlichen alten sehr soldatischen Weise: der geborene Fürst über jeden Zwang hinaus und immer der helle frische Mann von Muth und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem Naturerbtheil bekommen. Der Eindruck, den er auch dem nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig: er blieb der Herr in der Gesellschaft und macht doch Jeden frei.

Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen mit einander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborene Reichsfreiherr schien dem höher geborenen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Das war aber das Besondere, daß, wo von ernsten Gegenständen gesprochen, ja wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hingewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der Andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeines Feld verlief und verlor. Hier erschien er uns als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der krittelnde und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles, der vielleicht auch Göthen oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hiebei war auch das wunderlich, daß ihn immer der Kitzel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit zu ergötzen: denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmüthigkeit trotz einem Gotte Epikurs.

Einen Abend ward es vorzüglich lebendig. Der Herzog war eben von Stuttgart gekommen von seinem allerdicksten Herr Vetter;

warm von den Eindrücken der nächstverflossenen Woche begann er auf die Wirtemberger Stände zu schelten, und daß der dicke Herr recht habe, ihnen solche Forderungen, als sie machten, nicht zugestehen zu wollen — und dies in den herkömmlichen Ausdrücken von spitzköpfigen Schreibern und Advokaten. Da nahm Stein das Wort: „E. Königl. Hoheit mögen in einigen Stücken Recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advokaten in der Welt nicht vertreten, aber E. H. sprechen und empfinden hier wie ein Fürst. Der König von Wirtemberg darf aber nicht vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war. Die Wirtemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber haben den kleinen Grafen von Teck zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadel und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgegründet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten und die verlangen und fordern sie nur wieder.“

Hölderlin.

Die Athenienser.

(1797.)

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhizte und belebte. — Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammen gehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner Alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen

zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rükkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

O! solch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Aehren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas ausser ihm giebt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du haſt noch nie ſo tief aus meiner Seele geſprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Menſch, fuhr ich fort, ſo mußt' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön, an Leib und Seele, wie man zu ſagen pflegt.

Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter. Denn im Anfang waren der Menſch und ſeine Götter Eins, da, ſich ſelber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich ſpreche Myſterien, aber ſie ſind. —

Das erſte Kind der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter iſt Religion. Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Auch ſo war's bei den Athenern. Und ohne ſolche Liebe der Schönheit, ohne ſolche Religion iſt jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geiſt, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeſchlagen iſt.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und beſonders den Athenern, daß ihre Kunſt und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menſchennatur — ſind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menſchennatur, das zeigt ſich deutlich, wenn man nur die Gegenſtände ihrer heiligen Kunſt, und die Religion mit unbefangenem Auge ſehn will, womit ſie jene Gegenſtände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte giebt es überall und ſo auch hier.

Aber das iſt ſicher, daß man in den Gegenſtänden ihrer Kunſt doch meiſt den reifen Menſchen findet. Da iſt nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da iſt Menſchen-

ſinn und Menſchengeſtalt. Sie ſchweifen weniger als andre, zu den Extremen des Ueberſinnlichen und des Sinnlichen aus. In der ſchönen Mitte der Menſchheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenſtand, ſo auch die Liebe. Nicht zu knechtiſch und nicht gar zu ſehr vertraulich! —

Aus der Geiſtesſchönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Deſpotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Geſezesdeſpotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geſezlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil ſeine göttliche Natur nicht will geſtört ſeyn, er kann Geſezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt ſeyn, und thut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber, wie dieß dichteriſche religiöſe Volk nun auch ein philoſophiſch Volk ſeyn ſoll, das ſeh' ich nicht.

Sie wären ſogar, ſagt' ich, ohne Dichtung nie ein philoſophiſch Volk geweſen!

Was hat die Philoſophie, erwiedert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, ſagt' ich, meiner Sache gewiß, iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seyns. Und ſo läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zuſammen.

Das iſt ein paradoxer Menſch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr ſchweift mir aus. Von Athen iſt die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris Bogen, in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbauen. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brod, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er in geheim am Göttertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das ἓν διαφερον ἑαυτῳ (das Eine in sich selber Unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlich-einige war.

Man konnt' es auseinander setzen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammen denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk seyn mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Liebe und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er sich

regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rükkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig seyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwikelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Un-

recht ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſeyn von Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß, ſo wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: tummelt euch, und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

Aus bloſem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloſer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche ἓν διαφερον ἑαυτῳ, das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind, und weiß, warum, wozu ſie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Nothwerk ſtehn, doch denkt er gerne des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

Hegel.

I. Hamann und seine Zeit.

(1828.)

Fassen wir die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann sich zeigt, so gehört er der Zeit an, wo in Deutschland der denkende Geist, dem seine Unabhängigkeit zunächst in der Schul-Philosophie aufgegangen war, sich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergehen, was in dieser als fest und wahr galt, in Anspruch zu nehmen, und ihr ganzes Gebiet sich zu vindiciren begann. Es ist dem deutschen Vorwärtsgehen des Geistes zu seiner Freiheit eigenthümlich, daß das Denken sich in der wolfischen Philosophie eine methodische nüchterne Form verschaffte; nachdem der Verstand nun, mit Befassung auch der anderen Wissenschaften, der Mathematik ohnehin, unter dieser Form, den allgemeinen Unterricht und die wissenschaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und seiner schulgerechten Form herauszutreten, und mit seinen Grundsätzen alle Interessen des Geistes, die positiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populare Weise zu besprechen. Ebenso wenig als diese Anwendung des Verstandes etwas Geistreiches an sich hatte, zeigte der Inhalt einheimische Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dieß Aufklären allein darin bestand, die Grundsätze des Deismus, der religiösen Toleranz und der Moralität, welche Rousseau und Voltaire zur allgemeinen Denkweise der höheren Klassen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten; auch in Deutschland ein-

zuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrich II. selbst sich eine Zeitlang aufhielt, [und] viele andere regierende deutsche Fürsten (vielleicht die Mehrzahl) es sich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder seinen Freunden in Bekanntschaft, Verbindung und Korrespondenz zu seyn, gieng von Berlin der Vertrieb derselben Grundsätze aus in die Sphäre der Mittel-Klassen, mit Einschluß des geistlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denselben gerichtet war, vielmehr in Deutschland die Aufklärung ihre thätigsten und wirksamsten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwischen beiden Ländern der Unterschied statt, daß in Frankreich diesem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles sich anschloß, was Genie, Geist, Talent, Edelmuth besaß, und diese neue Weise der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Frische eines naiven, geistreichen, energischen, gesunden Menschenverstandes erschien. In Deutschland dagegen spaltete sich jener große Impuls in zwei verschiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geistes und Wissens, kleinlichen oder gemeinen Leidenschaften, und wo es am respectabelsten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüths aufthat, in feindselige, tracassierende, verhöhnende Opposition. Berlin war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai Mendelsohn, Teller, Spalding, Zöllner u. s. f. in ihren Schriften, und die Gesammtperson, die allgemeine deutsche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verschiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jerusalem u. s. f. sind als Nachbarn in diesen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb desselben befand sich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geist und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus aufs Gehässigste angegriffen und herabgesetzt wurde. Gegen Nordost sehen wir in Königsberg Kant, Hippel, Hamann, gegen Süden in

Weimar und Jena Herder, Wieland, Göthe, später Schiller, Fichte, Schelling u. A.; weiter hinüber gegen Westen Jacobi mit seinen Freunden: Lessing, längst gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrsamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geistes, als seine Freunde, die vertraut mit ihm zu seyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutschlands der Einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgesetzt war. Obgleich beide Seiten im Interesse der Freiheit des Geistes übereinkamen, so verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verstand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtseyn des Unendlichen, was sich auf dieser Seite befand, dessen Tiefe in der Poesie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirksamkeit ist das Werk geblieben, von dieser aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geschäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abstraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menschlichkeit und Rechtlichkeit ihre geistige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, so war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen ist wohl Hamann nicht nur auch originell, sondern mehr noch ein Original indem er in einer Concentration seiner tiefen Particularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, sowohl der Expansion denkender Vernunft als des Geschmacks, sich unfähig gezeigt hat.

Hamann steht der Berliner Aufklärung zunächst durch den Tiefsinn seiner christlichen Orthodoxie gegenüber, aber so, daß seine Denkweise nicht das Festhalten der verholzten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist; sein Geist behält die höchste Freiheit, in der nichts ein Positives bleibt, sondern sich zur Gegenwart und Besitz des Geistes versubjectivirt. Mit seinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, steht er in dem Verhältnisse eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinschaftlichkeit der Interessen.

Von jener Aufklärung ist er ferner nicht nur durch den Inhalt, sondern auch aus dem Grunde geschieden, aus dem er von Kant getrennt ist, nämlich weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverstanden bleibt. Hippel'n steht er insofern näher, als er seinen innern Sinn, wie nicht zur Expansion der Erkenntniß, ebenso wenig [zu] der Poesie herausführen kann, und nur der humoristischen, blitzenden, desultorischen Aeußerung fähig ist; aber dieser Humor ist ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Versuch von Gestalten; er bleibt ganz beschränkt subjektiv. Am meisten Uebereinstimmendes hat er mit demjenigen seiner Freunde, mit dem sich das Verhältnis auch in dem Briefwechsel am innigsten und rückhaltslosesten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu schreiben fähig war; doch sind Jacobi's Briefe in sich klar, sie gehen auf Gedanken, und diese kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, so daß die Briefe zu einer zusammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzosen sagen: Le stile c'est l'homme même; Hamann's Schriften haben nicht sowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß sie durch und durch Styl sind. In Allem, was aus Hamann's Feder gekommen, ist die Persönlichkeit so zudringlich und das Ueberwiegende, daß der Leser durchaus allenthalben mehr noch auf sie, als auf das, was als Inhalt aufzufassen wäre, hingewiesen wird.

II. Ueber Schiller's Wallenstein.

(Zeit, unbekannt.)

Der unmittelbare Eindruck nach der Lesung Wallenstein's ist trauriges Verstummen über den Fall eines mächtigen Menschen, unter einem schweigenden und tauben Schicksal. Wenn

das Schicksal endigt, so oft Alles aus, das Reich des Todes, das Reich der Sieg beginnt; es ewigt nicht als eine Idealzeit.

Das Schicksal endigte zweierlei Schicksale Wallenstein's: — und eine, das Schicksal des Weltunterdrückers eines Unsichtbaren, das zweite, das Schicksal dieses Unsichtbaren und der Gegenwirkung auf ihn. Jenes kann für sich als ein tragisches Ganzes angesehen werden. Daß erst — Wallenstein, ein großer Mensch, — denn er hat als er selbst, als Individuum, über viele Menschen geboten, — tritt auf als hiesige gebietende Weise, scheinwesenhaft, weil er sein Gebietwerk hat, im Glanz und Gewalt dieser Herrschaft. Die Weltunmacht theilt sich gegen seine Unsichtbarmacht nothwendig in zwei Zwecke, der eine in ihm, der andere außer ihm; in ihm ist sie nicht sowohl ein Ringen nach Vollkommenheit, als ein Gelüsten nach Herrschen; — er besitzt persönliche Macht, Ruhm als Feldherr, als Retter eines Kaiserthums durch Zaubervaalität, Herrschaft über Viele, die ihm geboranen, Zwecke bei Freunden und Feinden; er ist selbst über die Weltunmacht erhoben, kann von den gewissen Kaiser aber gar dem Kanaillemob angesehen; welche Weltunmacht wird ihn erfüllen? er benutzt sie als Mittel zu dem größten Zwecke seiner Zeit, dem, für das allgemeine Deutschland Frieden zu geboten; ebenso dazu sich selbst ein Königreich, und seinen Freunden verhältnißmäßige Erhebung zu verschaffen; — aber seine erhabene, sich selbst genügende, und den größten Zwecken spielende und darum dämonische Seele kann keinen Zweck ergreifen, sie steht ein Höheres, von dem sie getrieben werde; der unabhängige Wunsch, der doch scheinbig sein Mönch ist, will die Schuld der Weltunmacht von sich abwälzen, und wenn nichts für ihn ist, das ihm gehören kann, — ob hart nächst für ihn sein — so erschafft er sich, was ihm gehört; Wallenstein sucht seinen Entschluß, sein Handeln und sein Schicksal in den Sternen; (Aber Ideenkomik spricht davon nur wie ein Verliebter). Eben die Unselbstigkeit des Unbestimmtseins mitten unter seiner Bestimmtheiten der Unabhängigkeit unter seiner Abhängigkeiten, bringt ihn in

Beziehung mit tausend Bestimmtheiten, seine Freunde bilden diese zu Zwecken aus, die zu den seinigen werden, seine Feinde ebenso, gegen die sie aber kämpfen müssen; und diese Bestimmtheit, die sich in dem gährenden Stoff, — denn es sind Menschen — selbst gebildet hat, ergreift ihn, da er damit zusammen — und also davon abhängt, mehr, als daß er sie machte. Dieses Erliegen der Unbestimmtheit unter die Bestimmtheit ist ein höchst tragisches Wesen, und groß, konsequent dargestellt; — die Reflexion wird darin das Genie nicht rechtfertigen, sondern aufzeigen. Der Eindruck von diesem Inhalt, als einem tragischen Ganzen, steht mir sehr lebhaft vor. Wenn dieß Ganze ein Roman wäre, so könnte man fordern, das Bestimmte erklärt zu sehen, — nämlich dasjenige, was Wallenstein zu dieser Herrschaft über die Menschen gebracht hat. Das Große, Bestimmungslose, für sie Kühne, fesselt sie; es ist aber im Stück, und konnte nicht handelnd dramatisch, d. h. bestimmend und zugleich bestimmt auftreten; es tritt nur als Schattenbild, wie es im Prolog, vielleicht in anderm Sinne heißt, auf; aber das Lager ist dieses Herrschen, als ein Gewordenes, als ein Produkt.

Das Ende dieser Tragödie wäre demnach das Ergreifen des Entschlusses; die andere Tragödie das Zerschellen dieses Entschlusses an seinem Entgegengesetzten; und so groß die erste ist, so wenig ist mir die zweite Tragödie befriedigend. Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abscheulich! Der Tod siegt über das Leben! Dieß ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!

Zschokke.

Die ewigen Parteien.

(Um 1816.)

Die ungeheuern, zuweilen an's Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geschichten und Aufklärungen über den Ursprung und Fortschritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin Viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden sagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen in's Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von un-

erklärten Erscheinungen; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerkes beiwohnt, die Gestaltungen und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte pragmatische Geschichte; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen, und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine geheime Geschichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

Unsers Zeitalters Geschichte ist nur eine winzige Phrase im unendlichen Weltschauspiel, dessen Bühne der Erdball, dessen Darsteller die Menschheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit sich selber ist. — Wer die Phrase in ihrer rechten Bedeutung verstehen will, muß sie nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausreißen und daraus eine verstümmelte Einzelheit machen. Er soll sie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des

Widerstrebens von Millionen, nähern sich diese dem Höheren, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde, und was aus ihr kömmt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten, mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegen einander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der Athenische Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.; Pabst Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebst Luther, und Leo X.; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England, und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich und die bedrängten Europäer: les légitimes und les libéraux.

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern. Die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Ersprießliche; die andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbaret ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi; und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heute schon sehr achtbar, wenn schon, im Verhältnisse zu den an dem Irdischen klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasselbe. Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik"; Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen Andere begründet; keine Schooßkinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkührlichkeit; Staatsverfassung statt Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in

des Volkes Angelegenheiten; und überall weniger Politik, mehr Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöster; die Geburtsadelichen und Großzeremonienmeister; alle, die im Spiele, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staatsumwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte; sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, so daß jeder Streich, jenseits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Besitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt sich Niemand. Wenn aber eine brittische Flotte Kopenhagen bombardirt, und Washington zerstört, zucken schon viele Millionen

Herzen im Unwillen, nicht wegen des einstürzenden Gemäuers, sondern wegen eines zusammenstürzenden Rechtes.

Nie kam den deutschen Völkern in Sinn, gleich den Franzosen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freistaaten gelten sollte, und stand plötzlich vor ihrem Geiste. Die französische Republik, verabscheut durch die Gräuel, welche sie geboren hatte, verschwand; aber die Ideen dessen, was gerecht und wahr ist und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als französischer Kaiser, die Stelle. Man bemerkte häufig, daß dieselben Personen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiserthum lebhaften Antheil nahmen, weil sie von daher das einwirkende Beispiel des Bessern, des Freisinnigen, erwarteten. Es schien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Bessern oder Schlechtern. Man hatte z. B. gesehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigsten, nicht den Privilegirtesten an die wichtigsten Stellen setzte. Napoleon blendete lange; aber seine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchsichtiger. Kein hoher Gedanke der Menschheit begeisterte ihn, sondern eine ganz gemeine Leidenschaft. Da fiel Alles und Frankreich selbst ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und seine Stunde schlug. Fürsten und Völker standen auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wissen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Außenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöset und eins zu seyn; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander.

Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe kommen, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles in's Alte zurückdrängen, und täuschen sich wie unerfahrene Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

Aber es ist ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies ist die Aufgabe der Weltweisen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürsten nicht, wenn sie zu Gunsten vom festern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere sie, wenn sie sich vom Geschrei entgegenstrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden lassen. Dieß Geschrei ist die alte Dissonanz zwischen Politik und Moral; sie löset sich auch nirgends rein auf, als in der Religiosität des Gemüths.

Bei Thieren, thierischen und barbarischen Menschen ist die Religiosität, das heißt, die Beziehung alles Seyns, auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden: nur Instinkt und List oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, sondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsstufen stehen, sogenannten civilisirten, streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hülfe genommen. Doch dient sie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträ-

gen, Friedens-, Kriegs und Handelsbündnissen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürsten zu Gott, wenn ein religiöser Sinn dereinst die Verträge und Bündnisse schließt, und die Klugheit bloß als Magd dabei dient, dann wird die menschliche Gesellschaft einen Riesenschritt zur Selbstvollendung und dauerhaften Glückseligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Bestie; Religiosität allein der höhere Mensch, als unsterbliches Wesen. Das Göttliche ist die Krone des Geisterthums.

Rahel Varnhagen v. Enſe, geb. Robert.

Saatkörner.

(1799—1833.)

(1799.)

Man kann mit Empfindungen, wie mit andern Gütern, ſchlecht haushalten. Man kann durch eine geſchäftige Einbildungskraft, ſo dem natürlichen Gebrauch der Ideen vorgreifen, daß, wenn die Zukunft als Gegenwart erſcheint, man nur eine Vergangenheit zu wiederholen hat, und befremdet iſt, ſich gelaſſen bei Dingen zu finden, die man als das Entſetzlichſte gefürchtet hat. Das pflegt man abgeſtumpft zu nennen; und es iſt doch nur das eigentlichſte Unglück. —

So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geſchieht und uns die kühlen, brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, ſind wir noch in der dickſten Finſterniß, ohne Dämmerung. —

Die niederträchtigſten Menſchen ſind die, welche, was ſie in ſich loben, nicht auch in Andern ehren. —

Wer zu ſchonen verſteht, der kann auch kränken! wer aber kränkt, verſteht [noch] nicht, auch zu ſchonen. —

Der Dichter unterſcheidet ſich auf dieſe Weiſe vom Lügner: daß der erſte eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt, und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann. —

(1801.)

Lange exiſtiren die guten Dinge, ehe ſie ihr Renommée haben, und lange exiſtirt ihr Renommée, wenn ſie nicht mehr ſind.

Von Menſchen kommt kein Glück; da erwartet man es nur.

(1803.)

Denken ist Graben, mit einem Senkblei messen. Viele Menschen haben keine Kräfte zum Graben, und andere keinen Muth und keine Gewohnheit, das Blei in's Tiefe sinken zu lassen. —

Schlechte Scribenten. Wer wird sich denn dadurch, daß sie sich drucken lassen, zu ihrem Umgang zwingen lassen?

(1805.)

Wenn es einem lange schlecht geht, mit Einem Worte, in einem gewissen Alter, wird man ganz blasirt über Schlechtes. — das sind aber schlechte Leute, die es über Gutes werden. —

Undankbar ist nicht, wenn man nicht dankt; undankbar ist, wenn man annimmt, was man nicht leisten würde. —

(1807.)

Wer immer nur an Geschichten, Vorfälle denkt: hat einen gemeinen Winkel in der Seele. Und der strahlt Finsterniß, wie eine entgegengesetzte Sonne. —

Zu dem reinen, einzigen Enthusiasmus der edelsten höheren Theilnahme gehört guter Wille gar nicht allein: — auch die größte Verehrung gebiert sie nicht allein. Ein Auffassen, ein Durchdringen, ein in jedem Punkte ansaugendes Begreifen des innigsten Wesens unserer Freunde gehört vom Himmel verliehen dazu. —

Ein gebildeter Mensch ist nicht der, den die Natur verschwenderisch behandelt hat; ein gebildeter Mensch ist der, der die Gaben, die er hat, gütig, weise und richtig, und auf die höchste Weise gebraucht: der dieß mit Ernst will, der mit festen Augen hinsehen kann, wo es ihm fehlt, und einzusehen vermag, was ihm fehlt.

(1808.)

Die Gemeinen verstehen sich unter einander; sie haben ordentlich eine Münze des Verständnisses erfunden, wo kein Heller reiner Gehalt drinn ist; aber davon leben ihre Geister, andere

Nahrung fordern sie nicht. Und am Ende der Rechnung zahlen sie sich selbst damit aus; und der Umlauf geht wieder los.

(1810.)

Der Mensch kann nicht recht auseinandersetzen, was das ist: der Wille. Aber ein Jeder sieht, das Aug' in sich gekehrt, vernimmt, nach seinem Innern horchend, daß es ein letztes Wollen in ihm giebt, unterschieden von dem vielen zerspaltenen, ein Wollen, welches mit den besten Ueberzeugungen zusammenstimmt, und der reinste, also der uns bekannte, beste Willen ist. Dieser, im Zusammenhange mit jedem unserer Bestreben und all unsern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und ist allein liebenswürdig. —

(1813.)

Alle Buße sey Reinigung, Stärkung, Feinerung, Besserung; Reue vor der That, und fleißige Unschuld nach jeder. —

So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer wäre, als was sich wirklich in der Welt zuträgt; und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geschieht, zu sehen und in seiner Seele zusammenzuhalten: ebenso sind unsere tiefnatürlichsten Wünsche roh, und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können.

(1814.)

Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen; welches keine Klugheit, keine Weisheit zerstören, noch vermeiden kann; wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und [worin sie uns fest] hält; wenn dieß uns zerstört, und wir mit der Frage sitzen bleiben: warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geist und alle Kraft nur dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen oder sich über sie zu zerstreuen. —

(1816.)

Nicht die Menschen hassen ihr Vaterland, oder die Orte, wo sie gelebt haben, welche sehr unglücklich waren; wohl aber die, welche sich allda ungebührlich aufgeführt und Tadel zugezogen haben; und diese sind es auch allein, die nach ihrem Lande zurückzukehren melden. Die ersteren behalten immer eine erinnerungsvolle Vorliebe dafür.

(1817.)

Wenn unsere Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daseyn, hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft (eben weil die andern Kräfte schweigen) aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. —

Wir sind gezwungen, einen höheren, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst- und entzückungsfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt; eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen, über uns steht. Und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an, den höchsten, den er uns gab: das ist Vernunft und liebliche Güte, ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit. —

(1819.)

Alles Ereignete, was sich ereignete, ist nicht historisch. Was sich erreignet, dieß gehört ganz gewiß zur allgemeinen großen Entwicklung in der uns bekannten Natur, des Menschen Geist und des Menschen Zustand mit eingerechnet; aber historisch ist nur das, was die weisesten Leute, Beobachter, Historiker, wie an einem Faden aufgereiht uns darzustellen für würdig fanden, weil sie es in seinen Beziehungen auf Entwickelung für nöthig hielten. Nöthig ist auch Alles, was sich nur ergeben mag, für Wesen, die das Universum in seinen Bedürfnissen und Zwecken überschauen: für Menschen aber bleibt nur wenig historisch;

und alle ſchlechte Einrichtungen oder gute [Einrichtungen] für ſchlechte Dinge und Anſtalten müſſen abgetragen werden und zerſtört, und ſind, weil ſie Schlechtes befördern wollen und nicht die beſſern Anſprüche im Menſchen, nur ſimple Ergebniſſe, Ereigniſſe, und müſſen nicht hiſtoriſch Begründetes genannt werden. —

Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur ſolche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben, und es ſich gleichſam in Gegenwart zu überſetzen. —

(1821.)

Wir machen keine neue Erfahrungen. Aber es ſind immer neue Menſchen, die alte Erfahrungen machen. —

Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da iſt nichts. —

Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und ſind getrieben, es darzuſtellen: andere treiben ſich, Bilder zu machen.

(1822.)

Es iſt ausgemacht, daß, wenn wir keine Anlage zur Sittlichkeit hätten, wir mit der höchſten Anſtrengung von Nachdenken nie auf ihre Anforderungen gefallen wären. Könnte ein perſönliches Weſen je darauf kommen, daß es ſeine Perſönlichkeit aufgeben und die eines Andern höher ſtellen ſollte, als ſeine eigene? Mich dünkt ſogar, es iſt ſchon eine hohe Stufe der Entwickelung, Perſon und perſönlich zu ſeyn. Nur kommt mir vor, wir können in einem andern Zuſtand von Daſeyn noch eine ſchwerere Aufgabe in uns fühlen, die wir uns jetzt auch nicht vorzuſtellen vermögen. Und nur, daß wir dergleichen zu errathen vermögen, iſt ein Schimmer vom abſoluten, allgemeinen, ſich ſelber begründenden Daſeyn, wovon die Stufen ſich verlieren müſſen in einem Geiſt, einem abſoluten, der Alles zugleich erſchaut. —

(1823.)

Wenn Eltern oder Kinderpfleger etwa bis zum dritten Jahre

ihren Zöglingen so gerne Züge von Verstand, Auffassungsvermögen, einer Art von Witz, kleiner List oder auch nur Gedächtniß nacherzählen, so ist das nicht nur aus Eitelkeit oder Vorliebe für ein bestimmtes Kind. Es ist weit mehr das mit Recht wiederkehrende Erstaunen, der unergründliche Zauber, das Wunder eines erwachenden Erkenntnisses! Wo beginnt es, wo kommt es her? Das möchten wir immer von neuem wissen, von neuem belauschen. —

Sittlichkeit bereut nur die verlorene Zeit, sagt Schleiermacher. Nicht doch! das Unwiederbringliche der That, die in ihren Folgen nicht mehr einzuholen ist! Reue, häßlich gehandelt zu haben, reiniget gleich die Seele. —

Schleiermacher sagt: sich Gott als Person denken, sey unzugänglich: ihn sich als starre Nothwendigkeit denken, wieder. Also wie ich: als höheren Geist, von welchem ich nur das mir zugetheilte fasse.

Wissen um unser Wissen ist Philosophie. Ergebenheit und Voraussetzung, wo wir zu wissen aufhören, Religion. —

(1824.)

Die Seele ersetzt gleich wieder, wie an Wurzeln; sobald sie aus ihren Tiefen das Geheimste an's Tageslicht gesetzt hat, so bilden sich gleich wieder in ihrem Grund neue Geheimnisse. —

Ein Stein kann eine Geschichte haben, aber nur eine Creatur mit Bewußtseyn ein Schicksal. Die meisten Menschen haben nur eine Geschichte.

Zu einem Talent gehört Charakter; Gemüths- und Geistesfertigkeiten, in Naturanlagen begründet, machen es nicht. Was hilft die reinste, klingendste Stimme, die beweglichste Kehle, das schnellfassendste Ohr, das beste Gedächtniß, die größte Nachahmungsgabe, wenn nicht eine einfache tiefe, persönliche Ansicht der Natur, die Seele und der Diktator dieser physischmateriellen Gaben wird. —

Ein Vorurtheil stolz und breit aussprechen zu hören, wird unerträglich, wenn nicht wenigstens die Person, die damit auf-

zutreten wagt, es selbst erfunden hat. Aber wenn unaktive Köpfe, einer nach dem andern, nichts anderes thun, als bloß das Ueberkommene wiederholen, dann fühlt man sich aufs äußerste und bis zur Rachelust gebracht.

(1825.)

Beten ist ein sich Fassen, ein Zusammensammeln mit andrem Willen; mit vereinfachtem, allgemeinem soll geschehn, gedacht, empfunden, eingesehen werden. Wir fliehen in's Centrum. —

Alter ist immer ungerecht gegen Jugend, weil Alter wohl wissen kann, wie Jugend zu Muthe ist; aber Jugend nicht, wie dem Alter; und dieß verlangt immer, sie soll das scharfe Tröpfchen Wahrheitsessenz schon destillirt besitzen, ohne je den Baum des Lebens, weder in Laub, noch in Blüthe, oder in Frucht erlebt zu haben.

(1827.)

Viele Menschen, wenn sie ein für sie entsetzlich unglückliches Ereigniß erfahren, sind nach dem ersten Schreck ganz gefaßt und zusammengenommen: und andere sind sehr verwundert, wenn sie dieselben Personen sehr in Leidwesen, Traurigkeit und Nachspürung ihres Elends finden. Aber es kann gar nicht anders hergehen; der Schreck und erste Schmerz ist nur Folge des Bewußtseyns, daß wir nun eine ganze Masse sich folgender Schmerzen und Entbehrungen zu tragen, zu leiden haben werden: wir können bei dem ersten Erfahren, daß dieß jetzt unvermeidlich seyn wird, nicht einmal auffassen, was dieß nun im Einzelnen enthalten wird; nach und nach in Tag und Stunde stellt sich jedes Uebel, jedes Entbehren, Vermissen, jede Lücke, Leere, jeder Verlust als eben so viel persönliche Feinde ein, die uns martern. —

(1828.)

Kompakte Irrthümer, die gar nicht aus den Köpfen hinauskommen wollen, fallen am Ende mit den Köpfen. —

Frei seyn kann gar nichts heißen, als seiner innersten Natur sklavisch folgen zu dürfen. Absolute Freiheit, absoluter Wille ist etwas Unmenschliches. Eine Wahl ohne Bewegungsgrund ist Unsinn

(1829.)

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen. —

Das Gewissen sagt uns nicht allein, ob wir recht oder unrecht thun, sondern auch, ob uns Unrecht oder Recht geschieht; ob wir eine Behauptung, ein Ereigniß, einen Zustand der Wahrheit gemäß finden oder nicht. Es ist das letzte einfache Wollen in uns, welches wir eingepflanzt in uns vorfinden, von einem höheren uns unbekannten Princip; es ist eine von den Vernunftswurzeln der Intelligenz überhaupt.

(1830.)

Unter Styl verstehe ich niemals den Inhalt, sondern nur die minder oder mehr gebildete, geschickte, angenehme Weise, wie der zu Tag gefördert wird. Schon nicht den Plan oder die Klarheit des zu Sagenden. Daher lobte ich das fein und schnell urtheilende Ohr von Friedrich Schlegel und Heine. Odiöse, schlechte, falsche, grobe Dinge sagen sie beide. Schön und gut schreiben, ist ganz etwas anderes. Das [letztere] hängt vom Bewiesenen oder Ausgesprochenen ab; von der Seele, was sie will und hat; vom Geist und Verstand, was der findet und jener kann; vom Urtheil und seiner Macht, dieß Alles zu einem Ganzen zu machen.

(1831.)

Ist der Tod wunderbarer, als das Leben? Dieß Leben, mit den innern, geistigen Lücken? Dieses zerrissene Bruchstück? — Wer mir durch den dunkeln Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde! Ich will leben, also muß ich auch leben. —

Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes versenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens; welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefsten Unterwürfigkeit leitet, und uns auf die größte Liebe anweist!

Wir können ja ein neues Begreifungsvermögen bekommen, oder werden. —

Als Christus für einen Ketzer, Frevler und Rebellen gehalten wurde, waren seine Ankläger und Verfolger die herrschenden Betitelten, Uniformirten, mit dem siegenden großen Volke Alliirten. Deren Nachkommen aber, die Juden, sind bis heute, durch ihren bloßen Namen, noch aller Schmach ausgesetzt; und die Nachkommen der Anhänger Christi sind die siegenden Verächter geworden. Der Rest gläubiger Juden hält sich aber noch für alte Aristokraten, und verachtet die ganze Christenheit; auf diese Weise gehen die Juden als warnendes Beispiel umher.

(1832.)

Wie selten ist mir in der Welt ein Kern des Menschen, sein Herz, so rein erhalten vorgekommen, daß er, willig und freudig, ihm persönliche und momentane Vortheile fahren ließe, wenn seine Ueberzeugung eine andere werden muß. —

Je mehr Leben einer Ueberzeugung inwohnt, je tiefere und reichere Beziehungen sie hat, je mehr sie allen unsern Anlagen zusagt und entspricht, je schwerer ist das grad' als eine Maschine zusammenzufassen und so darzustellen: jedes System aber will zur Maschine werden: nur Ein groß und lebendig Organisirtes giebt es: die erschaffene, sich noch erschaffende Welt.

Fr. Schlegel.

I. Sokrates unter den Philosophen seiner Zeit.

(1812.)

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damals. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bei mancher sonstigen Verschiedenheit nur darin überein, daß sie die Natur ganz allein von Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sey in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehendes im Daseyn, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Daseyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Paradoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suchte, wobey sie wenigstens in so fern ihren

Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sey. Der Zweifel möchte dem Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und seine Zweifel für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andre Sophisten, sie wüßten Alles, und seyen Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke andere Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu seyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte, zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst gelehrt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere, zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe, als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch die sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern oder die Willkühr des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bey aller seiner Mangel-

Haftigkeit noch Ruhe wollen noch will Fassen und sittlichen Geschmack zusammenbringt, der alles geschieht werden muß, so lange man nicht Personen an deren Stelle zu setzen hat; er wurde nicht nur viel unter sich Stehlendes, Lares und Werkzeuge über die Welt und neben sich Verlache vorgetragen, sondern es wurde recht eigentlich Gott gelängnet, wenn der Staat für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel entlodet und ausgerissen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin schon am Rande des Abgrundes einer gänzlichen Auflösung stehet oder dem Stoße der Barbaren hingegeben, durch Kriege, Hungersnoth und Seuchen, und einer blutigen Revolution in die andere hinzogen, immer tiefer in Anarchie versanken.

Diesen bösen allgemeinen Krebsmuth erhob sich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktische Weise: indem er zunächst die Sophisten beschämte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, indem aber das Gute und Schöne, das Edle und Wohlkommene, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführet und von ihm kommt, in allen Gestalten den Menschen von Angesicht stellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der wahren Stifter und Wiederherstellen aller besseren und höheren Geistesbildung der Griechen, wurde aber selbst ein Opfer seines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod ist ein zu merkwürdiger Gegenstand in der Geschichte der Menschheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alle einen Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Mißthätigkeit schuldig sey, ist wohl in einem gewissen, für den Sokrates sehr ruhmvollen Sinne gegründet. Wäre sie sokratisches Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesener Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebensdenkrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von selbst weg-

gefallen sein, aber hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dies wohl schwerlich, machten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Hass auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegenarbeitete, vermengen; bei vielen aber war es gewiss nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vortrefflicher Bürger und wackerer Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, ein jeder mit Parteilichkeit und Uebertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorpriesen, konnte in Athen nicht anders als verhasst und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so talentlose und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den Dreißig, welche durch spartanischen Einfluss in Athen herrschten, nachdem diese besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieser gibt ein alter Schriftsteller, welcher nicht mit Unrecht, als die Hauptursache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Weise gekommen sei, ist nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philosophie konnte er, obwohl ganz von ihr beherrscht zu sein, Er verlor sich in vielen Details und blieb stehen auf einem Dilettanten, der ihn lenkte, ab er hiermit bloß die innere Stimme des Genius, die Eingebungen und Entscheidungen seines Dämons meinte, und abwarten Gründe, aber doch noch etwas anders gemeint habe, ist auch nicht ganz sicher zu entscheiden. Eben so wenig, wie seine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verwerfen oder einiges Bessere daraus, es höher bewahrt, in der Seele festgehalten habe. Mir dem, was man in den gemeinen Gottesdienst vermischt hatte, scheint er bekannt

gewesen zu seyn. Frey war er nicht von solchen Meinungen und Ansichten, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben so gut, wie jene allwissenden und nichts glaubenden Weisen, gegen die Sokrates stritt. Ein Beyspiel mag vergönnt seyn, wie sehr er auch in dieser Hinsicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Gespräche, welches er vor dem Tode mit seinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu bestellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aesculap einen Hahn opfern solle. So habe er also, sagen seine Tadler, noch in dem letzten Augenblick seines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müssen, gehuldigt, oder wenn es Spott gewesen, so sey auch dieser für einen solchen Augenblick wenig angemessen. Gleichwohl ist hier die Deutung leicht zu finden. Ein solches Opfer pflegten diejenigen dem Aesculap zu bringen, welche von einer schweren Krankheit genesen waren. Es lag also dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere seiner Nachfolger schön entwickelt haben: daß dieses Leben keine andere Bestimmung habe, als sich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, sterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zustande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der bessern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philosophen wo nicht zuerst, doch am entschiedensten, für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen sich selbst und gegen Gott. Dem Gefängnisse und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weise. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne sich selbst, und der Würde seiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er seinen Nachfolgern das große Beyspiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch seinen Tod beglau-

bigt, von der Nachtwelt um so mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

II. Die Aufgabe der christlichen Kunst.

(1804 und 1823.)

Ist es wahrscheinlich, daß auch jetzt in unsrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerschule wieder entstehen und sich dauerhaft, bleibend, und fest begründen wird? — Wahrscheinlich ist es den äußern Umständen nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine solchen Mahler giebt zu unsrer Zeit, welche den großen Meistern der Vorzeit völlig gleich gestellt werden könnten, und was denen, die sich gegenwärtig in der Kunst versuchen, dazu fehlt, das ist zum Theil wohl klar; zunächst ist es die Vernachlässigung des eigenthümlich Technischen, besonders der Farbenbehandlung, am meisten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den sinnigsten und eigenthümlichsten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meisten die produktive Thätigkeit, die feste Sicherheit und Leichtigkeit im Praktischen der Ausführung, welche die alten Künstler so wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im frühesten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eisernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle so unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verschiedenartigsten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; so entschwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unsre in der Kunst so weit neben jenem großen Maaßstabe zurückstehende Zeit. Indessen ist diese Erscheinung aus den Umständen wohl erklärbar. Die universelle Bildung und intellektuelle Vielseitigkeit, als charakteristische Eigenschaft und allgemeiner Hang unsres Zeitalters, führt leicht zur Zersplitterung der gei-

stigen Kraft und verträgt sich schwer mit einer concentrirten Wirkung in fortschreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer bestimmten, positiven Art. Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellektueller Bildung und Hervorbringung in unsrer Zeit; für die Kunst aber ist insbesondre noch folgendes zu beachten und von dem entschiedensten Einfluß. Nachdem einmal der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunst ist, und alles beynah in unsrer Zeit diesem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu versplittern, zu überschütten, oder seitwärts in die Irre zu lenken, so geht die beste Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre namenlosen Hindernisse verloren; welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig ist, um nur erst die Quelle des ächten Kunstgefühls wieder frey zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beschwerlichen Schutt der störenden Außenwelt. Eine sinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, sondern dauernd in Zwiespalt steht mit der vorherrschenden Umgebung, wird immer mehr in sich selbst versenkt bleiben, und kann schwer zur produktiven Leichtigkeit gelangen. Dieser Grund ist klar und zureichend genug, um das langsame Wachsthum der ächten Kunst in unsrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiete des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hindernisse strebend emporblühen soll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erscheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anschein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von selbst, künstlerisch so reich und glücklich sind, während andere bei dem besten Streben und dem vollen Ernste aller intellektuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieser Frage, was immer unauflöslich seyn wird; wir können nur bei dem stehen bleiben, was sich klar erkennen läßt, und dieses ist auch voll-

kommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahlerische Darstellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigstens zur gründlichen Erkenntniß und treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der christlichen Kunst führen werden, wenn gleich das höchste Gelingen nicht ohne die besondre Gunst der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunst und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt sich der richtige Begriff und Zweck der Kunst von selbst, und das bestimmte Wissen dessen, was man will, wenn gleich der Künstler es nicht in Worten, sondern nur praktisch bewähren kann. Das religiöse Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigste stille Begeistrung derselben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bey einigen wenigen ist auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann; das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freylich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergebens sucht man die Mahlerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete christliche Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieser Weg den jungen Künstlern zu fern und zu steil, so möchten sie wenigstens die Poesie gründlich studiren, die jenen selben Geist athmet. Weniger die griechische Dichtkunst, die sie doch nur ins Fremde und Gelehrte verleitet, und die sie nur in Uebersetzungen lesen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen ist, — als die romantische. Die besten Dichter der Italiäner und der Spanier, nebst dem Shakspeare, auch die zugänglichsten unter den altdeutschen Gedichten, und dann die Neueren, die am meisten in jenem romantischen Geiste gedichtet sind; das seyen die beständigen Begleiter eines jungen Künstlers, die ihn allmählig zurückführen könnten in das alte romantische Land und den prosaischen Nebel antikischer

Nachahmerey und ungesunden Kunstgeschwätzes von seinen Augen hinwegnehmen. Die Hauptursache aber bleibt, daß es dem Künstler Ernst sey mit dem tiefen religiösen Gefühl, in wahrer Andacht und im lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerey der Fantasie mit den katholischen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche stärker ist als der Tod, läßt sich die hohe christliche Schönheit nicht erreichen.

Worin besteht denn nun aber diese christliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Bösen in der Kunstlehre zu gelangen suchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseyns; statt daß uns die Kunst gerade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des ächten Schönen. Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von selbst, den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz, als eine geistige Anmuth der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit, und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titanische Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußt-

seyn der eignen, unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des seeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird.

Es wird indessen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeschlagen und versucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet ist, und die wiedergeborne Kunst, sicher wie auf fester Bahn, in religiöser Schönheit emporblühend, zu diesem Ziele voranschreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungssucht bey einem Talent, das sich fühlte, grade den Wunsch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein solcher erst den richtigen Begriff von der Kunst wiedergefunden, daß die symbolische Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimnisse ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchstabe sey, so würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturansichten oder Ahndungen willkührlich zusammengesetzt, als sich anschließend an die alte Weise der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild soll jedes wahrhaft so zu nennende Gemählde seyn; die Frage ist aber nur, ob der Mahler seine Allegorie sich selbst schaffen, oder aber sich an die alten Sinnbilder anschließen soll, die durch Tradition gegeben und geheiligt sind, und die, recht verstanden, wohl tief und zureichend genug seyn

möchten? Der erste Weg ist gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt sich ungefähr voraussehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachsen dazu wären, versucht werden sollte; es würde ungefähr gehen, wie seit einiger Zeit in der Poesie. Sichrer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, besonders den ältesten, und das einzig Rechte und Schöne so lange und treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiste zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabey besonders, nebst dem Schönsten der älteren Italiäner, auch den Styl der altdeutschen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunst nie verläugnen dürfen; so würde beydes vereinigt seyn, der sichre Weg der alten Anmuth und Wahrheit und das Symbolische, geistig Schöne, worauf, als auf das Wesen der Kunst, selbst da, wo die Kenntniß derselben verloren war, wahre Poesie und Wissenschaft zuerst wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anschauung, als auf die bloße erste Idee der Kunst und Mahlerey führen kann. Denn die altdeutsche Mahlerey ist nicht nur im Mechanischen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italiänische meistens ist, sondern auch den ältesten, ganz wunderbaren und tiefsinnigen christlich-katholischen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen sie einen weit größern Reichthum enthält, als jene, welche statt dessen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdischen Prachtgegenständen des alten Testaments, oder zu einzelnen Abschweifungen in das Gebiet der griechischen Fabel genommen hat.

Selbst in der Anmuth kann die italiänische Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutsche, aber nicht vor der niederdeutschen Kunst behaupten, wenn man diese anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann von Eyck und Hemmelink beurtheilt, und nicht nach den spätern Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künstler keineswegs den alten Gemählde-styl, in den Un-

vollkommenheiten desselben, in den magern Händen, einer ägyptisch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der schlechten Zeichnung und positiven Mängeln und zufälligen Fehlern suchen oder zu finden glauben darf. Denn das hieße nur eine falsche Manier statt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikische mit einer eben so unächten altdeutschen Nachahmerey vertauschen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; sondern der stille, fromme Geist der alten Zeit ist es, welcher den Mahler beseelen und wieder hinführen soll zu der reinen christlichen Schönheit, daß diese, mit dem hellsten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunst in neuer Morgenröthe durchstrahle.

Novalis.

I. Stillleben aus dem Mittelalter.

(Um 1798.)

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen, und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bei dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sei mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten

einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahnenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie, ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, — die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint: ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen: da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tief-

sinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bei seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

II. Aphorismen über Poesie.

(Um 1800.)

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn sie sind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plastik zur äußern gestalteten Welt, und die Musik zu den Tönen ist. Effekt ist ihr gerade entgegengesetzt, in so fern sie plastisch ist; doch giebt es eine musikalische Poesie, die das Gemüth selbst in ein mannigfaltiges Spiel von Bewegungen setzt. —

Dem Dichter ist ein ruhiger, aufmerksamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdischer Geschäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine sorgenfreie Lage, Reisen, Bekanntschaft mit vielartigen Menschen, mannichfache Anschauungen, Leichtsinn, Gedächtniß, Gabe zu sprechen, keine Anheftung an Einen Gegenstand, keine Leidenschaft im vollen Sinn, eine vielseitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten sind Isolatoren und Leiter des poetischen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Tasten, und die ganze Poesie beruht auf thätiger Ideenassociation, auf selbstthätiger, absichtlicher, idealischer Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, sich andere Gedanken vorzustellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigsten Ausdrücken darzustellen. Wie ein Tonkünstler verschiedene Töne und Instrumente in seinem Innern sich vergegenwärtigen, sie vor sich bewegen lassen, und sie auf mancherlei Weise verbinden kann, so daß er gleichsam der Lebensgeist dieser Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meister und Erfinder farbiger Gestalten, diese nach seinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu stellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen versteht; so muß der Dichter den redenden Geist aller Dinge und Handlungen in seinen unterschiedlichen Trachten sich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit besonderm, eigenthümlichen Sinn zu beseelen vermögend seyn. Gespräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beschreibungen, leidenschaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenständen angefüllt, unter mancherlei Umständen und von tausend verschiedenen Menschen muß er erfinden und in angemeßnen Worten auf's Papier bringen können. Er muß im Stande sein, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weise zu sprechen und das Sprechen oder Schreiben muß ihn selbst zum Schreiben und Sprechen begeistern. —

Sollten die Grundgesetze der Fantasie die Entgegengesetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik seyn?

Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der

Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sey; daß sie Eins und Alles sey. —

Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beyder. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution. —

Philosophie klingt wie Poesie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten u. s. w. (alles wird romantisch); daher ergiebt sich unsere urpoetische Natur. Poesie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine symptomatische und eine genetische Nachahmung. Die letzte ist allein lebendig; sie setzt die innigste Vereinigung der Einbildungskraft und des Verstandes voraus.

Aechte poetische Charaktere sind schwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es sind gleichsam verschiedene Stimmen und Instrumente. Sie müssen allgemein und doch eigenthümlich, bestimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll seyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerst selten Charaktere; sie sind so selten wie gute Schauspieler. Viele Menschen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenschen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterscheiden. Der Charakter ist durchaus selbstthätig. —

Das Lächerliche ist eine Mischung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden gesucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei diesem Streben und Gefühl unwillkührlich beabsichtigen, ist allerdings etwas sehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach ist um deswillen äußerst ungeschickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiste und richtige Zeichnung selbsterfundener Gegenstände und Geschichten fähig wird, freies Gemüth in eine scheinbare Weltcopei zu legen. —

Es ist eine unangenehme Empfindung, bei einem bestimmten

Endzweck überflüssige Worte zu hören, und da die Poesie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein sich selbst bildendes Wesen ist, so muß die Poesie recht zuwider werden, wenn man sie am unrechten Orte sieht, und wenn sie raisonniren und argumentiren und überhaupt eine ernsthafte Miene annehmen will; dann ist sie nicht mehr Poesie. —

Je persönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie. Ein Gedicht muß ganz unerschöpflich seyn, wie ein Mensch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Musik setzt, warum setzt man sie nicht in Poesie? —

Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt, und sofort? —

Das lyrische Gedicht ist das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischtes Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinn; alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Lustspiel. Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. —

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunstwesen zusammen, und nur nach Beschaffenheit, in verschiedenen Verhältnissen geeinigt sind. —

Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen

Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik.

Der Roman ist gleichsam die freie Geschichte, gleichsam die Mythologie der Geschichte. —

Das Leben ist etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker studirt das Leben, wie der Mahler, Musiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie sorgfältiges Studium von Farbe, Gestaltung, Ton und Kraft den Mahler, Musiker und Mechaniker. —

Der Roman ist völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt sich freilich als eine Combination untergeordneter Künste betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunst uneigentlich zu reden, witzig und scharfsinnig zu seyn; werden diese Künste gut verbunden und mit Geschmack angewandt, so wird man das Product Gedicht nennen müssen. Wir sind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchsten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erst dem dichterisch gestimmten, oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist.

J. F. von Meyer.

Der Naturgeist.

(1815.)

Wenn wir versteinerte Pflanzen oder Thiere, Abdrücke von Farrenkräutern und unbekannten Fischen, die Knochen des alten Mammuths oder eine holzharte Sandmumie sehen: so zweifeln wir nicht, daß diese Geschöpfe vordem gelebt und gegrünt haben; obschon sie nun der todten Natur anheimgefallen sind. Ihre Adern sind verstopft, ihre Säfte fließen nicht mehr, es ist nichts Bewegliches mehr an ihnen. Ihre starren Formen sind ohne Geist, sie sind Zeugen des Gewesenen, und harren einer Auflösung entgegen, die ihre Theile in Freiheit setzen soll. Also auch, wenn der Winter Strom und Bäche gebunden hat, so schlägt keine Welle mehr vor dem erschrecklichen Frost, und selbst der Sonnenschein gleitet unwirksam darüber hin, weil er keine Empfänglichkeit findet. So ist auch die frische Leiche schon steif, wenn gleich ihre Lebensgänge noch offen, ihr Fleisch feucht ist, und der feurige Naturgeist in ihr gährt, um sich loszuwickeln und sie vollends zu tödten. Sie hat noch vor kurzem geathmet. Endlich ein Mensch, der sich verdungen hat oder verurtheilt ist, eine Maschine zu bewegen, und dadurch ein Automat wird, glauben wir nicht, er besitze an sich das Vermögen, willkührlich und frey zu handeln, wenn wir ihn zur Freyheit entlassen wollten?

Sehen wir vor Allem diesen letzten an: er lebt wirklich mit Leib und Seele, und ist dennoch todt, weil ihm die Freyheit genommen ist, sich anders als so zu bewegen, wie er thut,

und etwas Anderes zu treiben, als was er treibt. Betrachten wir die ſtumpfſinnigen unter den menſchlichen Weſen, die Cretinen und Kakerlake, die an Geiſt hinter den Thieren zu ſtehen ſcheinen; ſehen wir einen Schlafenden; überall iſt hier Leben ohne Leben, und Tod ohne Tod. In dieſen gebundenen Zuſtänden iſt nicht ſowohl Mangel als Verſchloſſenheit; denn ſo haben ſchon Dümmlinge durch einen Fall Verſtand, und gewöhnliche Menſchen durch eine Krankheit höhere Fähigkeiten bekommen. Und um Alles zu erſchöpfen: iſt nicht im Kinde alles Leibesvermögen und alle Verſtandesfähigkeit unentwickelt enthalten und müſſen ſich nur ſtärken, reifen, oder vielmehr ſich aufſchließen, damit dieſes unbeholfene Geſchöpf gehen, reden, vernünftig urtheilen, endlich Künſte treiben, ja ſeinen Schöpfer denken kann? Die größten Köpfe aller Zeiten, was ſind ſie in ihrer Wiege geweſen? So ſagt Salomo oder der Verfaſſer des Buchs der Weisheit in ſeinem Namen (Cap. 7, 3): „Ich habe auch, da ich geboren war, Odem geholt aus der gemeinen Luft, und bin auch gefallen auf das Erdreich; das uns alle gleich trägt, und Weinen iſt auch, gleichwie der Andern, meine erſte Stimme geweſen; und bin in Windeln auferzogen mit Sorgen. Denn es hat kein König (und kein Weiſer) einen andern Anfang ſeiner Geburt."

Wie? ſollte die Natur, in der wir leben, nicht auch in der Erſtarrung, und in der Kindheit, und im Schlaf, und im Frohndienſte ſtehen? Sollte nicht ihr automatiſcher Zuſtand, worin ſich Alles nach gleichen, feſten Geſetzen bewegt, die ſogar der Menſch, der höher iſt als ſie, mit ſeiner Kunſt nicht überſpringen, ſondern nur benutzen kann, die Gefangenſchaft und Larve einer andern Natur ſeyn, welche die eigentliche Natur iſt? nicht mehr Maſchine, ſondern freyer Geiſt? nicht mehr Larve und Puppe, ſondern Schmetterling?

Die Schrift ſelbſt verkündigt uns dieſe Wahrheit. „Alle Creatur," ſagt Paulus (Röm. 8, 19 ff.) „ſeufzet mit uns, fühlt Geburtswehen gleich uns, mit Sehnſucht harrt ſie auf

die Offenbarung ihrer Freyheit, auf ihren Uebergang aus der Knechtschaft des Vergänglichen zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes.“

Was aber wieder werden soll, muß auch von Anfang gewesen seyn. Denn alles Ende kehrt zum Anfang, und aller Anfang war gut, als ausgeflossen aus dem Anfang der Anfänge, dem höchst guten Gott, welcher Licht, Leben und Freyheit ist. So ist mithin die Fessel der Natur, unter der sich ihre ungeheuern Räder seufzend umdrehen, ihr nicht von dem Gott der Freyheit angelegt, sondern von dem, das nicht Gott ist, und das durch sein Zurückziehen auf sich selbst sich in diese starre Rinde einschränkte, sein Haus enger mauerte, und sich in ein Gefängniß begab, das es nun nicht wieder durchbrechen kann, als allein durch die glaubige Begierde nach dem Urquell der Freyheit. —

Es ist ein richtiger philosophischer Satz, daß alles Sinnliche, weil es vergänglich ist, in seiner Erscheinung unwesentlich und nicht das Ding an sich selber ist, wie es Gott erkennt; folglich alle Gesetze des Raums und der Zeit, wie wir sie uns vorstellen, und auch vorstellen müssen, als Formen der sinnlichen Welt oder unserer Wahrnehmung von ihr, keineswegs zur unabänderlichen inneren Ordnung der Natur gehören. Und hiebey stehen die Dinge in umgekehrtem Verhältniß zu unserm sinnlichen Urtheil von ihnen. Je gröber oder materieller sie sind, desto unwesentlicher, desto vergänglicher, auch schon gegen einander gehalten in der Körperwelt. Der Stein scheint uns reeller als das Wasser, das ja verdunstet und vertrocknet; und doch wird der Stein vom Wasser zerstört. Holz, und zwar das schwerste, wird vom Feuer gefressen, welches wir weghauchen können. Die Flamme kann Eisen schmelzen und Demant zerbrechen, aber dem Lichtstrahl hat sie nichts an, sondern vermehrt nur seine Herrlichkeit, indem sie mit ihm leuchtet, oder neben ihm verfinstert erscheint. Die Luft scheint das Nichtigste, und kann Alles verderben. Zwar leiht die Dichtheit oder Zähheit

einem Stoffe längere Dauer; durch diese zufälligen Eigenschaften wird er dem Unvergänglichen näher gebracht; aber derselbe Stoff, wenn er ausgelockert ist, zeigt, wie nützlich er sey. Er hat nur eine Verbindung in der Luge und Verbindung seiner Theile gelitten, ist folglich derselbe zuvor gewesen im verschiedenen Zustande, der er jetzt ist; ja er war durch den Widerstand, welchen er leistete, gestaltender auch mehrere Körper, daher er eben so fortlebt. Spielerweise läßt eine Fertigkeit, als ein edles, leichtes Wissen liegen, um über schwere Verhältnisse sich zu freuen. Material hat in der Natur seinen Spielraum, der es meistert, so flüchtig er auch ist. Wie nun das Feinkörperliche, das weniger Gestalt gewagt, Macht hat über das Gröbere: so hat das Geistige seine Macht über alles Körperliche, und ist das eigentliche Wesentliche, obwohl am unsichtbar. Das Geistige ist der Wirker aus dem Kleide der Materialien. Der nächste Wirker, der aus noch grossformigen in die Atome läßt, und einen Uebergang macht zwischen den zwey Welten, ist der thätige und doch gebundene Naturgeist, der, wenn er aus einem Gestängnß entschlüpft, alsbald wieder in ein anderes eilen muß, um er sich, von einer verwendenten Pflanze oder einem Thierkörp losgerissen, so muß er wieder in einer andern Form das Werk des Verderbens, Stärkens und Erneuerungens verrichten, aber sich in Fleisch einwickeln und in Menschen gefesselt, um mit einig unruhigem Spiel bald schneidiger frey, bald ein wohrer Knecht seyn. So ungeordneter er in sich ist, so harten Gesetzen ist er unterthan. Er kann Jahrtausende unter der Erde gebunden liegen, bis Menschenhand oder Naturumwälzung den Stein, der sein Kerker ist, zu Tage führet, und hierer noch langen Zeitraum, von der Verwitterung zermalmt, seinen Gimmelrez zeigt. Und nicht ein Körperchen ist, worein nicht noch ein Theil von ihm eingeschlossen bliebe, und dem er nicht wohrerwarm rasch theilte, um auf es theilen, zu vermehren, als eine Mutter zu betrachten, mit unendlichem Interesse, mit Schaffen und Zerstören, mit Liebe und Haß, aber Alles noch harter, unbeseligter Regel. Er ist im Aether und im

Digitized by Google

Abgrunde, bewegt Wolken und Flüsse, brennt im Feuer, tobt im Winde, ist Reis und der Schmerlern sind sein Werk. Wie erstaunen über seine Wunderthaten, und doch welche er seinen oder wie aus seiner Brust vorgeschriebenen Bahn, und erscheint auch, ohne sie im mindesten zu verändern, unserer Naturkunst in tausend Nummern, spotten gleichsam, wenn wir etwas Neues hervorgebracht zu haben meinen, worin doch nur wieder er, und zwar als ein armer bewundernder Diener bekleidet, der sich in seinen Herrn unendliche Geschicklichkeit kleidet.

Dieses bewußtlose wollende und handelnde Wesen macht die ganze Schöpfung zu einer großen Sinnbildsprache, aber einem unerschöpflichen Thier, dem es die Wirkungen der Empfindung, den Nervensaft, die Seele leiht. Von diesem Treiber geht alle Bewegung, Anziehung und Abstoßung in der sinnlichen Natur aus. Es ist die innerste elektrische und magnetische Flüssigkeit in den Dingen, ein lebendiger, roher Funke, in, wie gesagt, die Seele der Welt, verlauft sich aber in vielen Stallentretern, die seine nähere Erkennung, und immer um so notwendiger, möchtegler und unbefriedeter sind, als sie ihm selbst näher liegen.

Wie es anfwärts von ihm in der physischen Weltregierung zugeht, und was er für Hirschreinungen von nöthigem, bewußten Wesen erfährt, welche sich sein als eines wohlthätigen oder schädlichen Werkzeugs bedienen, ihn benutzen und stören, zum Segen oder Fluch lenken, dafür sind uns die Augen zugethan. Wir wissen durch die Offenbarung der heiligen Schrift, daß der Arz Einem, absichtlich unanschaulich Statt hat, daß hohern Wesen eben sowohl in den physischen als moralischen Weltlauf eingreifen; wir dürfen aber diesen Dienst der Engel nicht sehen, noch die wirkige Arbeit unserer Feinde, weil wir dadurch ihre mehren würden in unserm Glaubensgang, bald von Furcht und Schrecken erschüttert, bald zu abgöttischer Verwunderung hingerissen. Denn wenn wir, die Geblichten, schon jetzt so häufig in Gefahr schweben, die Naturkräfte anzubeten, den Zahlismus zu erneuern, oder die Weltseele und zum Gottessinn zu verlieren:

Digitized by Google

was würden wir thun, wenn uns geschähe, was Jakob geschah, von dem geschrieben steht (1 Mos. 32, 1. 2): „Jakob aber zog seinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere" —?

Es scheint zwar ein Widerspruch, daß der Naturgeist nach unabänderlichen Gesetzen handeln, und in diese dennoch stets durch denkende Geistwesen eingewirkt werden soll. Allein dieser Widerspruch rührt bloß von der Kurzsichtigkeit unsers Erkenntnißvermögens her, das sich Alles, was in die höhere Ordnung der Dinge hineinreicht, nicht vorstellen noch es begreifen kann. Ueberdem aber ist ein offenbarer Unterschied, ob ein höheres denkendes Wesen durch den Naturgeist und nach dessen Gesetzen, oder ob es gegen dieselben wirkt; in jenem Fall, welches wohl der häufigere seyn möchte, thut es nicht viel mehr, als ein geschickter Physiker. Uns sind aber überhaupt nur die erscheinenden, nicht die wesentlichen Gesetze der Natur oder des Naturgeists bekannt; wenn wir von Naturgesetzen reden, so reden wir von jenen, und wenn der Geist ganz als Geist wirken darf, da wirkt er nach der Freyheit, welche seine wahre Natur ist. Die Maschine, die wir vor uns sehen, ist nebst ihren scheinbaren Triebfedern bloß für uns Maschine. Es hindert auch den Maschinisten nichts, die Triebkraft der Federn zu verstärken, zu beschleunigen, zu hemmen, augenblickliche Aenderungen im Werk anzubringen, ohne daß er das Werk oder dessen Gesetze zerstört. Die Täuschung, der wir hierin unterworfen sind, veranlaßt zweyerley Mißgriffe, deren einer dem Aberglauben, der andere dem Unglauben eigen ist. Der Aberglaube ist wie ein scheues, unerfahrenes Kind, welches über Alles erstaunt, was es noch nicht gesehen hat, und es einer fremden Macht zuschreibt, wenn auch bei näherer Untersuchung die Erscheinung, die es bewundert oder fürchtet, eine ganz alltägliche wäre, und in ein Nichts zerfiele. Der Unglaube ist ein überkluger Jüngling, der schon Alles gesehen, erfahren hat und weiß, nur seine eigene Unwissenheit ausgenommen. Ungläubige sind geneigt, Alles, was sich einmal zugetragen hat,

darum weil es sich zugetragen hat, als etwas Natürliches, d. i. der bewunderungswürdigen Naturkraft und gleichsam dem Ungefähr oder tohlen Mitgeln Zugeschrieben, von seinen Bekannten und Erkannten, daß nichts zu bedeuten, keine höhere Gründe und Absichten habe, empfehlen; so bedenken aber nicht, daß so lange es einem Schöpfer und Beherrscher der Natur zuwiderun, bunte auch das Gewebe nicht ohne gottliche oder moralische Bedeutung und Absicht vorfallen kann. Nicht wie wir es so eben am künstlichen Uhrgelaufen gelobet haben; er weiß nicht, was klein oder groß ist; der Kleinhändige eher leicht als, wie auch das Kleinste zum Großen beiträgt, und weiß das Wichtige, das Außerordentliche, das Ueberschwenglige und Erschreckliche, von dem Alltäglichen und Gewohnten wohl zu unterscheiden. Ihm ist auch das Neue nicht Verlegenheit, sondern er besser Grund und Zweck erblickt; und nichts Großes, was schon einmal vorgekommen, ist ihm darum gleichgültig; denn er weiß die jetzt Begebenheiten wohl den Umständen, worunter sie sich zutragen, richtig mit einander und setzte mit dem Ganzen vergleichen, und sich darauf übergungen, daß beyden einerley höhere Bestimmung zum Grunde lag. Umgekehrt aber handelt der Unglaube: eben er, der sich über die Alltäglichkeit, daß sie sich begebenheit einer Sache abspricht, wenn sie sich nur etliche Mal wiederholt, und ihr sonst die Regel nachweist, gerade über das Neue leicht außer sich und sinnet: Wunder! eben: Gestunden! wenn er sich auch darauf gefaßet macht, daß es gar nichts Besonderes gewesen. Eben darum, weil ihm das Unterscheidungsmittel des Gleichartigen fehlt, und er nicht vor Allem den einigen Urquell schöpft, von dem alles weiß oder minder Mäßiges, das ihn Unterschiede der Materie heraus, zudrucht, dieß sein gottliche und moralische Grundvorsatz, ist er den Täuschungen der Erscheinungswelt und dem Trugschlusse bey der analogen Erkenntnißvermögen unterworfen. Das heißt mit andern Worten, er urtheilt als Materialist, wenn er auch wirklich an Gott und Unsterblichkeit glauben sollte. Denn er weiß keine natürliche

Vorstellung von der sichtbaren Welt nicht mit seinem Glauben an das Unsichtbare in Verbindung zu setzen.

So wenig wir nun auch von dem, was über dem Naturleben waltet, und ihm die Bestimmung leiht, wissen, so ist uns doch die oberste Stufe der Leiter bekannt, welche in Gott ruht. Es ist der Geist-Schöpfer oder heilige Geist, das Ende und der Anfang der Wirkungen, von dessen siebenfachem Feuer die untergeordnete Kette der Wesen bis auf den Naturgeist und seine Stellvertreter Ursprung und Thätigkeit empfängt. In unvorstellbarer Allgegenwärtigkeit, ohne Zeit- und Raumschranke, bewegt diese rein übersinnliche Macht Alles, was wir in Zeit und Raum uns vorstellen, und vermag daher zu handeln über alle Vernunft, über all unser Wissen und Verstehen. Sie wirkt in unermeßlicher Zahl und unzähliger Einheit; sie durchdringt Welten und Geister mit ihrem Lebenslicht, und sammelt ihre Namen in ein einziges mächtiges Wort, das sie an den Boden des Throns schreibt, ihnen zur Dauer und dem Ewigen zum Lob.

Steffens.

I. Der Schneesturz in Grönland.

(1826.)

Mehrere Tage vergingen jetzt auf eine höchst angenehme Weise, die heitere Witterung, die stets wechselnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, versetzte die Reisenden in die freundlichste Stimmung. Je tiefer sie in den zwischen Inseln und Ufern des festen Landes hineinschneidenden Meerbusen kamen, desto höher, desto schroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwischen den Inseln, fuhren durch den äußerst schmalen Wegsund, der Sulöe von dem festen Lande trennt, und setzten jetzt ihre Reise südlich fort in den seltsamen Jörgensiord, einen gerade gegen Süden laufenden Meerbusen, hinein. Ihre Absicht war, einen Freund in Säeböe zu besuchen. Als sie durch die Mündung des Jörgensiord kamen, eröffnete sich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finstere Kanal schien sich immer mehr zu verengen, die steilen Ufer erhoben sich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel sahen sie große Schneeflocken, die niemals wegschmelzen. Diese Schlucht läuft drei norwegische Meilen (vier deutsche) in völlig gerader Richtung fort, so daß man diese große Strecke tief in den schauderhaften Kanal hineinblickt. Die westliche Seite ist furchtbar schroff, die östliche Seite zwar weniger; aber wilde Berggipfel erheben sich, bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothischer Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erstaunlichen Höhe. Als sie eben

in den Meerbusen tiefer hineinsegelten, ließ sich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fischer brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felsensturz, (et Snee og Steensfred) sein, sagten sie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie sahen von dem höchsten Gipfel eine dichte Schneemasse sich losreißen, im Herunterstürzen von der schroffen Wand ward sie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängstlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer seltsam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald rissen sich die Steine mit der Masse los, das tobende Geräusch steigerte sich, Steine warfen sich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöse, welches in der ganzen Schlucht vielfältig wiederhallte, stürzte die riesenhaft heranwachsende Masse in den Meeresbusen hinein, daß das Wasser hoch und schäumend in die Höhe spritzte. Noch ein Augenblick und ein völliges Stillschweigen herrschte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, sich trübe fortwälzten. Die Fischer nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünstig war. Oft ist dort eine völlige ängstliche Windstille, die Wasserfläche ist spiegelhell, in dem finstern Thale herrscht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben sich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den engen Felsenwänden, das Wasser kräuselt sich in kleinen, kurzen, schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die segelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in diesen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöse einen Steinsturz erwarten ließe. Die sogenannten Mehlstürze von losem Schnee sind die gefährlichsten. In einem Augenblick stürzen sie herunter, wälzen Häuser und Boote unwiderstehlich mit sich fort, und erzeugen heftige Windstöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängst-

licher Sorgfalt suchte man sich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die seltsame Beschaffenheit der westlichen Felsenwände. Unaufhörlich rieselt von der obern Schneedecke das Wasser die schroffen Wände herunter, und ein frischer lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber schwarze, kahle, mit losen, chaotisch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwischenwände, das Bild der wildesten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem diese milderen, anmuthigen Plätze. So wechselten schnell, unbegrenzt, dicht neben einander in scharfen Gegensätzen das freudigste Leben mit dem Tode.

Ist es nicht wie der Eingang zum Acheron? sagte Aamod. Alle Geister der Natur haben sich erhoben, diesen grausen Eingang zu bewachen, Luft und Wasser haben sich gegen die kühn Eindringenden verschworen, und selbst das starre Gebirge trennt, was seit der Urzeit zusammenhing, und schleudert dem Wanderer seine Steinmassen entgegen. Wenn hier Schnee und riesenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann sich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in sich birgt und es an solchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düsterer das Wasser, immer stiller und ängstlicher wurden die Reisenden, die furchtsam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und sie verschlingen würde. Aber nichts rührte sich, kaum ein lebendiges Wesen regte sich in dieser Stille. Die ruhigen Wellen schlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reisenden bei dem Freunde.

II. Ein norwegisches Gehöfte.

(1831.)

Das Thal war östlich von schroffen, mit düstern, hohen Tannen dicht bewachsenen Bergwänden begrenzt, westlich erhoben sich die Berge allmählig, mit zerstreueten Höfen bedeckt; ein länglicher Landsee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwischen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angestrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Uldnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachsenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am schmalsten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keineswegs bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meisten zeichnete sich ein großes, ansehnliches Haus mit seinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angestrichen, dicht an der schönen, großen Landstraße, die von Christiania nach Bergen durch die wildesten Gebirgsgegenden führt. Es bestand aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenster prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angestrichene Thüre war mit hellglänzendem Messinggriff geziert, und ein Gitter, von derselben reinlichen Farbe, schloß vor dem Hause einen kleinen jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landstraße reichte. Das schöne, heitere Gebäude würde selbst in einer großen Stadt eine ansehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche sich hinter dem Hause ausdehnten, zeichneten sich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Gesinde (Drengestuen) und ein eigenes, durch Steine und starke Pfosten

über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), bestimmt den Wintervorrath und das Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu schützen. Alle diese Gebäude umschlossen einen großen Hof und nach dem Landsee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob sich über demselben, dessen Urtafel mit den goldenen, von der Sonne bestrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze ansehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja lustigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Besitzers. Der frischgefallene Schnee, der klingende Frost, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein frisches, elastisches, reinliches Ansehen.

Jenseit des Sees erhoben sich die hohen, steilen Berge; die Tannen ragten stolz über einander hervor; ihre Zweige, schwer mit Schnee belastet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten sich lothrechte, schwarze Felsenwände, durch riesenhafte, in einander fließende Eisstalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Massen bis an die herunterhängenden Zapfen, so daß sie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das schwarze Gestein durchblicken ließen. Die gewaltigen Massen, von der Sonne beschienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerstreueten Bauernhäuser gehörten zu den ansehnlichern. Die meisten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Ansehen von Blockhäusern und die kleinen Fenster, mit grünen von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in diesen Wohnungen nicht zu suchen war.

Das stark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längs der Landstraße erhoben sich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachten-

den, daß die Vorzüge dieser Gegend schon in den frühsten Zeiten Bewohner hieher gelockt hatten; und wie durch diese Gräber an die heidnische Urzeit, so ward man durch die alte steinerne Kirche an die frühere katholische erinnert, und wohl mag dieses, von wilden, öden Gebirgen umschlossene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten stark bewohnt gewesen sein, wie jetzt.

III. Die Wunder der heiligen Geschichte.

(1831.)

Verhielten wir uns zu Gott, wie das Herz zum gesunden Leibe, dann würde keine Hingebung möglich, wir erkennten uns, als unmittelbar entsprungen aus seinem Wesen, unmittelbar zurückströmend in ihn, ewig seiend in unserer Art durch die Einheit der Gnade und der Opferung. Aber wir sind von ihm getrennt, und alle That ist mehr oder weniger ein Versuch, außer ihm zu sein. Die Liebe Gottes ruft uns zu ihm, und alle geschichtliche Entwickelung des ganzen Daseins ist von diesem Rufe durchdrungen. In der Geschichte muß daher der Punkt hell hervortreten, welcher allein eine unbedingte Hingebung fordern konnte. Rein unmittelbar, aus Gott erzeugt, wie das Herz aus dem ganzen Leben des Leibes, mußte die befreiende Gestalt selbst Gott sein. Nicht aus Gnade, sondern selbst die Gnade darstellend und verkündigend, mußte sie sich ganz opfern. Alles Hemmende, Verhüllende, Trennende, alle Schuld drängt sich an ihn, die Gewalt der Erscheinung mußte, was Erscheinung war, vernichten, das Vergängliche sich selbst zerstören — sein Untergang war der Sieg, sein Tod Leben und Auferstehung. Alle Schuld, die freie, selige Zukunft verkündigend, war vertilgt, und alle, die ihm zugehörten, und nur, wer ihm zugehört, waren versöhnt, wiedergeboren für das selige Leben.

Ich sah ihn wandern auf der Erde, lehrend, ermahnend, von Wenigen gefolgt, so lange er auf der Erde erschien, von

keinem begriffen. Trotzig tritt die Kraft, die Macht in der Geschichte hervor, sie unterjocht Völker, sie zertritt Geschlechter, über verstummende Geister, über zurückgedrängte Keime schreitet sie weg, ihr vergängliches Werk zu bauen. Was sie baut, stürzt zusammen. Er wandelte unbeachtet, unter einem verachteten Volke! und verkündigte, daß er gekommen sei, ein Reich zu gründen, welches nie vergehen werde — er fiel. Wer ihn sah, spottete des Ohnmächtigen. Fast sind zweitausend Jahre vergangen, und er hat dem Menschengeschlechte eine andere Richtung gegeben, jedem Gemüthe einen andern Grund, das Innerste des Daseins hat er umgewandelt, daß es den alten Zustand als ein Fremdes, fast Unzugängliches betrachten muß. Alles was wir sind, sind wir durch ihn geworden, unsere ganze Vergangenheit hat er erschaffen, unsere ganze Gegenwart ist von ihm erfüllt. Selbst, wer ihn schmäht, geht auf dem Boden, den er schuf, vermag ihm nicht zu entrinnen — und unter uns wandert sein zerstreutes Volk; als es versammelt war, den mächtigen Nachbarvölkern fast ein Geheimniß, jetzt sich eindrängend in alle Verhältnisse des geschichtlichen Lebens, um Zeugniß abzulegen für ihn. Und ihm sollte unsere Zukunft fremd sein?

Die Göttlichkeit seiner Lehre muß selbst derjenige anerkennen, welcher ihn nicht, sie nicht in ihrer Tiefe zu fassen vermag. Alle Kniee beugen sich vor ihm, selbst der widerstrebende Gegner muß ihm unwillig huldigen.

Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du mußt dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde dessen, der dir der geoffenbarte Gott ist, muß dir heilig, alles, was sich um ihn gestaltete, jede That, jedes Ereigniß dir heilige Wahrheit sein. Was du erst durch den Verstand fassen, ja selbst durch das höhere Denken begreifen willst, was eben deswegen erst Bedeutung erhält, wenn es durch dich bestätigt ist, vernichtet das Wesen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du bist wieder auf dem Standpunkte, den du verlassen willst. Ein

jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; alle müssen vernichtet werden, oder alle haben gesiegt.

Was mich sonst abstieß, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was sonst die furchtbarsten Zweifel, die ich nicht abzuweisen vermochte, erzeugte, das mußte ich jetzt fordern, es war mir unerläßliche Bedingung.

Wer kennt nicht jene, wie es scheint, unüberwindliche Schwierigkeit, die sich jedem, besonders bei der jetzt herrschenden Ansicht des Lebens, unwillkührlich aufdrängt, wenn er die Geschichte des Heilandes als wirkliches Ereigniß annehmen will? Welch' eine Mischung von hoher Weisheit, die wir staunend anbeten müssen, und der widerwärtigsten Ungereimtheiten! sagte der redliche Rousseau. Jene Wunder, die sich häufen, dicht neben den hellsten Ansichten, Licht der erhabensten Vernunft, und Finsterniß des beschränktesten Aberglaubens in unerträglicher Mischung. Dichter halfen sich mit der dämmernden Welt der Mythen, die eine phantastische Wahrheit hatte; Philosophen stellten den Heiland als Mittelpunkt ihrer Idee'n hin, die über alle Erscheinungen und ihre Täuschungen erhaben sind; Nüchterne leugneten alles und legten jene Mischung des Widerwärtigsten dem Heilande selbst bei, ihn unbedenklich als gutmüthigen Betrüger darstellend, oder sie glaubten milder, daß die Größe seiner Erscheinung die Fiction einer Wunderwelt um ihn erzeugte, das Produkt beschränkter Bewunderer. Fast alle waren einig, und sind es noch, die Wenigen, welche mit kindlichem Vertrauen an die Wirklichkeit der Wunder glaubten, als Beschränkte zu bemitleiden, oder als Heuchler zu verachten. So unmöglich schien es unseren Tagen, so seltsam, die Wunder des Heilands als geschichtliche Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Naturforscher, die Strenge ihrer Untersuchungen, die besonnene Erwägung aller Verhältnisse, um Täuschungen zu vermeiden, die immer wiederkehrenden Zweifel, bevor man irgend ein bis dahin unbekanntes Verhältniß, irgend eine neue Erscheinung als Thatsache gelten läßt, ist mir wohlbekannt, und

ich ehre sie. **Ich selbst nehme nichts als Thatsache an, was** sich nicht als Beobachtung bei wiederholter Forschung, auf die nemliche Weise unzweifelbar darstellt, was sich nicht als Versuch, genau unter den nemlichen Verhältnissen, mit Sicherheit auf die nemliche Weise hervorbringen läßt. Es ist bekannt, daß die Naturwissenschaft unserer Tage ihre höchste Zierde und ihren eigenthümlichsten Besitz diesem besonnenen Wege, der sich so sehr von dem unsichern, phantastischen früherer Zeiten unterscheidet, und ihre ganze Ausbildung verdankt, daß durch ihn ihre große Entdeckungen erst möglich wurden.

Dessen ungeachtet finden wir eine Richtung des allgemeinen Daseins, die sich diesem strengen Gesetze der Erscheinung nicht fügen will, jenes schlechthin Unerklärbare, Wundervolle, wo es sich zeigt Willkührliche und Gesetzlose, das, wenn es da ist, uns mit Grauen erfüllt, und dennoch von unserem innersten Wesen gefordert wird. Der Naturforscher hat Recht, wenn er es abweist, denn sein ‚sicherer Standpunkt ist der der gesetzmäßigen Erscheinung, selbst dann, wenn diese im höheren Sinne gedeutet wird. Dieses schlechthin Unerklärbare ist so innig mit der menschlichen Natur verbunden, daß es zu jeder Zeit, wenn auch in verschiedener Form, wiederkehrt, und von umsichtigeren, in sich klareren Naturen abgewiesen, sich immer von Neuem aufdrängt. Von jeher stand es mit der religiösen Ueberzeugung in genauer Verbindung und trug das Gepräge des herrschenden Glaubens. Wo sich die Religion in die Sinnlichkeit der gegenwärtigen, herrschenden Entwickelungsepoche verlor, wurde der Sinn der Menschen von diesem Räthselhaften so gefangen genommen, daß der geordnete Zusammenhang der Erscheinung in einem fernen Nebel verschwand, während das Unbestimmte, Grenzenlose eine täuschende Bestimmtheit annahm und die Menschen verlockte.

So erschienen Vogelflug, rauchende Eingeweide, dunkle Orakel in der alten Welt, so die Legenden und ihre Wunder im Mittelalter, die grauenhaften Hexengeschichten im siebzehnten Jahrhunderte, und Tellurismus, Clairvoyance und Wunderkuren

in unseren Tagen. Gespensterhaft erscheint uns, dieser Neigung hingegeben, das Dasein, d. h. schwebend in der unbestimmten Mitte zwischen unabwendbarer Täuschung und zweifelhafter Wahrheit. Wer in bestimmten Fällen Erscheinungen solcher Art Glauben beimißt, wird albern, beschränkt, abergläubisch genannt, mit Recht; und wer den Grund derselben abzuleugnen wagt, wird dennoch nüchtern, geistlos, flach genannt, wieder mit Recht.

Ich scheute mich nie, diesen Erscheinungen nahe zu treten; von dem Dorfschulzen in Schlesien bis zu dem Fürsten von Hohenlohe, von Mesmer bis zu der Seherin von Prevorst, blieb mir keine Aeußerung dieser Richtung fremd, selbst der Tellurismus beschäftigte mich eine Zeit lang. Ich erkannte den Grund, aber der Nüchternste war kein strengerer Zweifler, als ich, wenn es darauf ankam, einzelne Erscheinungen zu prüfen. Ich überzeugte mich, daß nie die letzte Spur von Täuschung verschwand, daß man nie ein entschiedenes Resultat gewann, oder höchstens innerhalb enger Schranken, die sich freundlich an — klar erkannte, durch die, wenn auch verborgene, Ordnung der Natur begründete Thatsachen anschließen ließen. Alles Ueberschwengliche blieb nächtlich, finster, unbestimmt, für die Dichtkunst, die jenes Verhüllte in einer höhern Darstellung gleichsam durchsichtig machen kann, aber nicht für ein wahres Erkennen, fruchtbar und gedeihlich.

Und dennoch konnte ich den Grund aller dieser Erscheinungen nicht ableugnen; so ursprünglich, wie das Menschengeschlecht, ist er in seiner innersten Natur gegründet, und ruht in jener tiefen Vereinigung aller Richtungen des ganzen ungetheilten Daseins. Wie kann das ein Unwahres sein, was der dichterischen Darstellung ihre höchste Bedeutung verleiht? Aber hier gewinnt es nur eine gesonderte Wahrheit, nur innerhalb der Grenzen der Darstellung gilt sie. Wie erhält es eine allgemeine Geltung? Giebt es irgend einen Punkt des Daseins, wo es so hervortritt, daß es anerkannt werden muß, ohne daß die heitere Ordnung der Erscheinung, die das Erkennen trägt, zerstört

wird? Wäre ein solcher Punkt vorhanden, so müßte von diesem aus das verständige Erkennen gefördert, nicht gehemmt erscheinen.

Ich überzeugte mich bald, daß dieses unerklärbare — dieser nie aufgehende Rest des Lebens, auf die herumschweifenden Keime der jenseits aller Erscheinung liegenden Entwickelung des gesammten Daseins deute, die, eben, weil sie von dieser gefangen, weil sie in den innern Kampf derselben hineingezogen sind, keinen Mittelpunkt einer klaren Enthüllung finden können, und ewig schwebend zwischen Täuschung und Wahrheit, die Menschen auf eine fortdauernd unbestimmte Weise zugleich anziehen und zurückstoßen müssen. Daher die unergründliche Gewalt des Wunderbaren und der Mangel an Befriedigung, daher die grenzenlose Verwirrung, die so Verstand wie Vernunft gefangen nimmt, daher besonders in unseren Tagen die seltsame Entflammung, die allgemeine, krankhafte Anziehung, die das Wundervolle erzeugt, wenn es in irgend einer neuen Form hervortritt, die ungemessene Hoffnung, welche es erregt, und die nüchterne Leerheit, die es hinterläßt, wenn es bald verschwindet, um einer anderen Täuschung ähnlicher Art Platz zu machen. Während die Wissenschaft, verhüllt in Irrthümer mancherlei Art, in Abweichungen, deren Verirrung man erkennen muß, dennoch einen gediegenen Kern, einen fruchtbaren Keim steter Entwickelung enthält, welchen folgende Geschlechter als ein anvertrautes Gut immer weiter fördern, daß man den leitenden Gang einer höheren Intelligenz in diesem fröhlichen Fortschreiten nicht zu verkennen vermag, lassen jene Erscheinungen nur das Gefühl der Schaam zurück, spätere Geschlechter fühlen sich, wie von einer lähmenden Krankheit geheilt, wenn sie irgend eine Form des Aberglaubens überwunden haben, um sich leider durch eine neue Form immer wieder irre leiten zu lassen.

Muß es nicht, schon bei dieser Betrachtung erwünscht scheinen, einen sichern Mittelpunkt für diese herumschweifenden, irreleitenden Keime zu finden — beruhigend sein, von dieser hellen Stätte des Wunders in die aufgeschlossene Zukunft zu blicken,

anstatt, unstät zu immer neuen Täuschungen verlockt, in nächtlicher Verwirrung herumzutappen?

Bietet denn die Erforschung der Natur selbst nicht Betrachtungen dar, die uns leiten können? Ist nicht das Leben von dem Todten völlig getrennt, daß kein Uebergang irgend einer Art aus diesem in jenes zu finden ist? Vergebens suchen die Naturforscher, von den strengen Gesetzen des allgemeinen Lebens — gewöhnlich des Todten genannt — hingerissen, aus diesen das besondere Leben zu begreifen; sie sind gezwungen, eine neue Welt, deren Ursprung in den Urtiefen der Schöpfung gesucht werden muß, anzuerkennen, wenn sie diese geweihte Stätte betreten. Andere Gesetze herrschen hier, das Lebendige ist dem Todten ein Räthsel, ein Wunder — es entwickelt sich nach eigenen Gesetzen mit der Erde zugleich, und alle Entwickelungsstufen, der früheren Hemmungen entbunden, ordnen sich um die Gestalt des Menschen, daß diese als die ordnende Macht erscheint. Aber der Mensch ist nicht allein sich selbst, er ist auch der Thierwelt ein Räthsel, und denken wir uns eine Zeit, in welcher er noch nicht da war, dann mußte der Keim, welcher seine Schöpfung verbarg, einer anschauenden Intelligenz, als ein fremdes, der damaligen Entwickelungsstufe schlechthin Unbegreifliches erscheinen. Und wir sollten glauben, daß die schöpferische Kraft, welche die Gewalt der verhüllenden Erscheinung brechen, die jede Persönlichkeit in dem innersten Mittelpunkte ihres ewigen Daseins befreiend ergreifen, die eine neue Zeit inniger Befriedigung und Seligkeit vorbereiten sollte, aus dem begriffen werden könnte, dessen Gewalt sie vernichten will? So gewiß, wie das Leben nicht aus dem Todten, der Mensch nicht aus dem Thiere, so gewiß kann die ewige Persönlichkeit nicht aus der irdischen ergriffen werden, die enthüllte Natur Gottes, die neue Welt, nicht aus der verhüllten — wo sie hervorbricht und offenbar wird, ist sie nothwendig ein Wunder, und zwar in allen ihren Aeußerungen. Ja, bis in die kleinsten Kreise gilt das nemliche Gesetz. Eine jede neue, fruchtbringende Idee,

die in der Seele eines Menschen laut wird, ist zwar vorbereitet durch Fleiß und Mühe, bildet sich zwar lebendig und entwickelnd in das fortschreitende Leben des Geistes hinein, entsteht aber, wird erzeugt, ohne Verbindung, aus der Tiefe des Geistes, einem Wunder ähnlich.

Vermöchtet ihr alles zu fassen, die völlige Tiefe der Offenbarung, die uns durch den Heiland geworden ist, ihr würdet eine andere Welt für sie fordern. Aber ihr habt seine Lehre, seinen göttlichen Geist zu euch herabgezogen — wenn auch bewundernd, ihn als den Einzigen unter euch preisend — und so war es freilich eine Thorheit, für einen Geist, der derselben Art war, wie eurer, eine Natur anderer Art zu fordern.

Wir aber, die in ihm Gott selbst erkennen, sehen die Vergangenheit und Zukunft der Geschichte, Anfang und Ende der Welt sich in der Offenbarung begegnen, welche wir die allein heilige nennen; eben deßwegen enthüllt sie den verborgenen Mittelpunkt einer jeden Persönlichkeit, in ihrer Nichtigkeit oder Wahrheit, eben deswegen hat sie die Geschichte umgestaltet, wird eine neue unvergängliche Welt aus dieser vergänglichen erschaffen, und vernichtet, tödtet fortdauernd in uns alles Irdische und Sterbliche, um den Keim der Unsterblichkeit, inmitten der Welt der Erscheinung, als das eine höhere Entwickelnde zu erzeugen und zu erhalten, damit wir der Nichtigkeit entnommen, wieder geboren werden für jene.

Die Philosophen dürfen über die Beschränktheit verachtend lächeln, wenn die Einwürfe, welche von dem Standpunkte des sinnlich reflektirenden Verstandes ausgehen, gegen sie laut werden — und mit Recht; die Dichter dürfen vornehm fordern, daß wir unseren gewöhnlichen Ansichten von der hemmenden Wirklichkeit, von dem Geringen der Gesinnungen, ja von der Sittlichkeit im beschränkten Sinne, entsagen sollen, um die Wahrheit dessen zu genießen, was sie uns bieten, und wahrlich — auch diese mit Recht; und dennoch wagt ihr es, das, was die vorübergehende Sitte der Zeit entwickelt hat, Begriffe, die durch Erzie-

hung entstanden, durch Uebereinkunft herrschend geworden sind, deren Gestaltung ihr in der nächsten Zukunft selbst nicht zu fassen vermögt — mit flachem Spott hinüber zu tragen auf die geheiligte Stätte, die alles, was die Zeiten erzeugten, was der Mensch denken mag, alles, was das Menschengeschlecht Großes und Herrliches gethan hat und thun wird, überragt, um es einst nach einem ewigen Maasstabe zu richten.

Von dem Geiste erzeugt, von der Unschuld geboren, erschien der Herr auf der Erde — das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Was er lehrte, war die großartigste Andeutung; die Verkündigung seiner Herrlichkeit, und die der Zukunft, war die Macht, durch welche er die Schranken des erscheinenden Denkens durchbrach; was er that, entsprang aus der Gewalt, mit welcher er die Macht der erscheinenden Natur überwand. Daher legten seine Wunder, wie seine Lehre, Zeugniß von ihm ab; das Volk kannte, seine Jünger verstanden ihn nicht. Aber eine Ahndung der Erfüllung aller Weissagungen, das Reifwerden der Pflanze, die gesäet war, seit Abraham, die unscheinbar sich entwickelt hatte, der Welt und sich selbst unbekannt, durchdrang das erwählte, den eigenen Geist verkennende Geschlecht. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß das Waizen„korn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es „aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." Als er starb, verlor die Erscheinung ihre Gewalt da zerbarst die Hülle, die den Tempel des Herrn dem Menschengeschlechte verbarg, da öffneten sich die Vorhallen der heiligen Zukunft.

Das tiefste, nächtliche Geheimniß alles Daseins trat hervor, als er sich am Kreuze von Gott verlassen fühlte. Er war es nicht, der diesem Gefühle unterlag — er überwand den Tod, als er ihm zu unterliegen schien — es war das Wehklagen aller Erscheinung, die, als seine verschwand, ihr inneres Grauen erkannte; es war ein Aechzen aus den tiefsten Gründen der Schöpfung, daß die Erde bebte und die Todten sich in den Gräbern bewegten. So mochte in den Urzeiten der gebundenen

Schöpfung jede Entwickelungsepoche zu einem höhern Daſein mit Untergang droh'n, ſo verkündigte jener ſchmerzhafte Ruf den Untergang der alten Welt, und tönte in Jahrhunderten der Verwüſtung nach, ſo liegen noch immer Verzweiflung und ſelige Hoffnung dicht neben einander in jeder ringenden Seele, ſo deuten furchtbare Zerſtörungen und der Schmerz des Irdiſchen weiſſagend auf die Zukunft des Herrn.

Aber er hat geſiegt, indem er unterlag. Der Erſtling der Auferſtandenen öffnete eine neue Welt, eine geiſtige, aber alles Geiſtige iſt Leib und Seele in unzertrennlicher Einheit. Mit ihm fing die Kirche an, ſein Reich war gekommen, die Zukunft in die Gegenwart geſäet, daß ſie wachſe und reif werde.

Den Auferſtandenen predigten alle Apoſtel, die Auferſtehung war der Angelpunkt ihrer Verkündigung.

Hingeben ſollſt du dich ganz, dich deiner entäußern. „Wer „ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer ſein Leben „auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben.“ Der Gegenſtand dieſer Hingebung, dieſer Entäußerung, dieſer grenzenloſen Liebe iſt er — der Auferſtandene — er iſt der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, ſondern eines neuen Lebens — er iſt das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung. Das Auge des Menſchen, wie das Ohr, iſt gebunden durch die niederen Sinne — dennoch vermag das Auge das Unendliche, das Univerſum zu ſchauen, und in jeder beſondern Form die innere Unendlichkeit als Schönheit, und das Ohr vernimmt die unendliche Deutung des Wortes und die innere Unendlichkeit harmoniſcher Töne. Die Geſtalt iſt gebunden durch die ſinnliche Erſcheinung, durch niedere Luſt und enge Sorge, aber dennoch kann ſie in Augenblicken des höhern Entzückens, in Momenten eines höhern Daſeins verloren in ein himmliſches Schauen, befreit durch eine Geſinnung, die alles geringere abweist, wie verklärt durch die Hülle blicken und ſich vorübergehend offenbaren — der auf kurze Zeit entfeſſelte Engel in uns. So ſchlummert der Keim eines höheren Daſeins in

unſerer Geſtalt, daß wir erfahren, wie wir erſchaffen ſind in dem Bilde Gottes.

Es war der Segen aus der ſchönſten Zeit meiner Kindheit, daß mir die perſönliche Unſterblichkeit das urſprünglich Gewiſſeſte war mein ganzes Leben hindurch. So wie das Erkennen einen höhern Standpunkt, einen feſteren Boden gewann, brach dieſe Gewißheit mit immer ſiegreicherer Stärke hervor und wurde die Trägerin alles deſſen, was ich erkannte und lehrte. Die Natur ſucht, durch alle ihre Bildungen die höchſte Individualität — den Menſchen — in ſeiner reinſten Perſönlichkeit der freie Mittelpunkt der Welt, der Prieſter der Natur: ſo begrüßte ich das Unſterbliche in uns zuerſt. Was andere durch die Vermittelung der Gedanken ſuchen und zweifelnd feſthalten war mir unmittelbar gegeben, das Gewiſſen war mir dasjenige was auf dieſes ſchlechthin Gewiſſe in uns deutete. Es war nicht die Sittlichkeit allein, als ein Abſtraktum von Pflichten und Tugenden, die man zu erringen ſtrebt, mühſam und dennoch unſicher zu erwerben ſucht, es war nicht das Erkennen allein, welches aus dem Bewußtſein entſprungen, zu vermitteln ſucht, was ſich nie vermitteln läßt, wenn es nicht urſprünglich vermittelt iſt — es war das ganze, ungetheilte Daſein, die Perſon, mit ihrer Welt, Erkennen und Handeln, Seele und Leib, geſundes Leben, welches nie ſtirbt. Ich nannte es die Urgeſtalt, die in uns verhüllt iſt; ſie war es, die ich in ihrer reinen Form ſchauen, erkennen, lieben wollte.

Ich ahndete, daß der Heiland der Mittelpunkt aller dieſer ewigen Geſtalten war, aber die völlig unbedingte Hingebung verlieh mir erſt die unendliche Gabe. „Und alles, was mein iſt, das iſt dein, und was dein iſt, das iſt mein, und ich bin in ihn verkläret," ſprach er.

IV. Steffens mit Tieck.

(1799 und 1841.)

Hier in Dresden, traf ich nun Tieck mit seiner Familie. Er hatte sich da niedergelassen, und auch Friedrich Schlegel hielt sich bei seiner Schwester auf, die an einen sächsischen Hofbeamten, Ernst, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und also achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, schön, mit Augen, deren geistige Gewalt und wunderbare Klarheit selbst das Alter bis jetzt nicht zu besiegen vermochte. In allen seinen Bewegungen herrschte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; seine Sprache entsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig. Er schreibt kaum schöner, als er spricht. Es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Persönlichkeit, die mächtiger wäre, als seine. Ich habe ihn kaum jemals heftig gesehen. Seine Gespräche faßten den Gegenstand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umsichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthusiasmus, durch welchen die Darstellung selbst eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenstande, aus seiner lebendigen, geistigen Bedeutung, als aus ihm zu entspringen schien. Er selbst hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreisen das geistig und dichterisch Bedeutendste mit vornehmer Geringschätzung behandeln sah, wenn man besonders das Vorzüglichste, wodurch Göthe sich auszeichnete, verächtlich besprach, er sich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er versicherte, daß er erblaßte; aber er schwieg, wo ich, wie ich es gestehen muß, unbesonnen mich geäußert haben würde. Ich habe seine erklärtesten Feinde ihm gegenüber gesehen, jedesmal von seiner siegreichen Persönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß diese, so leicht zugänglich, sich so liebenswürdig-

hingebend, eben so großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie seine Schriften. Was er mir geworden ist, kann ich nach einer innigen, verwandtschaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Verhältnissen, selbst nachdem wir über das Wichtigste verschieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weise darstellen. Wenn er aber Gegenstände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakspeare, wohl auch über Holberg, sprach, so theilte er alle seine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine schriftstellerische Thätigkeit und wie reich und umfassend er als Dichter auf seine Zeit einwirkte, ist neulich auf eine so meisterhafte Weise auseinandergesetzt, daß ich auf diese Darstellung hinweisen kann. Sie ist in dem Aufsatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt, enthalten. Aber viel jüngere Dichter sind durch die Spolien seiner Gespräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben sich ihm feindlich gegenübergestellt, und wenn ihre Angriffe eine leise Ahnung von Geist enthielten, so entsprang diese aus dem geraubten Schatze, den sie freilich nicht in seinem Reichthum zu benutzen verstanden. Von mir muß ich das Geständniß ablegen, daß mehrere Ansichten, die ich auch wohl öffentlich aussprach, mir ihrem Ursprunge nach zweifelhaft geworden sind. Ich weiß nicht, ob ich sie mir selber, oder seinen reichhaltigen Gesprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit seines Körpers geraubt hatte, war seine wechselnde und reiche Mimik eben so bewunderungswürdig wie die Fleribilität seiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen seyn; und selbst jetzt in seinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle sitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuosität ein Drama vorträgt, ist es mir, als wäre die Schauspielerkunst in ihrer höchsten Bedeutung, während sie auf der Bühne nur

noch ein zweifelhaftes und schwaches Dasein fristet, an diesen Stuhl des alten Mannes gefesselt.

Es war der Geburtstag seiner Frau. Tieck war besonders heiter gestimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauspiel, und zwar allein alle Rollen darstellen. Aber dieses sollte erst erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich schlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzustellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang-Outang die nämliche Person wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung seiner Laune keine günstigere Wahl treffen.

Tieck entfernte sich etwa eine halbe Stunde. Die Zuschauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen sitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere stellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog gesprochen hatte, in eine große Handelsstadt versetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs-Kapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus seinem Gespräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien-Cabinet besaß und von einer leidenschaftlichen Sammlerlust ergriffen war, eine Menge Naturseltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wissen," fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein solcher Kosmopolit ist, wie sonst?" Während er so auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchst trübselig aussieht. Sie erkennen sich, und der Capitän frägt, was ihn so armselig stimme. „Bist du vielleicht verliebt?" und der Liebhaber des Stückes gesteht es. Der Capitän erfährt nun, daß sein Freund eben die Tochter des überschwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber stellt sich entschieden gegen diese Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er schlägt dem unglücklichen Liebenden vor, sich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikanische Societät sorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang-Outang vorstellen zu lassen. Die Scene verändert sich. Wir sehen den Capitän mit dem Alten

im Geſpräch. Der luſtige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt-Gegenſtand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erſtaunen des Alten von dem pädagogiſchen Inſtitute in Sierra Leona zu ſprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer ſeine aufklärende Erziehung zu beſchränken ſuchte. Man hätte glückliche Verſuche mit allen europäiſchen Gemüſen angeſtellt; man wollte nun ſehen, wie weit die herrliche und europäiſche Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei dieſen wichtigen Verſuchen ſich nicht an den ſogenannten Menſchen binden. In den Wäldern liefen unraſirte Geſchöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie ſchnupften; man hatte ſie dazu gebracht, was mit den Negern nur ſehr ſchwierig gelang, ſich anſtändig auf Stühle niederzulaſſen und Meſſer und Gabeln zu gebrauchen. Camper hatte bewieſen, daß ihre Kehle vollkommen geſtaltet wäre wie die menſchliche; alſo müßte die Sprache gebunden in der Kehle ſtecken, man dürfe ſie nur löſen. Es war allerdings ein mühſames Geſchäft; man konnte nicht läugnen, daß die meiſten Verſuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Beſtien ſich faſt benahmen, wie unſer Volk, wenn man ſeine Poeſie und Religion ihm rauben will, um es mit der neueſten Aufklärung zu füttern; eben ſo widerhakig, eben ſo halsſtarrig. Aber mit einigen von dieſen Zöglingen gelang es doch, und er habe ein ſolches Muſter-Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der ſo eben aus dem Orang-Outang-Gymnaſium entlaſſen, ſeine Examina ruhmvoll beſtanden habe, mitgebracht. Ein höchſt verſtändiger junger Mann. Zwar ſteckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorſchein: von der menſchlichen Glückſeligkeit, von Akazien-Pflanzungen, Cichorien-Zucht, und was ſonſt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt ſeinen natürlichen Pelz laſſen müſſen. Ein Ober-Sanitäts-Collegium in London ſolle erſt beſtimmen, in wie fern man ihn raſiren dürfe, ohne ſeiner

Gesundheit zu schaden. Indessen könnte er sich zeigen, und wäre hinlänglich bekleidet, um in einer anständigen Gesellschaft von aufgeklärten Männern zu erscheinen, die frei genug dächten, um sich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abschrecken zu lassen. Man gründe auf diesen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er solle in London die glücklich angefangene Bildung fortsetzen, um dann als aufgeklärter Volks-Erzieher alle Orang-Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geist einzufangen und zu zähmen. Dieser Orang-Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas seltsam, und, sagte der Capitain, wer nicht so vorurtheilsfrei wäre, wie sein Freund, dem würde er auffallen, durch seinen natürlichen Pelz wie durch seine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches, weiches Herz, ergieße sich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebue'schen oder Iffland'schen Stücke vorlese, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerstrebenden Natur überwunden hatte und die sogenannte Menschheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern schien. Der verkleidete Liebhaber erschien nun, sprach wenig, halb brummend, aber seine Rede war voll der vortrefflichsten Gedanken, durchaus sententiös und sentimental. Nachdem er sich entfernt hatte, ergoß sich der alte Herr in die übertriebensten Lobsprüche. Er erwartete von dieser Erscheinung eine bedeutende Epoche in der Geschichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die sogenannte Thierheit erwarten, wenn solche gebildete Stämme sich lehr- und geistreich über ihren früheren Zustand äußerten. Könnte nicht ein solcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Instinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere besitzen, die Menschen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitän es wagen, seinem Freunde einen Vorschlag zu machen, bei welchem dieser freilich anfänglich stutzte.

„Geben Sie Ihre Tochter dieſem ausgezeichneten Orang-Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reiſe in großen Städten viele Frauen geſehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine ſtille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen ſchien, was eines dieſer bezaubernden Geſchöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter ſah, rief er entzückt und vom tiefſten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geſchöpf! Die Erſchütterung löste eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Geſicht verklärter. Ohne allen Zweifel iſt ihre Tochter beſtimmt, die geiſtige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weiſſagung aus ſo vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem geſunkenen Geſchlechte darſtellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte ſie zu widerlegen. „Sie ſelbſt,“ rief er aus, „würden unſterblich; die erſtaunliche Epoche, welche die Geſchichte erlebte, würde ſich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beſchwöre Sie, theuerſter Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich ſein, wenn ſie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einſieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Geſinnungen, die in unſeren Tagen ſich in der gebildeten Menſchheit zeigen, vereinigt.“ Es iſt mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darſtellung durchdrang. Unſre Luſtſpieldichter könnten ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Luſtſpiele einen ſolchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie ſich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann ſich denken, wie das Stück endigt; die Tochter ſträubte ſich, gab endlich nach,

Digitized by Google

und der Liebhaber verwandelte ſich in der That, nachdem die Ehe geſchloſſen war, aber auf eine Weiſe, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indeſſen nach, konnte aber die frühere Vorſtellung nicht ſo bald los werden, und nannte unwillkührlich ſeinen aufgedrungenen Schwiegerſohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches geſehen. Alle Perſonen ſtanden lebhaft vor uns. Der Fluß des Geſprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Perſonen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in ſeiner Jugend, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit war.

Dieſes Stück ward einigemal in engeren, freundſchaftlichen Kreiſen wiederholt, aber jetzt in Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das ſeltſame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote ſtanden und das leere Pathos, mit welchem ich ſie vortrug: doch machten dieſe Vorſtellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir ſahen uns alle Tage. Was mir dieſe Zeit geworden, iſt ſchwer zu ſagen; denn der geiſtige Einfluß eines ſo bedeutenden Mannes läßt ſich nicht als etwas Vereinzeltes oder Geſondertes darſtellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenſte Natur. Wir fühlen uns nicht gefeſſelt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entſpringt aus uns ſelbſt, und je mächtiger der Einfluß iſt, deſto freier und ſelbſtſtändiger fühlen wir uns. Die Kunſt ſchloß ſich mir in dieſer Geſellſchaft reicher auf; ich lernte das Urſprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten, die

Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart, und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Tieck.

I. Elfenwunder.

(1811.)

Wie war Marie verwundert. Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kind, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommst du uns auch einmal zu besuchen? sagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet. — So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, sagte Marie, wie Andrés immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, sagte die wunderbare Kleine, es soll dir schon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommst du noch früh genug zurück.

Da nimm, und iß! — Marie aß, und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andrés, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. Schönste Dame, sagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen sie mich hier behalten. Du weißt, Zerina, sagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich erst fragen sollen. Ich dachte, sagte das glänzende Kind, weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.

Nein, ich will hier bleiben, sagte die Fremde, denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist es nicht so herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: ich will immer bei euch bleiben und ihr sollt meine Schwestern sein, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen, sagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Saamenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch

Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder und andre erschienen an ihrer Stelle. Jetzt, sagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. Fasse dich fest mit mir, sagte sie, und Maria schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andre Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und

auszuhauchen, ſo daß man wechſelnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, ſo wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdiſches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelſteine von allen Farben funkelten dazwiſchen. Wunderſame Gefäße ſtanden an den Wänden umher, alle ſchienen mit Koſtbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Geſtalten gearbeitet und ſchimmerte in der freundlichſten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beſchäftigt, die Stücke aus einander zu ſuchen und ſie in die Gefäße zu legen; andre, höckricht und krummbeinigt, mit langen rothen Naſen, trugen ſchwer und vorn über gebückt Säcke herein, ſo wie die Müller Getraide, und ſchütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann ſprangen ſie ungeſchickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die ſich verlaufen wollten, und es geſchah nicht ſelten, daß einer den andern im Eifer umſtieß, ſo daß ſie ſchwer und tölpiſch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Geſichter und ſahen ſcheel, als Marie über ihre Geberden und Häßlichkeit lachte. Hinten ſaß ein alter eingeſchrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernſtem Kopfnicken dankte Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge ſchienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und ſeinen Winken zu gehorchen. Was gibt's wieder? fragte er mürriſch, als ihm die Kinder etwas näher kamen. Marie ſchwieg furchtſam, aber ihre Geſpielin antwortete, daß ſie nur gekommen ſeien, ſich in den Kammern umzuſchauen. Immer die alten Kindereien! ſagte der Alte; wird der Müſſiggang nie aufhören? Darauf wandte er ſich wieder an ſein Geſchäft und ließ die Goldſtücke wägen und ausſuchen; andre Zwerge ſchickte er fort, manchen ſchalt er zornig. Wer iſt der Herr? fragte Marie; unſer Metallfürſt, ſagte die Kleine, indem ſie weiter gingen.

Sie ſchienen ſich wieder im Freien zu befinden, denn ſie ſtanden an einem großen Teiche, aber doch ſchien keine Sonne,

und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr ämsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Diese Wasser rechts, sagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht alles so frisch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andre hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wieder; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thüre that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. Geht es recht lustig zu? fragte Zerina. Sie sind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und so freudig, wie man sie nur sehn kann, aber die Wärme ist äußerst angenehm.

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten

das fremde Kind an, und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen, aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, sagte sie, die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus, und spielen mit uns? Wie du in der Luft lebst, sagte jene, so müssen sie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehen neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.

Hier hatte sich die Scene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still und die Kinder schliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort aussehen mag. Gern, sagte Zerina, so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir innerhalb dieses Gartens so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist? Ich weiß nicht, antwortete die Freun-

bin, wie es zugeht, aber es ist so. Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Rockelor hervorstarrten, wehten und fächelten sie unabläßig. Ich möchte lachen und mir graut, sagte Marie. Diese sind unsre guten fleißigen Wächter, sagte die kleine Gespielin, sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.

Aber wer seid ihr denn, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, oder habt ihr keinen Namen woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, sagte das freundliche Kind, man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannichfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf

eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so helleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückung weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seid ihr alle so in Freude? fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. Der König kommt! sagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königes gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und

erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königes ist dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang; du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind, sagte sie: der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich.

II. Die Kunst zu speisen.

(1812.)

Gewiß, sagte Lothar, ziemt einem gebildeten Menschen nichts so wenig, als ungeschickt zu essen, denn eben, weil die Nahrung ein Bedürfniß unserer Natur ist, muß hiebei entweder die allerhöchste Simplizität obwalten, oder Anstand und Frohsinn müssen eintreten und anmuthige Heiterkeit verbreiten.

Freilich, sagte Ernst, stört nichts so sehr, als eine schwankende Mischung von Sparsamkeit und unerfreulicher Verschwendung, wie man wohl mit vortrefflichem Wein zum Genuß geringer und schlecht zubereiteter Speisen überschüttet wird, oder zu schmackhaften leckern Gerichten im Angesicht trefflicher Ge-

schirre elenden Wein hinunter würgen muß. Dieses sind die wahren Tragikomödien, die jedes gesetzte Gemüth, das nach Harmonie strebt, zu gewaltsam erschüttern. Ist das Gespräch solcher Tafel zugleich lärmend und wild, so hat man noch lange nachher am Mißton der Festlichkeit zu leiden, denn auch bei diesem Genuß muß die Schaam unsichtbar regieren, und Unverschämtheit muß in edle Gesellschaft niemals eintreten können.

Dazu, sagte Anton, gehört das übermäßige Trinken aus Ambition, oder wenn ein begeisterter Wirth im halben Rausch zu dringend zum Trinken nöthigt, indem er laut und lauter versichert, der Wein verdien' es, diese Flasche koste so viel und jene noch mehr, es komme ihm aber unter guten Freunden nicht darauf an, und er könne es wohl aushalten, wenn selbst noch mehr darauf gehen sollte. Dergleichen Menschen rechnen im Hochmuth des Geldes nicht nur her, was dieses Fest kostet und jeder einzelne Gast verzehrt, sondern sie ruhen nicht, bis man den Preis jeden Tisches und Schrankes erfahren hat. Wenn sie Kunstwerke oder Raritäten besitzen, sind sie gar unerträglich, und ihr höchster Genuß besteht darin, wenn sie in aller Freundschaftlichkeit ihren Gast können fühlen machen, daß es ihm, gegen den Wirth gerechnet, eigentlich doch wohl an Gelde gebreche.

Das führt darauf, fuhr Lothar fort, daß, so wie in den Gefässen und Speisen Harmonie seyn muß, diese auch durch die herrschenden Gespräche nicht darf verletzt werden. Die einleitende Suppe werde, wie schon gesagt, mit Stille, Sammlung und Aufmerksamkeit begleitet, nachher ist wohl gelinde Politik erlaubt, und kleine Geschichtchen oder leichte philosophische Bemerkungen: ist eine Gesellschaft ihres Scherzes und Witzes nicht sehr gewiß, so verschwende sie ihn ja nicht zu früh, denn mit dem Confect und Obst und den feinen Weinen soll aller Ernst völlig verschwinden, nun muß erlaubt seyn, was noch vor einer Viertelstunde unschicklich gewesen wäre; durch ein lauteres Lachen werden selbst die Damen dreister, die Liebe erklärt sich unver-

Digitized by Google

holner, die Eifersucht zeigt sich mit unverstecktern Ausfällen, jeder giebt mehr Blöße und scheut sich nicht, dem treffenden Spott des Freundes sich hinzugeben, selbst eine und die andere ärgerliche Geschichte witzig vorgetragen darf umlaufen. Große Herren ließen ehemals mit dem Zucker ihre Narren und Lustigmacher hereinkommen, um am Schluß des Mahls sich ganz als Menschen, heiter, froh und ausgelassen zu fühlen.

Jetzt, sagte Theodor, bringt man um die Zeit die kleinen Kinder herein, wenn sie nicht schon alle in Reih' und Glied bei Tisch selber gesessen haben.

Freilich, sagte Manfred, und das Gespräch erhebt sich zum Rührenden über die hohen idealischen Tugenden der Kleinen und ihrer unnennbaren Liebe zu den Eltern, und der Eltern hinwieder zu den Kindern.

Und wenn es recht hoch hergeht, sagte Theodor, so werden Thränen vergossen, als die letzte und kostbarste Flüssigkeit, die aufzubringen ist, und so beschließt sich das Mahl mit den höchsten Erschütterungen des Herzens.

Nicht genug, fing Lothar wieder an, daß man diese Unarten vermeiden muß, jede Tischunterhaltung sollte selbst ein Kunstwerk sein, das auf gehörige Art das Mahl accompagnirte und im richtigen Generalbaß mit ihm gesetzt wäre. Von jenen schrecklichen großen Gesellschaften spreche ich gar nicht, die leider in unserm Vaterlande fast allgemeine Sitte geworden sind, wo Bekannte und Unbekannte, Freunde und Feinde, Geistreiche und Aberwitzige, junge Mädchen und alte Gevatterinnen an einer langen Tafel nach dem Loose durch einander gesetzt werden; jene Mahlzeiten, für welche die Wirthin schon seit acht Tagen sorgt und läuft und von ihnen träumt, um alles mit großem Prunk und noch größerer Geschmacklosigkeit einzurichten, um nur endlich, endlich der Fête los zu werden, die man schon längst von ihr erwartet, weil sie wohl zwölf und mehr ähnliche Gastmahle überstanden hat, zu der sie nun zum Ueberfluß noch jeden einladet, dem sie irgend eine Artigkeit schuldig zu sein glaubt, und

gern noch ein Dutzend Durchreisende in ihrem Garne auffängt, um ihrer Besuche nachher entübrigt zu bleiben; nein, ich rede nicht von jenen Tafeln, an welchen Niemand spricht, oder Alle zugleich reden, an welchen das Chaos herrscht, und kaum noch in seltnen Minuten sich ein einzelner Privatspaß heraus wickeln kann, wo jedes Gespräch schon als todte Frucht zur Welt kommt oder im Augenblicke nachher sterben muß, wie der Fisch auf dem trocknen Lande; ich meine nicht jene Gastgebote, bei denen der Wirth sich auf die Folter begeben muß, um den guten Wirth zu machen, zu Zeiten um den Tisch wandeln, selbst einschenken und frostige Scherze in das Ohr albern lächelnder Damen niederlegen; kurz, schweigen wir von dieser Barbarei unserer Zeit, von diesem Tode aller Geselligkeit und Gastfreiheit, die neben so vielen andern barbarischen Gewohnheiten auch ihre Stelle bei uns gefunden hat.

Die krankhafte Karikatur von diesen Anstalten, fügte Wilibald hinzu, sind die noch größern Theegesellschaften und kalten Abendmahlzeiten, wo das Vergnügen erhöht wird, indem Alles durch einander läuft, und wie in der Sprachverwirrung die Bedienten, gerufen und ungerufen, mit allen möglichen Erfrischungen balancirend, dazwischen tanzen, jeder Geladene durch alle Zimmer schweift, um zu suchen, er weiß nicht was, und ein Ordnungsliebender gern am Ofen, oder an irgend einem Fenster Posto faßt, um in der allgemeinen Flucht nur nicht umgelaufen oder von der völkerwandernden Unterhaltung erfaßt und mitgenommen zu werden.

Dieses, sagte Manfred, ist der wahre hohe Styl unsers geselligen Lebens, Michel Angelo's jüngstes Gericht gegen die Miniaturbilder alter Gastlichkeit und traulicher Freundschaft, der Beschluß der Kunst, das Endziel der Imagination, die Vollendung der Zeiten, von der alle Propheten nur haben weissagen können.

Vergessen wir nur nicht, unterbrach Ernst, die Festlichkeiten des Mittelalters, wo nicht selten Tausende vom Adel als Gäste

versammelt waren; doch hatte jener freimüthige, frohe Sinn nichts von der Zerstreutheit unserer Zeit, und ihre glänzenden Waffenkämpfe, diese Spiele, bei denen die Kraft mit der Gefahr scherzte, vereinigten alle Gemüther zu einem herrlichen Mittelpunkte hin. Die Schätze der Welt sind wohl noch niemals so öffentlich und in so schönem großen Sinne genossen worden.

Wie soll denn nun aber nach Deiner Vorstellung ein Gastmahl endigen? fragte Wilibald; was sollte denn wohl auf diesen lustigen Leichtsinn folgen können, um würdig zu beschließen, oder wieder in das gewöhnliche Leben einzulenken?

Der orientalische Ernst des Kaffee, antwortete Lothar, und nach diesem, wie neulich schon ausgemacht wurde, vielleicht sogar die Pfeife. Da befinden wir uns plötzlich wieder in der Mitte eines herabgestimmten Lebens, und denken an unsere vorige Lust nur wie an einen Traum zurück.

III. Des Priesters Lebenslauf.

(1826.)

Ich bin aus den Niederlanden, fing der Priester an, von Hugenottischen Eltern geboren, die ich schon früh verlor. Meine Vormünder, Weltmenschen, kümmerten sich mehr, mir mein kleines Vermögen zu erhalten, als mir eine vernünftige Erziehung zu geben, und so geschah es, daß ich einem Hofmeister überliefert wurde, mit dem sie so wohl wie ich sehr zufrieden waren. Ein Mann von vielen Kenntnissen, der auch seine Reisen gemacht, und sich vorzüglich lange in London aufgehalten hatte. Hier war er, weil er von guter Familie stammte und selber Witz besaß, mit manchem schönen Geist und Hofmann jener Tage bekannt und vertraut geworden, und wenn auch seine Sitten nicht so gelitten hatten, wie man wohl hätte be-

fürchten können, so war wenigstens durch diesen Umgang sein religiöser Sinn, der schon nicht kräftig mochte gewesen sein, völlig erstickt und vernichtet. Kenntnisse, Geist waren ihm das Wichtigste; eine göttliche Verehrung widmete er aber der Poesie, so wie der Geschichte der alten Griechen. Man kann nicht beredter sein, als er es war, wenn er auf diese Gegenstände kam. Daß dieser Sinn auf mich, da ich lebhaften Geistes war, überging, ist sehr natürlich; mein Lehrer war mir der Begabteste aller Sterblichen, und seine Aussprüche galten mir lange als Orakel. Wenn ich ihn auch noch im Angedenken ehre, so muß ich doch jetzt eine Schwäche an ihm tadeln, die mir freilich damals als seine größte Stärke erschien. Unermüdet war er nehmlich im Verspotten des Christenthums und jeder Religion; doch fanden alle andre noch eher Gnade vor seiner Satire, als die verschiedenen Partheien der christlichen Kirchen; die Gegenwart, wie die Vorzeit, die Geschichte der Entwickelung, ihre Geheimnisse, alles war Gegenstand seiner Verspottung, und die Apostel, ja selbst der Heiland, wurden von ihm nicht geschont, wie weniger Luther, oder Calvin und Zwingli, oder gar jene sogenannten Mystiker, die einen eigenthümlichen Sinn, um Gott zu erkennen, in sich ausbilden wollen.

Mein Sinn war mit dem seinigen bald so vertraut geworden, daß ich dadurch nichts entbehrte, daß für mich gar keine Religion auf Erden war, daß in meinem Herzen kein frommes Gefühl jemals aufging. Hätte ich doch meine Heroen der Vorzeit, das griechische Alterthum, die hochherzigen Römer, in deren Patriotismus ich mich glühend hinein träumte, das Unabsehliche der Poesie mit seinen Gärten des Witzes und der Laune; und aus Sophokles und Aeschylus heraus wehten mich jene Schauer einer unverstandenen Geisterwelt an, die mir das Erhabenste schienen, was meine Seele nur irgend erschüttern könnte. Schämte ich mich doch bald ganz ehrlich und einfach, ein Christ zu sein, wenn ich an die bunte Mährchenwelt der vieldeutigen griechischen Mythologie dachte, an jene Feste und

Schauspiele, hohe Bildnisse und edle Tempel: wo blieben da der Erlöser am schmählichen Kreuz und seine dürftigen Jünger? Wie verschwand dieser Glaube der Armuth und des Unglücks gegen jene Opfer und Volksaufzüge und den Jubel der Pyndarischen Hymnen? Ich zählte mich auch nicht zur Gemeinschaft der Christen, und der traurigste Tag meines jungen Lebens war der, als ich in die Kirche unsrer Parthei mit den gebräuchlichen Ceremonien aufgenommen ward. Unsinn schien mir jedes Wort, Herabwürdigung jede Feierlichkeit, nur zornig gab ich Antwort auf die Fragen, und noch in der Kirche schwur ich mir selbst, die Kirche niemals wieder zu besuchen: einen widerwärtigen und kindischen Eid, den ich aber lange genug gehalten habe.

Als ich späterhin in die Welt trat, fand ich, daß alle, die man die besseren Köpfe nannte, still oder öffentlich sich zu meinem Glauben bekannten. Nicht alle spotteten laut, die Weicheren mißbilligten selbst diesen Hohn, aber nur aus dem Gefühl, schwache Menschen nicht irre oder unglücklich zu machen, die eben doch nichts Besseres hatten, oder erschwingen konnten, als diese alten trübseligen Mährchen, die, ohne einen Zusammenhang eins dem andern noch oft widersprechen. Viele leugneten mit allem Witz der Geschichte den Heiland ganz, andren, noch schlimmeren, war er nur ein unglücklicher Rebell, und den Edelsten ein moralischer Mensch, der aber freilich, ihrer Einsicht nach, dem Sokrates, dessen Leben klarer, dessen Lehre verständlicher erschien, weit nachstehen mußte. Viele dieser Freidenker, denen die katholische Kirche im Wege war, und die bei ihrer Parthei nicht für Unchristen gelten mochten, wendeten alle Kraft ihres Geistes an, unter dem Vorwande, die protestantische Freiheit zu beschützen, ihre katholischen Brüder, die Geschichte der Kirche, geistliche und weltliche Einrichtungen auf das grausamste zu zerreißen und zu entstellen: hinter dieser Schutzmauer glaubten sie so, unter fremden Namen, das Christenthum selbst vernichten zu können, denn dieses war ihnen verhaßt, nicht diese oder jene Parthei.

Alles dies leuchtete mir sehr ein und ich half, so viel nur meine geringen Kräfte vermochten. Ich war mündig geworden, und mein Sinn hatte nur noch festere Wurzeln in mir geschlagen. Ich reisete, ich sah die Welt, aber nur von der Seite, die mir meine Vorurtheile bestätigte. Traf ich auf Fromme, auf erleuchtete Christen, so erschienen sie mir nur als seltsame Geisteszerrüttete, merkwürdig vielleicht, zu bedauern gewiß. In einer deutschen Stadt nahm ich aus Uebermuth das Buch eines deutschen Mystikers aus dem Buchladen in meine Wohnung, um in Ermanglung einer witzigen Posse mich hier am Wahnsinn, dem Abgeschmackten und der Tollheit spottend zu ergötzen. Ohne es zu wissen, hatte ich den Feuerbrand in mein Haus getragen, der bald alle diese Gebäude des Hochmuths und weltlichen Frevelsinns in Flammen setzte. Ich blätterte, las und lachte, las wieder und fand die Albernheit wenigstens poetisch. Das Buch ließ mir keine Ruhe, es zog mich zu sich, es quälte mich, und ich mußte mir bald zu meiner Beschämung gestehn, daß es Zusammenhang, Kraft und Geist enthalte, daß es mich belehre, und daß dort Gärten, Blumen und Bäume der Liebe blühten, wo ich nur eine dürre Wüste gesehn hatte. Die Ahndung ergriff mich, daß doch wohl ein andrer Gott die Welt regiere, als der, den ich meiner schwärmenden Naturbetrachtung, oder in meiner Poesiebegeistrung hatte finden und im Taumel des Leichtsinns erkennen wollen.

Mein bewegtes Gemüth sehnte sich nach einigen Wochen der Angst und des Grübelns gewaltig die heilige Schrift zu lesen. Keiner meiner vielen Bekannten, auch Büchersammler, die große Bibliotheken besaßen, hatten dies Buch in seinem Haushalt. Ich schämte mich, daß auch ich es nie bedurft. Seitdem war dieser Schatz mein getreuer Gefährte auf der Reise. Ich las in einsamen und geweihten Stunden und mir geschah, was jedem Durstenden begegnen wird, der noch der Demuth fähig, in dem jene Hingebung noch nicht ganz abgestorben ist, die freilich nicht fehlen darf, damit das geistige

Wort nur erst im brachliegenden Herzen Wurzel fassen kann. Glauben! dies oft angefochtene, bestrittene, vielfach erklärte Wort. O wer ihn erlebt hat, in wem er mit seiner Kraft aufgegangen ist, der wird nicht streiten. Ich konnte mich der Offenbarung, dem Glauben nicht entziehen, so siegend zogen die Worte, Bilder, Reden aus dem aufgeschlagenen Evangelio im Waffenschmuck unüberwindlich glänzend durch meine Seele, und alle meine Kräfte wurden die Gefangenen der ewigen Liebe, und waren nun im Dienst, in der süßen Sklaverei glücklich und selig. Arm und geringe dünkte mir meine frühere Empörung gegen den Herrn, und meine abgewendete Verachtung verstand nicht mehr das Alberne meiner frühern Weisheit. Meinen doch so Viele, Glauben, Demuth, das Vergehn im Herrn sei Ertödtung unserer Kräfte, ja der Denkfähigkeit; und zürnend oder zitternd entziehen sich deshalb jenem Werke der Wiedergeburt, das sich auch wohl zuweilen ihrem tauben Herzen aus der Ferne ansagen läßt. Die Armen! dieser gefürchtete Glaube würde erst ihre Fähigkeiten zu Kräften erhöhen und neue Lichter und Flammen in ihrem Geiste anzünden. Ohne ihn, den offenbarten Christus, kein Sinn im Tiefsinn, kein Geist in der Geschichte, kein Trost in der Natur und keine Eigenthümlichkeit in unserm Sein. Kunst, Liebe, Scherz sind dem, der ihn besitzt, erst freie Spielgenossen. Wie heiter, süß, ja taumelnd und muthwillig, fröhlich und lachend scheint das Christenthum durch alle ächten Werke der neuern Kunst, wie selig und wohlbehaglich sind sie, wenn in der Großheit und Fülle der alten Welt doch wie ein Geist sanfter Schwermuth über die Lust der Begeisterung hinstreicht, wie die kalte Wolke auf Augenblicke über die schöne Landschaft im Frühlingsglanze!

IV. Dichter, etymologisch betrachtet.

(Um 1830.)

Wir haben so viel gestritten, erforscht, studirt und systematisirt, um die Poesie in die ihr gehörigen Klassen zu bringen, und einen hauptsächlichen Unterschied hat man bisher immer aus der Acht gelassen. Wenn der Grieche schön „Poet" sagt, so spricht der deutsche auch löblich „Dichter". Ja, dieser Begünstigte soll Alles, was den gewöhnlichen Menschen als Ahndung, Einfall, oder gehaltlose Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zartesten Geister, die das blöde Auge in der Natur, wenn diese im schaffenden Schlummer liegt und die süßen Träume geistig und durch Blumen und Blüthenbäume fliegend ausgießt, gar nicht, oder als matte und unbedeutende Gespenster sieht, soll der Poet verdichten, daß wir Alle das liebende Herz und den Phantasiereichthum unserer Mutter erkennen. Die Wolkendünste des Gemüthes, die den gewöhnlichen Menschen beängstigen und sein Leben verwirren, soll er in Lichtgestalt, in großartigen Schmerz, süße Wehmuth, sinnige Melancholie und schöpferische Laune verdichten und umwandeln. Glaubst du, daß vielen Menschen diese wunderbare Gabe verliehen sei? denn es ist ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Diese wackern herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechselt, die ich, ohne alle Bitterkeit und Ironie! im Gegensatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geschicklichkeit, oft mit vielem Talent wissen sie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmuthig zu verdünnen, um das, was sich körperlich und geistig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunstes und Nebels mit vielen Worten hineinzuspediren. Wenn der Dichter uns das Fernste und Unsichtbarste recht nahe vor die Augen rückt, so wissen diese Dünner das Nächste und Deut-

lichste so unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erstaunen und einigen Schwindel ihren künstlichen Prozessen zusieht. Ganze Bibliotheken sind damals, den Goldschlägern mit ihrem Goldschaum nicht unähnlich, aus dem Werther heraus gedünnt. Wie aber kein Mensch, selbst nicht der mächtigste Monarch, darauf verfallen wird, seine Gemälde mit Rahmen von massivem Golde zu umziehn, um seine Mundtasse einen ächt goldenen Reif zu legen, auf seinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare sind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, sondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder selbst des Goldschaumes als des besser ziemenden Materials erfreuen: — so sind auch für tausend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leser, Genießender und Gebildeter, die Arbeiten dieser Dünner viel passender und bequemer, als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menschen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, sich an diesen goldschäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und fast erstarrt dastanden, wenn sie einmal zufällig an einen Dichter geriethen.

Es gibt Provinzen, die sich in unserm Deutschland auszeichnen, daß sie recht fruchtbar in Hervorbringung dieser Dünner sind. Sie sind dem Vaterlande in vielen Rücksichten sehr nützlich.

Oft wirst du sehen, daß das ächte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird, es ist zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geschieht? Eine Anzahl Dünner macht sich an das unbehülfliche Wesen, schlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faselt und prattert und schnattert so lange, bis die verständigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeisternder Lieblingswerke hervorgeschnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen scheinen.

Mit diesen Dünnern hängen die Dehner zusammen, die auch ihre Verdienste haben können. Sie verhalten sich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldschlägern.

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechseln, diesen Grobschmieden in der Poesie, wo der Haufe oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechselt.

Ich habe dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Aesthetik geben wollen. Die Nutzanwendung überlasse ich dir selbst. —

Thibaut.

Kirchenmusik außer dem Choral.

(1826.)

Das unverdorbene Volk hat Sinn für die Musik, wenn sie, natürlich und gesund, dem reinen menschlichen Gefühl entspricht; und durch nichts kann mehr auf das Volk gewirkt werden, als durch eine veredelte Musik. Laßt also, da die Gemeinden im Ganzen nur zum Singen einfacher Choräle gebildet werden können, die höheren geistlichen Compositionen durch vollendete Sänger vortragen, damit gleichsam die Engel in der Kirche sichtbar werden, und die Gemeinde in Andacht etwas vernehme, was sie selbst, der Menge und der Schwäche wegen, zu schaffen außer Stande ist.

Diese herrliche Idee ward zuerst von Gregor dem Großen durch die, von demselben vielfach gestifteten Singschulen mit vollem Ernst geltend gemacht, und mehr als tausend Jahre hindurch geschah dafür alles Mögliche in den gebildetsten christlichen Staaten. Allein allmählig ward man gleichgültig dagegen, und die Kirchenmusik (worunter ich hier den Choral nicht mit begreife) verschwand entweder ganz, oder ward mit weltlichen Tonwerken vertauscht, welche, Statt die Frömmigkeit zu nähren, der vollen Weltlichkeit in den Tempeln Sitz und Stimme gaben. Sogar das Nachdenken über die Frage: was gebührt der Kirche? scheint sich zuletzt fast ganz verloren zu haben. Es begreift sich dieß auch recht wohl. Denn in eben dem Maaße, wie die Kunstfertigkeit zugenommen hat, ist der religiöse Eifer kühler geworden.

Von der Mehrzahl unserer Musiker konnte hier aber nichts Gutes ausgehen, da ihnen (die Wahrheit muß gesagt werden) die höhere poetische, philosophische, historische Bildung in der Regel gänzlich fehlt, und da sie überall dem Himmel danken, wenn sie Erlaubniß bekommen, die Stücke, welche sie zufällig eingeübt, oder selbst gesetzt haben, in der Kirche wieder an den Mann zu bringen. Das gefällige Ohr weltlich gesinnter Gemeindeglieder unterstützte auch überall die gröbsten Mißbräuche.

Zum Glück giebt es aber noch Viele, welche den hohen Werth ächter Kirchenmusik erkennen, oder in dieser Hinsicht leicht zur Erkenntniß gebracht werden könnten. Daher will ich denn, überall lieber hoffend, als verzweifelnd, hiemit auch mein Scherflein zur Beförderung des Guten bescheiden darbringen.

Die Kirche ist nicht der Ort, wo alles Genießbare gegeben und genossen werden soll. Sie ist vielmehr blos der Ort, wo der Mensch, um sich für seine menschlichen Pflichten zu veredeln und zu stärken, gleichsam im Angesicht Gottes erscheint, und so vor Gott, und in dessen Nähe sein Herz in Kummer, Reue, Freude und Anbetung ausschüttet. Wie nun in Gottes Gegenwart kein keckes Selbstvertrauen, und kein gänzliches Verzagen Statt finden kann, so wird es auch in der Kirche keinen überströmenden geistigen Rausch, und keine bis zur Vernichtung führende Verzweiflung geben. Wer hier also in voller Freude des Herzens Gott danken und loben will, der wird seinen Dank nicht mit ungebundenem Jubel, sondern mit bescheidener Inbrunst aussprechen; und wer, durch Leiden gebeugt, außer der Kirche sich in Schwermuth und Jammer auflösen könnte, der wird in der Kirche vor Gottes Augen wieder getrost werden, nicht die Hände ringen, nicht ächzend und jammernd hin und her laufen, sondern durch den Glauben an einen nahen Gott aufgerichtet, in Geduld und Ergebung den Himmel zum theilnehmenden Zeugen seines Kummers machen. Man kann sich das, was der Kirche angehört, am leichtesten verdeutlichen, wenn man nur etwas über die Pflichten eines Kanzelredners nachdenkt. Auf dem Theater

hat es Werth, wenn ein schön gebauter Schauspieler den ganzen Körper in allen Stellungen sehen läßt; wenn er nach Gelegenheit der Sache tobt und raset, schmeichelt, verzagt, in unerhörter Liebe brennt und lodert, geniale Possen treibt, und sich dabei in den Kleidern aller Zonen und Zeitalter sehen läßt. Allein was verlangt ihr von einem Priester, wenn ihr in der Kirche nicht das Theater wiederfinden; sondern von einem Diener des göttlichen Wortes durch das göttliche Wort gestärkt sein wollt? Ist es möglich, daß ihr etwas Anders verlangt, als eine gemäßigte, erhabene, innige Rede, leidenschaftslos, aber rein und edel, mit männlicher Kraft, mit männlicher Ruhe und Wärme, aber ohne Nervenreiz, ohne Prunk und Zierrath ausgesprochen, also eine Rede, welche euch den Tand dieser Welt vergessen macht, und euch mit einer höheren Welt in Verbindung bringt, wo gemeiner Frohsinn, zerstörende Leidenschaften, und verzehrender Kummer keinen Platz mehr finden werden? Ein Priester auf der Kanzel soll also nicht jubeln, wie ein Herold, welcher durch Siegesnachrichten das Volk freudetrunken machen will; nicht gegen das Laster eifern, wie die Wuth eines Beleidigten; nicht süß und lieblich seyn, wie die weltliche Zärtlichkeit; nicht wimmern und klagen, wie die schwache Menschheit, welche sich von Gott und der Welt verlassen glaubt; also nicht pochen, nicht poltern, nicht ästhetisch in allen Formen gesticuliren, nicht verzweiflungsvoll die Hände ringen, ja sogar, wenn er seiner menschlichen Schwäche Grenzen zu setzen weiß, nicht eine einzige Thräne vergießen, auch wenn er über den bittersten Jammer zu klagen hätte. Dieß, und nur dieß gehört der Kirche an. Denn sie soll nicht das Irdische aufregen, und durch das Irdische bekämpfen, sondern grade durch den Himmel des Aufhörens aller Leidenschaft die Leidenschaftlichen besänftigen und erheben.

Dieses Ideal, welches einem Priester stets vorschweben sollte, muß nun auch das Ideal tüchtiger Tonkünstler seyn, wenn sie der Kirche zu ihrem Zweck dienen, und nicht blos das Kirchengebäude als den Ort behandeln wollen, wo sich Alles hören

laſſen kann, was auf dieſe, oder jene Art den Ohren ſchmeichelt. Die Frage: welche Form der Muſik eigentlich den Namen des Kirchenſtyls verdiene? hat demnach eben ſo wenig Sinn, als wenn man früge: ob ein Prieſter reden, bewegt ſeyn, und der Rede durch Geſticulationen nachhelfen dürfe? Der Kirche ſind mithin alle Formen der Muſik anpaſſend, welche nicht an ſich nur das Weltliche darſtellen können, wie ein Walzer, oder ein tänzelndes Siciliano; folglich kann in der Kirche ein Largo, ein Adagio, ein Grave, ein Andante, ein Allegro, und ein fugirter, wie ein nicht-fugirter Satz vorkommen; aber Alles ſoll mäßig, ernſt, würdig gehalten, durchaus veredelt und leidenſchaftslos ſeyn, Alles ganz in dem Ton, daß ein ausgezeichneter Kanzelredner ſagen könnte: dieſe herrliche Muſik hat meine Predigt gut vorbereitet, oder: ſie hat nach meiner Predigt im Geiſt derſelben das Gefühl der Gemeinde zur vollen Lebendigkeit gebracht; oder was auch unter Umſtänden gut ſeyn könnte: wo ſo geſungen ward, da muß ich verſtummen, und die Gemeinde ganz ihrer ſtillen Andacht überlaſſen.

Es müſſen dieſe Gedanken, von Reingeſinnten lebendig aufgefaßt, als wahr anerkannt werden; aber freylich iſt von vielen Seiten der Einwand zu befürchten, den die Seichtigkeit ſchon ſo oft gemacht hat, nämlich, daß eine ſolche Kirchenmuſik zu einer proſaiſchen Eintönigkeit führe, und daß das Genie alle Feſſeln von ſich abwerfe. Allein man kann auch hier wieder ſagen, was man überall ſagen muß: das Genie verachtet ſo wenig die ſtrenge Regel, als die tüchtige Arbeit, und nur eitler Stumpfſinn ſtrebt nach regelloſer Leichtigkeit, weil ihm weder zum ſchuldigen Gehorchen, noch zum rechten Herrſchen die Kraft gegeben iſt.

Der Kirche an ſich geziemt nur das Kirchliche, und wenn in ihr das Kirchliche mit höchſter Genialität dargeſtellt wird, ſo iſt der Frömmigkeit vollſtändig Genüge geleiſtet. Allein der Menſch ſoll nicht vergeſſen, daß er zu ſchweren, mannigfaltigen irdiſchen Werken berufen iſt, und daß ihm die Kirche nicht zur Thatenloſigkeit dienen, ſondern daß ſie ihn zur Thatkraft ſtärken

soll. Das Kirchliche also, seine Grenzen bewahrend, wird nicht weiter herrschen wollen, als es der Schöpfer selbst beabsichtigte. Die Sünde beginnt hier demnach nur mit der Kopfhängerei, d. h. wenn die unerforschlichen Gefühle und Ahnungen, welche in der Kirche die Seele des Menschen zu dem Höchsten erheben sollen, als Zweck des Irdischen mit in das Leben hinübergebracht werden. Widerwärtig und unnatürlich ist es also, wenn Andächteley, Märtyrerthum und Mönchsleben im Leben Alles ersticken wollen, was dem Menschen als Gabe des Himmels für diese irdische Welt verliehen ward; aber eben so widerwärtig ist es auch, wenn Aengstliche, des Mißbrauchs wegen, das Heiligste bekämpfen, und sich durch den Widerwillen wegen Kopfhängerei verleiten lassen, die Kirche aus der Kirche zu vertreiben, damit die gemeine Welt gegen geistliche Ueberspannung gesichert werde.

Der kräftige Mensch, welcher sich in der Kirche erbaut hat, wird also nachher mit ganzer Seele dieser Welt wieder angehören, und, wenn er geistige Genüsse sucht, entweder im weltlichen Ernst durch Philosophie und Poesie sich für das Große zu bilden, oder der reinen Freude und Lebenslust die nöthige Nahrung zu geben suchen. Auf diese Art entstehen dann für die Musik drei Style: der Kirchenstyl, allein der Frömmigkeit gewidmet; der Oratorienstyl, welcher das Große und Ernste auf menschliche Art geistreich nimmt; und der Opernstyl, welcher Alles, was von den Sinnen und der Leidenschaft ausgeht, durch poetische Darstellung vergegenwärtigt. Ein vierter Styl, welcher diese sämmtlichen Elemente vereinigt, die Leidenschaft über sich selbst hinausführt, und alle andern Tollheiten mit der Musik verbindet, kann hier eben so unbeachtet bleiben, wie die Lehre vom Nervenkrampf bey der Aufzählung der Eigenschaften eines gesunden Menschen.

Wessenberg.

Die Sittlichkeit der Schaubühne.

(1825.)

Die Schaubühne, ihre Tendenz mag noch so edel seyn, muß doch, um ihren Zweck zu erreichen, das menschliche Leben mit Wahrheit schildern; sie muß mithin neben den seltnen Bildern der Unschuld, der Weisheit, der Tugend auch manche der Verderbtheit, der Thorheit, des Lasters aufstellen; sie muß die verborgenen Triebfedern des menschlichen Thuns ans Licht bringen und anschaulich machen; sie muß der Verführung und Täuschung die Larve vom Gesicht reissen; sie muß tiefe Blicke in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und des Weltlebens werfen lassen. Hieraus ergiebt sich, in wie ferne sie für eine oder die andere Klasse bildend und veredelnd seyn könne oder nicht. So wenig sich behaupten läßt, daß jedes Buch für alle Alter und Stände, Geschlechter und Bildungsstufen gleich nützlich sey, eben so wenig wird man in Ansehung der Schaubühne alle Sterbliche auf Eine Linie stellen wollen. Vielmehr wird Jeder, der unbefangen über die Sache nachdenkt, sich überzeugen, daß ein Theater, das allen Foderungen der Kunst Genüge leistet, nur für den Genuß und die Bildung solcher Menschen sich eigne, die das Gute und Böse, den Schein und das Wahre, die Schilderung und die Absicht zu unterscheiden wissen und nicht in Gefahr stehen, von jedem Blendwerke der Sinne, von jedem Lüftchen des Gefühls fortgerissen zu werden. Wenn von einem Theater für das gemeine Volk oder für Kinder die Rede wäre; so müßte

die Kunst manches in ihren Forderungen nachlassen, damit es für die Zuschauer zugleich lehrreich und erbaulich und unterhaltend werde.

Man macht viel Aufhebens von der Menschenkenntniß, welche das Theater beibringe. Was indessen die feinern Schattirungen betrifft, so sind nur Wenige sie aufzufassen fähig, und noch seltener ist ein ganzer Kreis von Zuhörern, der mit leisbeweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigen Erscheinung hascht. Die Gedanken, die Genieblitze eines Shakspeare, Calderon, Schiller und die Aktion, der Ausdruck im Mienenspiel eines Garrick, Eckhoff oder Iffland, einer Syddons oder Schröder sind Wirkungen von Ursachen, die tief liegen. Der Haufen hält sich an der Oberfläche. Ist es aber für die Mehrheit nicht höchst gefährlich, die Menschen in ihrer größten Verdorbenheit kennen zu lernen, den Schleyer, den die Weltsitte darüber ausbreitet, vor ihren Augen wegzuheben, sie in die Künste der Verhüllung des Lasters, in die Listen, Täuschungen und Bubenstücke einzuweihen, wodurch so Viele in der Welt, wie man sagt, ihr Glück machen, und die Schwäche, die Thorheit, die Schlechtigkeit mit gefälligem Schein zu umgeben? Aber auch schon durch die Entfaltung der höchsten Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen werden wir ergötzt, obgleich hier die Anstalten und der Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlagen derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten.

Man rechnet es dem Theater zum Verdienst an, das Herz, die Gefühle weicher, gelinder, sanfter zu stimmen. Es ist wahr, daß wir durch manche Scene auf der Bühne weit mehr gerührt werden, als wenn wir von der wirklichen Handlung Zeugen wären. Außerdem, daß wir schon mit der Empfänglichkeit und in der Absicht gerührt zu werden ins Schau-

spielhaus kommen, wendet auch die Kunst hier alles an, um Rührung hervorzubringen. Aber der Eindruck ist meist nur augenblicklich, schnell vorübergehend, und haftet nicht wie der eines Auftritts im wirklichen Leben. Die emsigsten Besucher, die wärmsten Freunde des Theaters, denen seine Darstellungen am meisten Thränen entlocken, sind in ihrem häuslichen Berufskreis oft nichts weniger als sanft und mild, theilnehmend und hülfreich. Manche übertragen wohl die empfindsame Sprache der Bühne in die des gesellschaftlichen Umgangs; sie sehen aber diesen Umgang eben auch nur für eine Schaubühne an, und bilden sich wohl gar ein, durch humane Aeusserungen vor der Welt allen Pflichten der Humanität Genüge zu leisten. Es gibt übrigens eine Weichheit der Seele, die der Tugend sehr nachtheilig wird, weil sie die Kraft entzieht, tugendhaft zu seyn. Oft wiederholte Rührungen entnerven, und machen unfähiger dem Zug der Leidenschaft zu widerstehen. Schon Plato beschuldigt die tragischen Dichter, den Menschen zu sehr den Leidenschaften hinzugeben und zu verweichlichen, und er wirft überhaupt der Bühne vor, daß sie die Anlagen in uns nähre und belebe, die man bändigen und zügeln sollte, und das zur Herrschaft bringe, was gehorchen sollte.

Die Schaubühne entwickelt vor unsern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menschlichen Verirrungen; sie stimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachsicht in Beurtheilung des Nächsten; sie zähmt den Leichtsinn im Richten und Verdammen, und, thut sie gleich hierin weiter nichts, als der göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu arbeiten; so wäre dies schon ein großes Verdienst. Wie aber, wenn das Schauspiel darauf ausgeht, das Laster zu entschuldigen, den Abscheu vor ihm abzustumpfen, den Haß des Bösen abzukühlen, Duldsamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es in die Geheimnisse des Lasters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewissen zu betäuben, um für den Verbrecher durch Herausstellung einer liebenswürdigen Seite das

Gemüth zu bestechen? .. Gibt es dann eine gefährlichere Giftmischerin als die Bühne?

Man preist ferner unser Theater als eine Schule der feinen Sitte, der Urbanität, der Lebensart und Politesse. So schätzbar diese Dinge, zumal in der großen Welt seyn mögen, in den niedern Klassen gewinnt die Sache leicht eine mißliche Gestalt und Richtung. Hier wird eine Verfeinerung dieser Art zur höchst gefährlichen Klippe der Moral. Arglose Einfalt, schlichte Redlichkeit, Sittsamkeit, Eingezogenheit, holde Scham, stille, heilige Scheu vor jeder Anmuthung zum Bösen — dies sind die Edelsteine, die den schönsten Schmuck aller Volksklassen ausmachen, und besonders für den arbeitsamen Mittelstand das sind, was dem Mädchen der Kranz der jungfräulichen Ehre. Sind doch sie es auch (freilich immer seltener), die in den höhern, wie in den niedern Ständen dem häuslichen Leben den höchsten Reiz, die größte Würde und die wahre Glückseligkeit verleihen.

Wenn wir indessen in dem üppig reichen Garten unsrer dramatischen Litteratur, die gelungenen Uebersetzungen aus fremden Sprachen miteingerechnet, uns genauer umsehen; so bemerken wir mit Vergnügen, daß es der deutschen Bühne, wenn nur die rechte Auswahl getroffen werden wollte, an einem solchen Vorrath, wenn auch nicht durchaus tadelloser, doch in mancher Beziehung guter, auch trefflicher, im Ganzen lobenswürdiger Stücke nicht fehle, der hinreichen dürfte, die schädlichen, Sitten verderbenden Stücke zu verdrängen und zu entbehren.

Aber freilich muß man dann bei den Theatern der Absicht entsagen, durch schmeichelnde Befriedigung jeder Lüsternheit und durch zuvorkommende Liebkosung aller Schwächen des Publikums die Kasse zu füllen. Die Bühnen müssen aufhören, der Habsucht ihrer Witzpächter fröhnen zu müssen.

Die Sittlichkeit wird durch Alles das gefährdet, was den Charakter, die Würde des Menschen herabsetzt, was ihn vom Göttlichen, Heiligen, Ehrwürdigen abwendet, was die Verwand-

lung seines Lebens in eitles Scheinwesen begünstigt, was den Glauben, er sey das Spielwerk eines blinden, gesetzlosen Ohngefährs, umhergetrieben im Nichts und um das Nichts, verbreitet, was endlich seine Erniedrigung zum vernunftlosen Thier durch die Obermacht der thierischen Triebe befördert. Wer fühlt, was das heiße, hat auch den Maaßstab zur Beurtheilung der Sittlichkeit einer jeden Sache, mithin auch des Schauspiels in sich.

Schelling.

I. Aussichten für die Kunst.

(1807.)

Die Kunst entspringet nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunst insbesondere ist, wie die zartern Pflanzen von Luft und Witterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig, sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Mediceischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfassung, wie sie uns Perikles im Lob Athens schildert, und die uns die milde Herrschaft eines väterlichen Regenten sicherer und dauernder als Volksregierung gewährt; wo jede Kraft freywillig sich regt, jedes Talent mit Lust sich zeigt, weil jedes nur nach seiner Würdigkeit geschätzt wird; wo Unthätigkeit Schande ist, Gemeinheit nicht Lob bringt; sondern nach einem hochgesteckten, außerordentlichen Ziel gestrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebet, nur dann kann diese von ihm Vortheil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten. Kunst und Wissenschaft können beyde sich nur um ihre eigene Axe bewegen; der Künstler wie jeder geistig Wirkende

nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen, oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. Ist er beklagenswerth, wenn er mit seiner Zeit zu kämpfen hat; so verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieses? Ohne großen allgemeinen Enthusiasmus giebt es nur Sekten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befestigter Geschmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, sondern die Stimme einzelner willkührlich aufgeworfener Richter entscheiden über Verdienst, und die Kunst, die in ihrer Hoheit selbstgenügsam ist, buhlt um Beyfall, und wird dienstbar, da sie herrschen sollte.

Verschiednen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil. Dürfen wir keine für diese Zeit erwarten, da die neue jetzt sich bildende Welt, wie sie theils schon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden ist, mit allen Maßstäben bisheriger Meinung nicht mehr gemessen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem sich Natur und Geschichte lebendiger wieder aufgeschlossen, auch der Kunst ihre großen Gegenstände zurückgeben? Aus der Asche des dahingesunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, ist eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögend, sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer,

der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. Lasset nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunst wird wie die frühere in ihren ersten Werken das Ziel ihrer Bestimmung zeigen: in der Bildung des bestimmt Charakteristischen schon, geht sie anders aus einer frischen Urkraft hervor, ist, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beyden schon die Seele vorherbestimmt. Werke, die auf solche Art entspringen, sind auch in anfänglicher Unvollendung schon nothwendige, ewige Werke.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bey jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunst hauptsächlich das Vaterland im Auge. War doch schon zu der nämlichen Zeit, welche die Kunst in Italien wieder erweckte, aus einheimischem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunst unseres großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutsch, und doch wie verwandt jenem, dessen süße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchsten Reife brachte. Dieses Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben, und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst endigen.

II. Gott und das Böse.

(1809.)

In dem göttlichen Verstande ist ein System: aber Gott selbst ist kein System, sondern ein Leben, und darin liegt auch allein die Antwort auf die Frage, um deren willen dieß voraus geschickt worden, wegen der Möglichkeit des Bösen in Bezug auf Gott. Alle Existenz fodert eine Bedingung, damit sie wirkliche, nämlich persönliche Existenz werde. Auch Gottes Existenz

könnte ohne eine ſolche nicht perſönlich ſeyn, nur daß er dieſe Bedingung in ſich, nicht außer ſich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er ſonſt ſich ſelbſt aufheben müßte; er kann ſie nur durch Liebe bewältigen, und ſich zu ſeiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu ſich machte, ſich mit ihr als Eins und zur abſoluten Perſönlichkeit verbände. Der Menſch bekommt die Bedingung nie in ſeine Gewalt, ob er gleich im Böſen danach ſtrebt; ſie iſt eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige; daher ſich ſeine Perſönlichkeit und Selbſtheit nie zum vollkommnen Aktus erheben kann. Dieß iſt die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit: und wenn auch in Gott eine wenigſtens beziehungsweiſe unabhängige Bedingung iſt, ſo iſt in ihm ſelber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, ſondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleyer der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet iſt, die tiefe unzerſtörliche Melancholie alles Lebens. Freude muß Leid haben, Leid in Freude verklärt werden. Was daher aus der bloßen Bedingung oder dem Grunde kommt, kommt nicht von Gott, wenn es gleich zu ſeiner Exiſtenz nothwendig iſt. Aber es kann auch nicht geſagt werden, daß das Böſe aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber deſſelben ſey. Denn das Böſe kann immer nur entſtehen im innerſten Willen des eignen Herzens, und wird nie ohne eigne That vollbracht. Die Solicitation des Grundes oder die Reaktion gegen das Ueberkreatürliche erweckt nur die Luſt zum Kreatürlichen, oder den eignen Willen, aber ſie erweckt ihn nur, damit ein unabhängiger Grund des Guten da ſey, und damit er vom Guten überwältiget und durchdrungen werde. Denn nicht die erregte Selbſtheit an ſich iſt das Böſe; ſondern nur ſofern ſie ſich gänzlich von ihrem Gegenſatz, dem Licht oder dem Univerſalwillen, losgeriſſen hat. Aber eben dieſes Losſagen vom Guten iſt erſt die Sünde. Die aktivirte Selbſtheit iſt nothwendig zur Schärfe

des Lebens; ohne sie wäre völliger Tod, ein Einschlummern des Guten; denn wo nicht Kampf ist, da ist nicht Leben. Nur die Erweckung des Lebens also ist der Wille des Grundes, nicht das Böse unmittelbar und an sich. Schließt der Wille des Menschen die aktivirte Selbstheit mit der Liebe ein, und ordnet sie dem Licht als dem allgemeinen Willen unter, so entsteht daraus erst die aktuelle, durch die in ihm befindliche Schärfe empfindlich gewordne, Güte. Im Guten also ist die Reaktion des Grundes eine Wirkung zum Guten, im Bösen eine Wirkung zum Bösen, wie die Schrift sagt: In den Frommen bist du fromm, und in den Verkehrten verkehrt. Ein Gutes ohne wirksame Selbstheit ist selbst ein unwirksames Gutes. Dasselbe, was durch den Willen der Kreatur böse wird (wenn es sich ganz losreißt, um für sich zu seyn), ist an sich selbst das Gute, solang es nämlich im Guten verschlungen und im Grunde bleibt. Nur die überwundne, also aus der Aktivität zur Potentialität zurückgebrachte Selbstheit ist das Gute, und der Potenz nach, als überwältigt durch dasselbe, bleibt es im Guten auch immerfort bestehen. Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, so könnte die Wärme nicht fühlbar seyn. Eine attrahirende und eine repellirende Kraft für sich zu denken, ist unmöglich, denn worauf soll das Repellirende wirken, wenn ihm nicht das Attrahirende einen Gegenstand macht, oder worauf das Anziehende, wenn es nicht in sich selbst zugleich ein Zurückstoßendes hat? Daher dialektisch ganz richtig gesagt wird: Gut und Bös seyn dasselbe, nur von verschiedenen Seiten gesehn; oder, das Böse sey an sich, d. h. in der Wurzel seiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in seiner Entzweyung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böse. Aus diesem Grunde ist auch jene Rede ganz richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Bösen in sich hat, auch zum Guten untüchtig sey, wovon wir zu unserer Zeit genugsame Beyspiele gesehen. Die Leidenschaften, welchen unsre negative Moral den Krieg macht, sind Kräfte, deren jede mit der ihr entsprechenden Tugend eine gemeinsame Wurzel hat.

Die Seele alles Haſſes iſt die Liebe, und im heftigſten Zorn zeigt ſich nur die im innerſten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organiſchen Gleichgewicht ſind ſie die Stärke der Tugend ſelbſt, und ihre unmittelbaren Werkzeuge. „Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind," ſagt der treffliche J. G. Hamann, „hören ſie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu ſeyn? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger, als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche den der Schrift, der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte um des Himmelreichs willen? — Die größten Böſewichter gegen ſich ſelbſt macht der Fürſt dieſes Aeons zu ſeinen Lieblingen — — ſeine (des Teufels) Hofnarren ſind die ärgſten Feinde der ſchönen Natur, die freylich Korybanten und Gallier zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat." Nur mögen dann diejenigen, deren Philoſophie mehr für das Gynäceum, als für die Akademie oder die Paläſtra des Lyceums, gemacht iſt, jene dialektiſchen Sätze nicht vor ein Publikum bringen, das ſie eben ſo, wie ſie ſelber, mißverſtehend darin eine Aufhebung alles Unterſchiedes von Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſieht, und vor welches ſie ſo wenig, als etwa die Sätze der alten Dialektiker, des Zenon und der übrigen Eleaten, vor das Forum ſeichter Schöngeiſter, gehören.

Die Erregung des Eigenwillens geſchieht nur, damit die Liebe im Menſchen einen Stoff oder Gegenſatz finde, darin ſie ſich verwirkliche. In wie fern die Selbſtheit in ihrer Losſagung das Princip des Böſen iſt, erregt der Grund allerdings das mögliche Princip des Böſen, aber nicht das Böſe ſelber, noch zum Böſen. Aber auch dieſe Erregung geſchieht nicht nach dem freyen Willen Gottes, der ſich in dem Grunde nicht nach dieſem oder ſeinem Herzen, ſondern nur nach ſeinen Eigenſchaften bewegt.

Wer daher behauptete, Gott ſelbſt habe das Böſe gewollt, müßte den Grund dieſer Behauptung in der That der Selbſtoffenbarung als der Schöpfung ſuchen, wie auch ſonſt oft gemeynt worden, derjenige, der die Welt gewollt, habe auch das

Böse wollen müssen. Allein daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht, und seine ewige Einheit in die Natur ausgesprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finsterniß entgegen, und setzte der regellosen Bewegung des verstandlosen Princips das Wort, als ein beständiges Centrum und ewige Leuchte, entgegen. Der Wille zur Schöpfung war also unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes, und damit des Guten; das Böse aber kam in diesem Willen weder als Mittel, noch selbst, wie Leibnitz sagt, als Conditio sine qua non der möglich größten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenstand eines göttlichen Rathschlusses, noch und viel weniger einer Erlaubniß. Die Frage also, warum Gott, da er nothwendig vorgesehen, daß das Böse wenigstens begleitungsweise aus der Selbstoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe, sich überhaupt nicht zu offenbaren, verdient in der That keine Erwiederung. Denn dieß hieße eben so viel als, damit kein Gegensatz der Liebe seyn könne, soll die Liebe selbst nicht seyn, d. h. das absolut-Positive soll dem, was nur eine Existenz als Gegensatz hat, das Ewige dem bloß Zeitlichen geopfert werden. Daß die Selbstoffenbarung in Gott, nicht als eine unbedingt willkührliche, sondern als eine sittlich-nothwendige That betrachtet werden müsse, in welcher Liebe und Güte die absolute Innerlichkeit überwunden, haben wir bereits erklärt. So denn also Gott um des Bösen willen sich nicht geoffenbart, hätte das Böse über das Gute und die Liebe gesiegt. Der Leibnitzische Begriff des Bösen als Conditio sine qua non kann nur auf den Grund angewendet werden, daß dieser nämlich den kreatürlichen Willen, (das mögliche Prinzip des Bösen), als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Warum nun Gott den Willen des Grundes nicht wehre oder ihn aufhebe, haben wir ebenfalls schon gezeigt. Es wäre dieß eben so viel, als daß Gott die Bedingung seiner Existenz, d. h. seine eigne Persönlichkeit aufhöbe. Damit also das Böse nicht wäre, müßte Gott selbst nicht seyn.

Rotteck.

Napoleons Despotie.

(1826.)

Die Franzosen, aufgebläht von Triumphen, erkannten noch nicht, daß die Siege von Ulm und Austerliz über sie selbst nicht minder als über das Ausland erfochten worden; und welche die Fortschritte des Despotismus auch wahrnahmen, die tröfteten sich darüber mit dem eitlen Genuß des soldatischen Glanzes. Schon war der republikanische Kalender als verhaßtes Denkmal verhaßter Ideen abgeschafft, und der gregorianische wieder eingeführt worden, — eine an sich gebilligte Verfügung, doch verwerflich wegen des unlauteren Geistes, dem sie entflossen. Die republikanischen Feste hörten jetzt auf; dafür ward unter päbstlicher Autorität jenes des 15. Aug. als Gedächtnißtages des „heiligen Napoleon" eingeführt, nicht minder jenes der Jahrestage von der Kaiserkrönung und von der Schlacht bei Austerliz. Bald verschwand auch der Name der „Republik", und man las an dessen Statt in Verkündungen und Gesezen nur vom französischen „Reich" und vom Kaiser der Franzosen.

Die Unersättlichkeit der Herrschsucht ward nur noch übertroffen von der Ausschweifung der Schmeichelei. Alle Umgebungen Napoleon's wetteiferten in Ausdrücken der Knechtschaft und der Vergötterung. An der Spize des kriechenden Ungeziefers aber stund immer der Senat, schlechter als jener, über welchen einst Tiberius seinen Ekel äußerte. Bei der Heimkehr

von Austerliz legte der Senat Napoleon feierlich den Namen des „Großen" bey, denn es sey die Stimme des Volkes, und hier wirklich die Stimme Gottes, die ihm solches befehle. Dieses Volk aber hatte längst keine Stimme mehr; bis zum Unerhörten — heuchlerischen Verkündungen der Preßfreiheit zum Troz — stieg der Preßzwang in Sachen der Politik und der Gewalt. Kein nachfolgender Tyrann wird hier Bonaparte übertreffen; und für immer fluchwürdig bleibt der Gewaltsräuber, der so unübertreffliches — leider zur Nachahmung einladendes — Muster aufstellte. Selbst der Rumpf des Tribunats, welcher nach erlittener Verstümmelung noch übrig geblieben, selbst das unmächtige Recht der Vorstellung und Bitte beunruhigte den Despoten. Sofort trug der Senat ihm ein Senatus-Consult entgegen, wodurch das Tribunat völlig abgeschafft, und durch einige aus dem gesetzgebenden Körper zu wählende, insgeheim berathende Ausschüsse ersezt ward. Das Tribunat stammelte noch, sich auflösend, einen Dank für seine Zernichtung! —

Damit aber nicht nur das freie Wort verstumme, sondern auch kein freier Gedanke mehr aufkomme, ward mehr und mehr — und hiedurch vor Allem bleibt Napoleon fluchwürdig — die Volkserziehung und das System des Unterrichts durch sklavische Formen und sklavischen Geist vergiftet. Ein neuer Katechismus wurde auf kaiserlichen Befehl in allen katholischen Gemeinden als ausschließliches Lehrbuch eingeführt. Die Religion ward darin frevelhaft herabgewürdigt zur Dienstmagd der Usurpation. Das Conscriptionsgesez mit seinen barbarischen Bestimmungen und Strafen, erhielt dadurch noch eine himmlische Sanktion, und alles Volk ward niedergeworfen zum abgöttischen Dienst gegen den Kaiser als Ebenbild Gottes auf Erden.

Die kaiserliche Universität, welche etwas später in's Leben trat, war die Vollendung des künstlich ersonnenen Erziehungsplans für ein Volk von Knechten. Ein Großmeister mit fast unumschränkter Gewalt stund an der Spize dieser, alle

Unterrichtsanstalten des ganzen Reichs in sich fassenden Universität, von welchem die in jedem Sprengel eines Appellations-Gerichtshofes anzuordnenden Akademien die Bestandtheile wären. Die Akademien faßten in sich die in verschiedenen Orten ihres Sprengels nach Bedürfniß zu errichtenden — aber vereinzelten — Fakultäten der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Arzneikunde, der mathematischen und Natur-Wissenschafften und der schönen Literatur, nicht minder die unter jenen sich befindenden Lyceen, Gemeindesekundärschulen und Pensionnate. Die Prinzipien militärisch-klösterlicher Disciplin bei den Zöglingen, und die durch alle Abstufungen sich fortsezende strenge Subordination der Lehrer und Vorsteher bildeten aus der Universität eine wohlorganisirte Maschine, in welcher, wie in irgend einem Verwaltungszweig durch den Wink des Ministers, so hier durch jenen des unmittelbar vom Kaiser gelenkten Großmeisters das ganze Unterrichtsgeschäft im weiten Reiche gleichförmig, pünktlich, in Allem den Interessen der obersten Gewalt dienstbar, also geistlos, weil des edleren, freien Lebens beraubt, geführt ward. Nur solche Wissenschaften und Künste, welche materiellen Nuzen geben, welche den Reichthum d. h. die Steuerfähigkeit, oder die Streitkräfte, d. h. die Zahl und Fertigkeit der Kriegswerkzeuge mehren, oder den Glanz des Thrones erhöhen mögen, wurden geschäzt von Napoleon. Die den Geist belebenden, das Gemüth bekräftigenden, dem Charakter Würde gebenden, ein freies Urtheil lehrenden wurden gehaßt, ja ängstlich gescheut, und durch geäußerte Geringschäzung, ja Verfolgung niedergedrückt. Daher erfreuten sich wohl die Mathematik, Chirurgie, Chemie, Technologie, Baukunst und ähnliche Disciplinen einer sorgsamen Pflege; dagegen die Philosophie, vor allem das natürliche Recht und die freisinnige Politik waren geächtet, die Geschichte theils zum Schweigen verdammt, theils erniedrigt zur knechtischen Schmeichelei, selbst Moral und Theologie herabgewürdigt zu Dienstmägden des Despotismus. Hiedurch ward aber eine fortschreitende Verfinsterung unausweichlich vorbereitet.

Bald würde das Erlöschen der Philosophie auch die Realwissenschaften um ihren geistigen Werth gebracht, alles Wissen in mechanisches Nachbilden verwandelt, und Frankreich — oder vielmehr Europa, wenn der Plan des Weltreichs reifte — in den traurigen Zustand versenkt haben, worin wir das römische Reich unter seinen Kaisern gesehen haben, und das chinesische seit Jahrtausenden sehen.

Noch ermangelte, damit durchaus alles nur auf die Person des Kaisers bezogen würde, und außer Ihm nicht ein Funke von selbstständiger Würde vorhanden bliebe, die Unterwerfung seines eignen Hauses. Er bewirkte sie durch das kaiserliche Familien-Statut, wodurch er gleichmäßig die Fesseln des französischen wie jene der Bundesstaaten enger zusammenzog. Alle Glieder des kaiserlichen Hauses wurden dadurch für ihr Lebenlang, und wenn sie auch auf fremden Thronen säßen, in die unbedingteste Abhängigkeit vom Kaiser versezt. Für sie gab es keine Rechte der Großjährigkeit in Schließung von Ehen, Wahl des Aufenthaltsortes, Erziehung der Kinder u. s. w. Des Kaisers Wille blieb für und für ihr höchstes Gesez, und er konnte willkürliche Strafen über sie gleich einem Zuchtmeister verhängen. Zu ähnlicher Unterwürfigkeit wurden gleichzeitig auch die Großwürdeträger des Reichs, und die Herzoge verurtheilt. Ausdrücklich und öffentlich ward denjenigen, welche er zu Regenten erhoben, eingeschärft, ihre erste Pflicht bände sie an den Kaiser, die zweite an Frankreich, und erst nach diesen beiden folge jene für ihre Völker. Und man wagte noch, solche Völker, die Knechte von Knechten, frei und selbstständig zu heißen! —

Doch diese Larve ward jezt weggeworfen. Unumwunden erklärten die Blätter der Regierung: Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten, sowie das Gleichgewicht derselben, seyen Chimären, welche zu lange schon die Welt getäuscht und unglücklich gemacht hätten. Eine präponderirende Macht sey nothwendig, um in das Völkerleben Rechtsbestand, Ruhe und Frieden

zu bringen. Ein gemeinsamer Schwerpunkt müsse in einem Staatensystem seyn, solle dieses anders sich der Stätigkeit und gesicherter Wohlfahrt erfreuen. Also ward Frankreich vorerst in dem System der ihm verbündeten, d. h. seiner Vasallenstaaten als die zum Wohle Aller präponderirende Macht dargestellt; ein System, welches nach Zweck und Anlage allmälig ganz Europa, ja die ganze civilisirte Welt, umfassen sollte. Diese schalen, und dem wahren Völkerrecht, weil der Freiheit und Selbstständigkeit der Völker, Hohn sprechenden Deklamationen fanden viele gläubige und viele bezahlte Nachbeter, nicht nur in Frankreich, sondern auswärts, zumal leider in Teutschland.

E. T. A. Hoffmann.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1809.

(1813.)

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt, Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. s. w. durch die Linden nach dem Thiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihr Zigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madam Bethman, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen u. s. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer Fagott sich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters: da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Fantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über

Wissenschaft, über Kunst, über alles was dem Mensch am theuersten seyn soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger an mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine fantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte, und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab fest an einander haltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche rasende Musik! die abscheulichen Octaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünschtes Schicksal! schon wieder ein Octavenjäger!

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig seyn) hervorblitzen. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Contrast mit dem geschlossenen Munde und ein scurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Gestalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große

Dose und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertelflasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es ist gut, daß die Musik schweigt, sagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Düte aus.

Es wäre besser, daß man gar nicht spielte; nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, sagte er. Sie sind Musiker und Kenner von Profession. . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Clavierspielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Octaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — schnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergespreizten Fingern, ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über

die blassen Wangen; die Augenbraunen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbraunen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fiebern ergreift und krampfhaft erschüttert; tief aus der Brust zieht er den Athem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an: seine rechte Hand verläßt den Tact nicht, mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouverture gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne des Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer: ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunter stürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orchester hielt sich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie sind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder ist gut; aber es wird kalt.

So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren.

Ein guter Vorschlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er sagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren in's Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste mit langen Schößen, schwarz sammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sey? begann ich.

Weil ich in diesem Falle genöthigt gewesen wäre, Sie zu verlassen.

Das klingt räthselhaft.

Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich — nun daß ich ein Componist bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin: denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte, Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den fantastischen Aeußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie componirt?

Ja; ich habe mich in der Kunst versucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ichs dann bleiben.

Sie haben Unrecht gethan: denn schon daß Sie eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt; aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Componiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich Alle herum, und jauchzen und schreien: wir sind Geweihte! wir sind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man in's Reich der Träume: wenige sehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor sind sie zu finden. Es ist schwer aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — sie zerfließen im Traum — sie werfen keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herab-

schießen und Euch mit Feuerfaden umspinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis sich die Psyche emporschwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich nieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Aengste. Nacht war's und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Accorden wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Colosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte; sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Colossen treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wieder sehen, und meine Melodien werden dein seyn. —

Er hielt inne.

Und Sie sahen das Auge wieder?

Ja, ich sah es wieder. — Jahre lang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich saß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen mit einander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen

Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — sie hob ihr Haupt — der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne, wie Lichtstrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluten strömten aus ihnen hervor — sie umfloßen mich — das Auge war verschwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft: ich beschloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich so schnell verlassen?

Es wurde zu heiß und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verstehe Sie nicht.

Desto besser.

Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es ist vorüber. — Lassen Sie uns gehen! Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber — Sie componiren nicht — Sie sind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl seyn.

Sie irren. — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeschiedener Geist, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein.

Aber die Künstler! die Componisten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn, und was weiß ich, — können sie nicht zum Schaffen kommen; und wird ihnen einmal so zu Muthe, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit.

Ihr Urtheil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich genommen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orcus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel! ich meine ja Don Juan! — Aber nicht die Ouverture, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen: und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Cupbon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht.

Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachläßigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der Iphigenia in Aulis spielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man gibt diese Iphigenia. Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen. Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! — Wie? hat der Componist die Ouverture ins Gelag hineingeschrieben,

daß man sie, wie ein Trompeterstückchen, abblasen kann wie und wo man will?

Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! sagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hinter einander suchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verspätet hätte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch, dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

Jetzt kömmt der König — sie spielen den Marsch — o paukt, paukt nur zu! — 's ist recht munter! ja, ja, sie müssen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat sonst nicht Zug genug. — Ha ha — mästoso — schleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen! — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeschlagen! — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Compliment — Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?

Der Bann ist gelöst, rief ich. Kommen Sie.

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichsstraße, als er plötzlich still stand.

Ich kenne Sie, — sagte er. Sie waren im Thiergarten — wir sprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgestanden — es ist vorüber.

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es .....

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie sollen j e t z t Armida hören! kommen Sie!

Schweigend gingen wir die Friedrichsstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause still stand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Thüre mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des sonderbar ausstaffirten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse, und ein breiter schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehen verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Clavier, auf demselben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastrirtes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts mehr geschrieben seyn mußte: denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldnen

Aufschriften: Orfeo, Armida, Alceste, Iphigenia u. s. w., kurz, Glucks Meisterwerke sah ich beisammen stehen.

Sie besitzen Glucks sämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und schritt feierlich zum Clavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte den zusammengelegten Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf und — wer schildert mein Erstaunen! ich erblickte rastrirte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouverture spielen; wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, fast ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viel geniale neue Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren seine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen. Sein Gesicht glühte; bald zogen sich die Augenbraunen zusammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen sang er, wenn beide Hände in künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er, auf ganz besondere Weise, mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz. Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist — gestaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt lassen Sie uns Armidens Scene singen!

Nun sang er die Schlußscene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber seine veränderte Musik war die Gluck'sche Scene gleichsam in höherer Potenz. Alles was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei, in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor bis zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: was ist das? wer sind Sie? —

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu sehen und suchte, durch den Stand des Claviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Gallakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte sonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

Görres.

I. Das Mittelalter.

(1807.)

Die alten Götter waren gestorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit, war siegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Athem der Sterbenden aufgeathmet, und alle irdischen Lichter waren in seinem Glanz zerronnen; und das Leben war zu seiner ersten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht, und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf, Elysium und die Unterwelt entweichen von der Erde, die keinen Raum mehr für sie hatte, und die schöne freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundschaft des Menschen mit den Elementen aufgehoben, es war Feindschaft zwischen ihm und der Natur geworden, und er sollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geister in ihm aufgestanden, die ein Anderes wollten als die Sinnenfreuden; es waren Flammen in ihm aufgelodert, die das Irdische verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben schwand die sinnliche Natur in sich zusammen; die plastische Fülle magerte mißgestaltet ab, aber auf den Ruinen der irdischen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geister, die das Werk der eigenen Hinopferung vollbracht, die sich selbst, ihr Leibliches und alle Lust der Welt dem Ewigen zur Sühne hin-

geschlachtet, und triumphirend nun über den Gluthen des Scheiterhaufens schwebten, auf den sie selbst freiwillig sich hingelegt. So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt, und wollte nun, leise um die Asche flatternd, sich wieder von der Fessel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heymath, der ihn die übermüthige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geschlecht; lebendige Sinne hatten diese Menschen um das Sinnliche zu genießen, und es galt schweren Kampf zwischen den beiden Welten, bis die Höhere siegte. Und das eben macht die Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu sehen: denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloser Andacht verschwimmen; aber wenn die Stärke sich selber zwingt, wenn das Colossale den Nacken von Erz und die geharnischten Knie beugt; wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen: dann ist's ein freudiger Triumph der Idealität im Menschen, und ein schöner Sieg des Göttlichen. So war starker, rascher Heldensinn in dieser Zeit; mitten in dem Feudalsystem, das sie itzt so erbittert schmähen, während sie es doch nur in höherer Ordnung in ihren Institutionen wiederholen, hatte der Geist der antiken Freiheit sich noch erhalten, und die Freyen in einem Ritterthume sich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte auf diesen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenschaft trieb die rohen in sich ungezügelten Gemüther, und ausgleichend und beschwichtigend und glühend schwebte dann die Religion über dem Toben, und beschwor den Sturm und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brausende Gährung. Es war ein metallenes Geschlecht, und das Metall im Menschen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen Silberblick geläutert, und die Schlacken

zogen sich in die Knochenasche des Gemeinen und des Irdischen nieder. Und was das Alterthum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Priesterthum hervor, das die Prophetinnen der alten nordischen Zeit weissagend vorverkündigt; auch die Schönheit hatte sich von den Schranken des Sinnlichen losgewunden, auch sie war triumphirend und verklärt zum Himmel aufgestiegen, und wohnte nun bei Gott: die Geschlechtsverhältnisse aber, die im Alterthume in sich selbst ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden, emblematisch sollten sie das Höhere deuten, und im Fleische den inneren lebendigen Geist ausdrücken. Und es ging noch ein anderer Cultus und eine andere Andacht in den Heldengemüthern hervor: auch das Schöne hatte seine Kirche, vor dem zarten anmuthsvollen Bilde beugte die Gemeinde auch die Knie, und der Weyhrauch dampfte, und die Blumenkränze duiteten, und die Lauten tönten, und die ewige Lampe brannte fort und fort. Die alte, strenge, klare, lichte, plastische Weiblichkeit war im Liebesfeuer zerronnen, und ein Heiligenschein war hervorgequollen und umfieng nun das Wunderbild, und die Züge wichen in ein mystisch glimmend Licht zurück, und wie mildes Oel floß von ihm die Anmuth aus, und sänftigte die Stürme der Zeit. So giengen Andacht, Liebe, Heldensinn in einen großen Strom zusammen, und der Strom gieng durch alle Gemüther durch und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik. Es war unterdessen aber auch tief im Süden ein anderer Geist und ein ander Gesetz gereift; wie ein sengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüsten hervorgebrochen; siedend Löwenblut trug dies Geschlecht in seinen Adern; entflammt von der scheitelrechten Sonne, entflammt von innerer Gluth und Enthusiasmus kochte das Volk über die Ufer des weiten Welttheils in die Andern hinüber; Afrika war schon überschwemmt, und wie griechisch Feuer brannte die Masse noch auf dem Meere fort, und hatte bald ganz Europa sogar ergriffen. Früher aber schon

hatte sie die heiligen Oerter überfluthet, die Geburtsstätte der neuen Zeit, wo sie jung gewesen war, und ein Kind umwandelte unter den Greisen des Alterthums; hier wo wundervoll das große Himmelszeichen stand, an dem alle Völker vom fernen Norden herab aufblickten, und das sie wie eine Oriflamme zu Einem Volk vereinigte; hier herrschte ein falscher Prophet, und brütete Gift im innersten Herzen selbst der Christenheit, das dann von dort durch alle Adern sich verbreitend sie zerstören sollte. Das mußte wie Aezstoff wund die stolzen, raschen, nordischen Helden nagen; es war unvergleichlich mehr wie Troja und wie goldnes Vließ, nicht die Schönheit war nur gefährdet, die Religion höher und werther ihnen als alles Irdische flehte um Hülfe und um Rettung ihrer Heiligthümer. Plötzlich fuhren Alle, wie von einem Strahl getroffen auf, es galt das Höchste was den Menschen in enthusiastische Bewegung setzen mag; und was irgend nur der Begeisterung fähig war, nahm Theil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an seinen Verfolgern; und es wälzten sich Heere zahllos und muthig, alle Lanzen im electrischen Lichte des Enthusiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheure Kampf des eisernen nordischen Ritterthums mit den Löwenschaaren, die Asien und Afrika ihm entgegen gesendet hatte: es faßten sich die Kämpfenden mit Kraft, es galt ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere sey; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinanderfolgende Generationen sahen sein Ende nicht. So kehrten die alten mythischen Götterkriege unter den Menschen um die Götter zurück; so war die Geschichte zu einem großen religiösen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Gesang geliefert; der ganze Westen aber hatte zu einem großen Dome sich gewölbt, und nach Osten hin am Hochaltare da brannte umgeben von ernster Stille und verschwiegener Dunkelheit in mystisch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den geweihten Stein herab, und

aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligthum sich drängten und wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfniß mogt' ihn drängen, und des Todes Stachel stumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob sich der Vatikan, und da saß auf hohem Sitz der Oberpriester und lenkte den Dienst, und herrschte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altares nieder. So war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen diese Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und sangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer und von der Wildheit der Unglaubigen, und von den Wundern des Landes, und Alles horchte den Gesängen, und den begeisterten Reden der Prediger, und fühlte sich auch erhoben, und wollte auch schauen das Wunderland und die gebenedeyte Erde: das andere Geschlecht aber, was nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um so tiefer im verschloßnen Busen auf, und sie wurden der innerste schlagende Punct des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere schöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe steigen, denn es war die Liebe, die sie trieb und pflegte. So trieben und drängten sich alle Kräfte zur Entwicklung vor, an der Liebe hatte die Andacht sich gezündet, an Dieser loderte Jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit stand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünstig Sehnen rief sie dahin zurück; vorwärts aber schwebte mit Zukunft und Ewigkeit, die Religion, und die Palme winkte und die Myrthe, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poesie, die im Orient sprangen, und jene die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten sich gemischt, und der Orientalismus war tief eingedrungen in die nordische Cultur; der Blüthenstaub der südlichen Poesie ward hinüber gewebt in die westliche Welt, und es sprangen seltsame Mischlinge hervor, und es wanderten die Blumen von

Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein rasches Streben riß daher Alles in dem frohen Rausche hin, das ganze Gemüth war aufgeregt und glühte und schimmerte, und die Kunst war in's Herz des Lebens aufgenommen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten sangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abentheuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Tourniere, sie zum gemeinsamen Wetteifer versammelten, überall war's die innere Begeisterung, die übertrat, und die Lebensgluth, die aus allen Pulsen sich ergoß. Ein schöner langer Mai war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und saftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen schlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemüthern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht und ein kräftig Streben hatten sie aus blauem Aether eingesogen, und gestählt in der Gluth federten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmuth. Alle europäischen Nationen aber nahmen Theil an diesem Lebensfeste, Alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeisterte ein jeglich Volk, und es war nur Eine Erde und zwei Geschlechter auf dieser Erde.

II. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen.

(Programm des Rhein. Merkurs 1. Jan. 1814.)

Die gegenwärtigen Blätter, deren Erscheinung auf kurze Zeit unterbrochen war, sollen auf Anregung der höheren Behörde von neuem fortgesetzt werden. Aber, wie in den wenigen Tagen dieser Unterbrechung unser Land eine andere Gestalt gewonnen, und ein gänzlicher Umschwung alle Verhältnisse umgekehrt, so soll auch diese Zeitung in Geist und Fassung der Vorigen nicht

mehr ähnlich sehen. Unter der strengen Zucht einer in diesem Fache überaus argwöhnischen Polizey konnte diese nichts als der elende Nachhall elender Pariser Blätter werden; ein Kanal mehr, durch den die Lüge und nichtswürdige Politik die Provinzen mit ihrem Gifte tränkte. Die Ereignisse der letztern Zeit haben diese unheilsamen Wässer von unserm Lande abgedämmt, und es ist also geordnet in der Welt, daß, hat das Schlechte erst einmal sein Ziel gefunden, das Gute von selbst sich einzufinden pflegt. Aber auch zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaktion dies Blatt erheben, nach ihrem Wunsche, und wenn die Mitbürger ihren Beystand nicht versagen, soll sie eine Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheines werden.

Es hat im Laufe dieser Zeiten ein Ereigniß sich ergeben, das überraschend, bewundernswürdig, ja erstaunlich die Gestalt der Welt und das Schicksal des Geschlechts auf viele Menschenalter begründen wird. Das teutsche Volk durch Dünkel, Habsucht, Neid und Unverstand längst schon tausendfältig in sich selbst entzweyt, durch Trägheit und Erschlaffung aufgelöset, und darum einem übermüthigen Feinde von der Vorsicht Preis gegeben, der alle Gewaltthätigkeit seiner Revolution zu ihm hinübertrug; dies Volk gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verspottet und gehöhnt, entwaffnet oder gegen sich selbst zum Streite angehetzt, hat wie ein gebundener Riese mit einem sich erhoben, und alle Ketten sind wie eine böse Verblendung von ihm abgefallen, und die ihn plagten sind vergangen wie üble Träume mit dem Licht des Morgens. Und nun, da der Arm des Bösen, der so schwer auf ihm gelegen, zerbrochen ist, giebt sich erst kund, welch unversiegliche Quelle alles Guten in diesem Volke fließt, und wie die Feinde, die Alles ihm geraubt, den alten Schatz der Treue, des Muthes und der Vaterlandsliebe ihm nicht rauben können. Durch alle Völkerschaften, die den Boden des alten Germaniens bedecken, geht ein Geist freudiger Entsagung und muthigen Zusammenhaltens, eine schöne Begeisterung glüht in aller Herzen, statt der vorigen dumpfen

Betäubung iſt eine muntere Regſamkeit eingetreten, eine klare Anſchauung der Weltverhältniſſe nimmt die Stelle kläglichen Unverſtandes ein, das Talent, das wie verſiegt ſchien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern ſich hervorgethan, und ein edler Gemeingeiſt, der den Teutſchen ſo fremd geworden, umſchlingt, wie jene Kette den Heerhaufen der Teutonen, ſo den großen Bund mit feſtem Band. Die Folgen dieſer Erhebung einer ſtarken Nation ſind ſchon in die Weltgeſchichte aufgenommen; die Schlacht bey Leipzig hat ihres Gleichen nicht an Wichtigkeit ſeit jener auf den Catalauniſchen Feldern; und ſeit dem großen Bunde der Germanier gegen die römiſche Oberherrſchaft hat Teutſchland nie ſo eins in ſich, ſo wehrhaft, ſo gründlich ſtark und unüberwindlich da geſtanden. Offenbar ſind die Teutſchen das Organ geworden, in dem die Geſchichte weiter wirkt; über den Heeren der Verbündeten ſchwebt jedem Auge ſichtbar die ewige Vergeltung, und mißt jedem mit dem Maaße ein, womit er ausgemeſſen; durch ihre Siege haben die Fügungen der Vorſehung ſich kund gegeben, die nicht dem Zufalle Preis giebt die Ereigniſſe, daß die Lüge herrſche und die Schlechtigkeit, ſondern die nach Maaß und Recht zügelt jede freche Gewalt, und Alles zum Guten lenkt. Und das iſt das Erfreulichſte von Allem, daß die Rechtlichkeit der Nation nach ſo arger Mißhandlung und ſo glänzenden Siegen ſich kund giebt in jener Mäßigung der Führer des Bundes, die dem niedergeworfenen Feinde nicht Mißhandlung, Knechtſchaft und Schande bietet, und dadurch die gerechte Nemeſis wieder gegen ſich ſelbſt bewaffnet, ſondern in ehrenvollem Frieden eben ſo ſehr ſein Glück wie das Eigene begründen will. Dieß ſchöne Maaß, das die Teutſchen ihrer großen freygemachten Kraft gegeben, verbürgt ihnen mit Sicherheit den ſiegreichen Ausgang des Kampfes, der nun ſeinem Ende naht. Die Begeiſterung aber, die ſich in der Nation geregt, und die noch lange nachglühen wird, wenn der Streit beyder Völker längſt beygelegt, wird, während ſie ihre künftige äußere Sicherheit begründet, jeg-

lichem Guten Bahn machen, das ein Volk beglücken mag, und das Jahrhundert, das so viele Schmach gesehen, kann leicht in seinem Verlaufe die besten Zeiten Alt teutschlands wiederkehren sehen.

Auch die Länder diesseits * des Rheines haben seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte dem teutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beybehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Teutschland trieb, wurden sie erobert: welches auch damal der Gegensatz der Partheyen seyn mochte, alle waren sie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten. Jahre lang dauerte der Widerstand der Eingebornen gegen die ausländische Macht, als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich bestimmt, fügten sie sich dem Unabwendbaren, und wurden ruhige, gehorsame Unterthanen, aber ihr Herz blieb bey ihrer Nation, und sie hörten nicht auf Teutsche zu seyn. Der Oberfeldherr hat uns darüber ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, und sicher haben die Aeußerungen des Volksgeistes, auf die er jenes Urtheil gegründet, ihn nicht getäuscht. Die Masse des Volkes ist durch alle die Zeit der fremden Herrschaft sich selbst gleich geblieben, keinerley Art von Gallizism hat unter ihm Platz greifen können, nicht einmal die Sprache hat merklich sich verschlimmert, es hat schwer an die neuen Formen sich gewöhnt, und nie an ihren Bestand geglaubt. Wenn Einzelne von dem fremden Einflusse sich bemeistern ließen, dann ist das eine Sache, die billig persönlicher Willkühr überlassen bleibt, und jetzt von keinem Einflusse auf das Ganze ist.

Indessen, während so das Volk in seinem richtigen Instinkt sich innerlich in keiner Weise irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen geflissentlich Alles gethan, um es

* Von Cöln aus geschrieben und gedacht. Dieser Stadt war damals Deutschland ein jenseitiges geworden. S.

mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu setzen, damit die angeborne Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten, und dafür eine neue Zuneigung sich ansetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande sich aufgelöst, die sonst diesseits und jenseits aneinander knüpfte; es ist eine Entfremdung in so manchen nationalen Beziehungen eingetreten, und eine Abgeschlossenheit, als ob diese Länder auf einer Insel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künstlich gegrabenen Kanal aber geschieden vom teutschen Vaterlande. Kaum mehr, als was das Gerücht gebracht, ist bis auf die letzte Zeit von den großen Ereignissen jenseits in's Innere vorgedrungen, und nur dunkel und im Allgemeinen erkennt die große Menge, was jetzt die Welt bewegt, was jene eingebrochenen Heere so hoch begeistert, und wie viel anders es geworden im alten Vaterlande. Dazu vorzüglich nun sind diese Blätter bestimmt, die Bewohner dieses Landes über jene Verhältnisse aufzuklären, damit sie ihre Zeit deutlich begreifen lernen, und dann nach bestem Wissen ihre Parthey ergreifen können. Denn, obgleich wir einstweilen wahrscheinlich nicht in Allem dem jenseitigen Teutschland gleichgestellt werden, wird doch untheilnehmende Kälte auch an uns nicht geduldet werden. Die verbündeten Heere haben uns einen großen Beweis gegeben, wie sie die alte Landsmannschaft in uns ehren, dadurch, daß sie gleich beym Einrücken uns als Freundesvolk behandelten. Es ist billig, daß wir Freundschaft um Freundschaft geben, und einer Macht, die so schonend sich angekündigt, mit dankbarer Gesinnung entgegenkommen. Die Verbündeten erwarten von uns, außer Erhaltung der innern Ruhe, was sich von selbst versteht, zunächst, daß wir nach bestem Vermögen aus dem Ertrage unseres Landes, so lange es Noth thut, ihre Heere auf ihrem siegreichen Zuge, wo sie dem Feinde teutscher Freiheit den Frieden abringen werden, unterstützen. Auch unsere Unabhängigkeit, und daß wir dem Stamme wiedergegeben werden, dem wir ursprünglich angehören, wird einer

der Preise dieses Sieges seyn. Wie sollten wir vorübergehende Opfer scheuen, um zu diesem Ziele zu gelangen, da wir so viele schon bringen mußten, die zu verderblichem Zwecke verwendet wurden; besonders da die natürliche Billigkeit, die unzertrennlich vom Charakter der Teutschen ist, uns verbürgt, daß nicht solche uns angemuthet werden, die unsere Kräfte übersteigen. Ueber alles das werden diese Blätter die Gemüther zu verständigen suchen; damit jeder wisse, worauf die Zeit andringt, und was ihre Zeichen wollen; welcher Preis am Ziele wartet; welches die Mittel sind, um dahin zu gelangen; welche Entbehrung der Drang der Ereignisse dieser Generation auflegt, und welches die Pflichten sind, deren Erfüllung das Vaterland von jedem fordert. So unterrichtet, wird jeder der guten Willens ist, leicht das Haupt über den Druck der Gegenwart erheben; überzeugt, daß die ganze große Bewegung der europäischen Völkerschaften nur eine Krise ist, die zum Bessern führt, wird er ohne Murren dem, was unausweichlich andringt, sich unterwerfen. Im wechselseitigen Geben und Empfangen werden dann auch wieder sich die Fäden fester knüpfen, die zwanzigjährige Trennung vielleicht gelöst, und der Friede wird den Bund schon geschlossen finden, den er erst begründen wollte.

Aber auch dem jenseitigen Teutschlande möchten diese Blätter gerne etwas werden. Denn einmal ist Wirkung und Rückwirkung immer gegenseitig, und während unser Volk vom Stamme sich getrennt, hat auch dieser jenem bis zu einem gewissen Punkte sich entfremdet. Jetzt wo mit dem Erwachen des Nationalgeistes der Körper sich wieder in allen seinen Gliedern fühlt, und ein reges Interesse auch die fernsten Völkerschaften teutscher Zunge und teutschen Herzens in einem gemeinsamen Gefühle zusammenfaßt, können wir hoffen, daß auch von dieser Seite die Verhältnisse alter Landsmannschaft von neuem sich knüpfen werden, und daß man uns in derselben Gesinnung entgegen komme, in der wir dem Bunde nahen. Seit jenen zwanzig Jahren ist dieses Land in der Genossenschaft teutscher

Völkerschaften beynahe ganz verstummt, und auch früher war es nicht eben sehr beredt; wir möchten in unserm Unternehmen diese rheinische Zunge im großen teutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig soll sie sich ankündigen, nicht in eiteln oder schlechten Worten reden, vielmehr soll sie die reine teutsche Sprache in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit, von aller ausländischen Beymischung fern gehalten, sprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begebenheiten aber wird die Zeitschrift sich von selbst durch das Interesse, was die Nähe des Kriegsschauplatzes ihr geben muß, empfehlen.

Und so möge denn dies Unternehmen unter glücklichem Gestirn beginnen; es sey derselbe Stern, der so oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe sich entgegen gesetzt und tyrannischer Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an seinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geister jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig seyn; wenig vermag freylich der Einzelne, aber Vieler Zusammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig sind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum scheuen wir uns nicht, einen Theil unserer Kraft und Zeit an dies Werk zu setzen, und die Wirkung unserer Bemühung mag ausfallen, wie ein höherer Geist sie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns versagen, daß unsere Triebfedern untadelhaft gewesen sind.

B. G. Niebuhr.

I. Einleitung in die römische Geschichte.

(1811 und 1827.)

Ich habe es unternommen, die römische Geschichte zu schreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Augustus Alleinherrschaft über die römische Welt unbestritten anerkannt ward. Ich beginne da, wo aus zusammentretenden Ansiedelungen verschiedenartiger Nationen ein neues Volk entstand; mein Ziel liegt, wo dieses Volk Millionen zu sich aufgenommen, und seine Sprache und seine Gesetze ihnen mitgetheilt hatte: wo es vom Aufgang bis zum Niedergang herrschte, und das letzte der aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Königreiche eine seiner Provinzen geworden war. Lange, ehe in jenen Zeiten ein historisches Andenken bestimmter Individuen hervortritt, lassen sich die Formen mit Sicherheit erkennen, unter denen das Gemeinwesen bestand: so fest, und auf Jahrhunderte unvertilgbar, waren sie Allem eingedrückt, und so völlig hatte der Einzelne sein Daseyn im Ganzen: wo die Zeit endigt, welche zu umfassen meine Absicht ist, hat sich die Nation in eine gährende Masse aufgelöst, deren entseelte Gestaltung täglich unkenntlicher wird und zerfällt.

Zahllos sind die Ereignisse und Veränderungen, wodurch die Römer von der einen dieser Gränzen zur entgegengesetzten hindurchgegangen sind: ungeheure Schicksale, gewaltige Thaten und Männer, die es würdig waren, eine riesenmäßige Macht zu bewegen, haben manches aus der römischen Geschichte auch während der unwissendsten Jahrhunderte im Andenken erhalten.

Aber für die frühen Zeiten hat Dichtung einen bunten Schleyer vor die geschichtliche Wahrheit gezogen; dann mischt sich eitle Erdichtung, noch häufiger als vielfach gebildete Volkssage, oft unvereinbar und leicht erkannt, aber auch wohl täuschend angepaßt, mit dürren Chronikumrissen, und dem spärlichen Gewinne eines oder zweyer ächter Historiker aus Urkunden: später, im Verhältniß, beginnt in keiner Geschichte eigentliche Zuverläßigkeit. Es ist aber desbalb doch nicht nothwendig, diese wichtigste aller Historien für den größten Theil ihrer Dauer als hoffnungslos aufzugeben: wird nur kein Anspruch auf solche vollkommne Genauigkeit im Einzelnen gemacht, wie sie für uns wahrlich keinen Werth hat, so läßt sich aus jenen so dunkeln Zeiträumen manches mit nicht schwächerer historischer Sicherheit ermitteln, als aus den Ereignissen der gleichen Zeit in Griechenland: und dieß zu erstreben liegt uns ob.

Am vollkommensten, mehr selbst als für die Archäologie der Griechen, kann es für die innere Geschichte und die inneren Zustände gelingen. Wenige Völker haben, wie die Römer, ein durch fremde Ohnmacht unverkürztes Leben vollendet: keines unter diesen wenigen mit solcher Kraft und Fülle. Länger als irgendwo wird hier kein Element erstickt: mannichfaltig und zahlreich vom Ursprung her, lebt jedes aus bis es absterbt, was aber sich überlebt hat, wird beseitigt; ähnliches dann gepflanzt, wo Raum ledig ward oder neuer entstand. Und so erhält sich der Staat jugendlich, der nämliche in seinem Wesen stets sich erneuend: bis Stockung und Stillstand eintritt, und nun, anstatt der unverwüstlichen Lebensfülle, erst Siechheit, dann tödtliche Krankheit. Aber grade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, bestanden solches Ebenmaaß und sich also entsprechende Verhältnisse, daß, wo einige Spuren und Ueberreste von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht sind, sich auch über andere sichere Gewißheit ergibt, von denen es uns nicht gewährt ist, den Schutt aufzuräumen, oder deren unterste Grundsteine aufgerissen

ſind. Nicht anders, als wie die Mathematik nur einiges Gegebene bedarf, um eine angeſtellte Meſſung zu entbehren.

Wie die See die Ströme, nimmt Roms Geſchichte die aller anderen Völker auf, welche früher in der Welt um das Mittelmeer genannt worden waren. Manche erſcheinen hier nur, um gleich unterzugehen; andere behaupten eine Zeitlang, meiſt kämpfend, ihr Daſeyn in der früher oder ſpäter tödtlichen Berührung. Von allen darf die Geſchichte der Römer nicht zulaſſen, daß ein Bild, welches ihren Namen beleben ſoll, der Begriff ihres Zuſtandes und ihres Weſens, anderswo geſucht und leicht nicht gefunden werde; oder verſäumt, ſo daß ein leerer Name, oder leichtſinnig ergriffene Bilder, genügen: ihr liegt ob, es aufzuſtellen, ſo weit Forſchen und Sinnen es möglich machen.

Livius hatte dieſe Zwecke nicht: er ſchrieb, weil ihn die Natur mit einer höchſt glänzenden Gabe der Auffaſſung des einzeln Menſchlichen und der Erzählung ausgeſtattet hatte; mit dem Talente des Dichters, nur ohne Leichtigkeit oder Luſt zu metriſcher Rede. Er ſchrieb, nicht zweifelnd und nicht überzeugt, wie man die Wunderzeiten des Heroenalters zur Geſchichte zog; — wie dieß that, auch wer in Verhältniſſen der Gegenwart und Erfahrung nichts weniger denn leichtgläubig war, als ein ſorgloſer Glaube ungeſtört von der Kindheit an durchs Leben fortdauerte. Jene urälteſten Zeiten, wo die Götter unter den Menſchen wandeln, ſelbſt dieſe wollte er der Geſchichte nicht entſchieden abſprechen: was aus ſpäteren, nicht widerſtreitend gegen die irdiſchen Verhältniſſe unſers Geſchlechts, erzählt ward, galt ihm nur für unvollſtändiger und ungewiſſer, aber für gleichartig mit den Ueberlieferungen bewährter Geſchichte. Die Verfaſſung verſäumte er gänzlich, wo nicht innere Fehden ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie wandten; dann aber ſah und richtete er mit den Vorurtheilen der Parthey, der er von den erſten Jugenderinnerungen her anhing, gegen die, welche, gleichbenannt, ihm die nämlichen ſchienen, in denen er in den Zeiten der Verderbtheit mit Recht die Aergeren unter den kämpfenden Böſen

sah: — endlich, wenn er in den späteren Büchern aus lebendiger Erzählung die unbekannten Länder, wie Britannien, beschrieben hat, so schaffte er sich für die älteren Zeiten keinen Begriff von Völkern und Staaten.

Er suchte die Ausartung seines Zeitalters zu vergessen an der Vergegenwärtigung des Herrlichen vergangener Zeiten; und die behagliche Sicherheit, worin die ermüdete Welt wieder aufathmete, mußte ihm mitten in seiner Wehmuth wohl thun, wenn er die entsezlichen Ereignisse der Bürgerkriege darstellte: er wollte seiner Nation ihre bis dahin stammelnd erzählten und verkannten Thaten verherrlichen und bekannt machen: und er verlieh ihrer Literatur ein colossalisches Meisterwerk, dem die griechische in dieser Art nichts vergleichen konnte, wie keine neuere ihm ein ähnliches an die Seite stellen wird. Kein Verlust, der uns in der römischen Literatur getroffen, ist mit dem seiner untergegangenen Bücher zu vergleichen.

Aber wären sie erhalten, so würden wir dennoch veranlaßt seyn, eine römische Geschichte zu bilden, wie sie für uns Bedürfniß ist: denn, damit die einer ganz vergangenen Zeit es für uns eben so sey, wie die einer erlebten, damit die römischen Helden und Patrioten nicht wie Miltons Engel, sondern als Wesen von unserm Fleisch und Blut vor uns erscheinen, bedürfen wir nun mehr und Anderes, neben dem, was wir bei ihm unerreichbar erzählt lesen; und läßt es sich verkennen, daß sogar Manches von diesem nun nach achtzehnhundert Jahren dem Gedächtniß auch des theilnehmendsten Lesers sich doch nicht einprägen kann? Die Bedürfnisse einer fremden Zeit, möchte man sie auch höher sezen, als die eigene, sich erkünsteln; die, welche man wirklich hat, sich abläugnen und nicht gewähren wollen, das macht hülflos und freudenlos, und ist kindisch. Mit Livius als Geschichtschreiber wetteifern zu wollen; zu wähnen, es ließen sich die verlornen Theile seines Werks ersezen, wenn nur der Stoff reichlicher wäre, würde lächerlich seyn. Aber das ist kein vermessener Gedanke, es zu unternehmen, abgerissene

und ärmliche Nachrichten mit Sorgfalt und Anstrengung so zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für die Zeiträume, wo uns ein Besseres fehlt, im Wesentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoff leicht entsteht.

Wie weit es gelinge, darüber waltet höhere Macht. Aber den Forschungen in dieser Geschichte verdanke ich die lebensvollsten Tage meiner blühenden Jahre; und wie die Fortsetzung des Werks mein Alter nicht minder erfüllen wird, als Livius Schöpfung das seinige, so verbürgt sie mir auch dessen Frischheit und Heiterkeit. Wer Verschwundenes wieder ins Daseyn zurückruft, genießt die Seligkeit des Schaffens: es wäre ein Grosses, wenn es gelingen könnte, für die, welche mich lesen, den Nebel zu zerstreuen, der auf diesem vornehmsten Theil der alten Geschichte liegt, und lichte Helle zu verbreiten: daß ihnen die Römer klar, verständlich, vertraut wie Zeitgenossen, mit ihren Einrichtungen und ihrer Geschichte vor dem Blick stehen, leben und weben.

II. Ueber Veränderungen im Staatsleben.

(1814.)

Wie alle Staatsverfassungen wandelbar sind, und keine mit unveränderlicher Beständigkeit ausgerüstet ist, so auch der Umfang und Bestand der Staaten. Für beide gibt es Krisen, welche die Natur herbeiführt, die den Uebergang zu einem neuen Zeitraum bilden, und zwei verschiedene Rechtszustände abgränzen; sie selbst sind Revolutionen, die, sobald ihr Anfang eingetreten ist, nicht nach den Regeln beurtheilt werden können, die für einen dauernden Zustand gelten. Einen in der That bestehenden rechtlichen Zustand zu stören, ist Unrecht. Wenn aber derselbe nur

dem Namen nach fortdauert, wenn er sich ganz auflöst, und in der verwirrten Masse neue Bildungen anfangen, wenn sich alle Verhältnisse verändern, und alles nach einem neuen Zustande hinstrebt, in dessen Vollendung endlich einmal wieder Ruhe, und für eine Zeit lang positiver Gültigkeit fähige Rechtsverhältnisse eintreten können, — so muß dieser Zeitraum des Conflikts erregter Kräfte nicht wie einer der Ruhe beurtheilt werden.

Wir müssen uns hier gegen eine Mißdeutung verwahren; als ob in solchen Zeiten Unrecht und Recht vor dem Triebe der Entwicklung eines neuen Zustandes verschwänden: das sei ferne. Aber es erheben sich collidirende Rechte, und wie der gesetzlichste Staat statutarische Rechte und Privilegien schweigenden nicht geschriebenen aufzuopfern gezwungen sein kann, und, wenn eine innere Umbildung jenen nur den Buchstaben als eine todte Hülle gelassen, oder ihre Natur verändert hat, sie ändern muß, ebenso steht es alsdann mit dem gegenseitigen Verhältniß der Staaten. Weil im Innern der Staaten die souveräne Gewalt das Gesetz bestimmt, und die Gerichte das Recht zutheilen, so beruhigt sich die Meinung vor ihnen, und bei ihren Ansprüchen. Für Staaten, die durch unsichtbare Einheitsbande zusammengefaßt sind, treten diese Epochen der durch das Wesen des Ganzen bestimmten Umwandlung in ihrem ganzen Umfange ein: aber es fehlt die höchste gemeinsame Gewalt, und mithin das Mittel materielles Recht in förmliches zu verwandeln. Daher werden in solchen Zeiträumen die Kriege allgemein, heftig und umstürzend ihre Entscheidung oft für und wider das Recht. Und wenn sich ein neuer lebendiger Zustand festzustellen anfängt, so erneuert sich unaufhörlich der Widerspruch des Egoismus, der Parteilichkeit und des Vorurtheils. Die Natur selbst fordert in solchen Zeitpunkten ein Zusammentreten der Staaten und wo es eintritt, wird wenigstens jene unsichtbare Einheit, und das Recht zu neuen Bildungen anerkannt. Für Staaten einer Nation sind Bundesformen eben deßwegen höchst wünschenswerth, wenn sie möglich sind, und durch keinen verkehrten Buchstaben gebunden

werden, damit formelles Recht ausgesprochen werden könne. Will man, wenn sie fehlen, nichts für Recht anerkennen, als Erhaltung des Besitzstandes, so lehnt man sich gegen die Natur auf, und sperrt den Lauf des Wassers, bis es die Dämme durchbricht.

Eigenthümlich ist es Zeiten wie die erwähnten, daß in ihnen die Rücksichten der Schonung und Milde nicht beobachtet werden können, wie in einem bestehenden Zustand, den sie verschönern und veredeln.

Je mehr der Mensch Bürger, je lebhafter und häufiger in jedem das Bewußtsein des Staats ist, um so vollkommener ist das Leben der Einzelnen, und des Staats, der ihre Gesammtheit bildet. Daher ist es ausgemacht wahr, daß kleine freie Gemeinden und Fürstenthümer, so lange sie, in sich und gegen andere, selbstständige Staaten darstellen können, den vortheilhaftesten Zustand für den Menschen gewähren; wie in der alten europäischen Welt vor Alexanders Zeitalter, und in der neuen derjenige war, welcher mit dem elften Jahrhundert eintrat. Wie aber Niemand die goldenen Tage der Kindheit und des Jugendalters binden kann, sondern mit der Zeit vorwärts muß, wenn sie ihm gleich keine Blüthen mehr bietet, wie der, welcher die Vergangenheit träumend festhalten möchte, sich um alle Gegenwart bringt: so ergeht es, wenn man das Anerkenntniß des Glücks jener Zeiten und den Wunsch ihre äußere Form aufzubewahren verwechselt.

Die Zeit verwandelt sich, Reiche entstehen und werden mächtig, und die kleinen Gemeinden und Fürstenthümer hören auf Staaten zu sein. Denn ein Staat kann nur heißen, was in sich Selbstständigkeit hat; fähig ist den Willen zu fassen, fest zu behaupten und sein Recht geltend zu machen; nicht was einen solchen Gedanken gar nicht hegen kann; was sich einem fremden Willen anschließen und unterordnen muß, und diesen ergreifen, wo er der eignen Lebensfristung am günstigsten scheint. Solche geschätzte Gemeinheiten mögen denen, die in

Zeitverlauf, von Ende in Ihnen selbst, sehr genehmigt sein, gleichig sowohl die Literatur und Kleider, aber nur von dieser angeführt, hat den Vorrang, und Ihm geschieht es an dem Besten, und das Schädlichst zur Verwaltung bei Mensch zu verlieren vermag. Denn nicht nur in der Beschränkt ist die Kleider von Mensch gemacht: eine Stunde und unmittelbaren Vorrang und auch der Stadt wenig, sondern für sich und die Einige viel. Aber man ist die Zeiten gelegentlich und bringt, in jeden Sonn, die zur Verwaltung der Kleider benutzen Sie durch, diese Kleidungen um und nicht Ihnen, viel Kraft ent-gegen, und Ihr Ihr verwüstet.

Die Kleiderstadt wenn ein Kleinod Deutschland in Lange ist, daß einzig, daß im Stadt, daß den Geschäft der ganzen ersteher Hauptes-Kleide, als Kleiden besitzen und die be-kannten Kleinen. Die Ihnen wie in Kleider Kleidstücke benutzt Zeiten viele Kleider, wenn ein der großen Kleidstadt Kleinen und Stadt zu großen Kleinen benutzen Kleide, Kleinen über Kleinen, Kleinen und Kleid, Kleide Kleine, eine Kleidung mit sonderlichen und Kleidung der Kleider (als Kleidchen) zu unterscheiden und als Kleid nicht zu schätzen, und Kleinen hat den der Kleiden aber Zeit vor nach den Kleinen, und Kleinen Kleine viele Kleider unter Kleinen Kleidstadt gekommen gefallen. Der Kleiden Kleidstadt, des fremde Kleine Kleiden Kleinen verlassen, sich schließlich hatten, und um die Kleidstadt und Kleid gekommen, so bewahren die Kleiden die verwüstenschaftlich getrennten Kleidgeschäfte in den Kleinen Kleinen. Als Sie verbunden waren, wieder manchen von Kleinen Kleinen bei schönsten Kleidgestalten, von unendlichen Kleinen-stadt gestellt haben. Den Kleinen Kleidstadt war auch in Kleine Kleine viele Kleide gekommen, weil dann ein Kleinen Kleid bei von allerlängsten Kleiden in schönen Kleidkleinen unter-brochen und Kleinen Kleid Kleine, Kleinen und Kleidkleinen sich waren und viele hin.

Heinrich von Kleist.

Michael Kohlhaas.

(1810.)

An den Ufern der Hafel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder die ihm sein Weib schenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland, und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils nach Art guter Wirthe auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart! als er an die Elbe kam, und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Ge-

Tuch und dem Kleinen lieb. Der Roßhändler sagte, daß er ihm Pferde stellen. Und gebiete ihm niemand Einhalt zu sagen, daß der Roßhändler nach einem gemessenen Zeit und dem Gesetz sind. Kurbrandenburgischen Privilegium, entworfene Leute, keinen ist entlassen; denn Junker Wenzel von Trenckh verleihen. — Die, sagte Roßhändler. Wenzel stelle ihm Junker? und sich sich sich Gesetz an, und mit gleichgesinnt Pferden über sind sich Kleine. Ich sie sich Herr sein? — Am Schlagbaum gefunden, antwortete der Roßhändler, sind er sich Knecht in sich Kleine sich. — Herr! Kohlhaas Kohlhaas. Ein wichtiger über Herr, der seine Pferde am Vorsitze der Wenzelhen Leute, Gesetz und Gesetzes, wo er nun interessiren, verstehen mit einen Untersuchungs- und Rechtsgang, wenn sie eine Stute, verwilde, von der Weg und Land geht, das Stute gefunden. Herr! was sich sich Gesetzes? — Sagen sie, was sich sein sie Gesetzes, sie der Zeitdauer verlange, unbillig unter dem im Gesetz Kurbrandenburgischen Wenzel. „Sie, Wenzel sagte er auch hinzu, sie sicher barsch! barsch! warnicht, und sicher sie Schlagbaumen sicher!“ Herren der Wenzel im Pferden Herren gestellten sicher, wider besser gewesen, sie sich auch sich! und damit sich er ihm sich sich und werden reiten. Der aber sich sagte Herren seine sein Roßhändlern gefunden, sich ihm seine Pferden sicher; sich sich, der Roßhändler bitter ihm sein Pferden erfahrt, und — er sein Pferdejagt sich Pferden gewesen sich ja sein Verschulden sich. Nun, man gleichen! sagte Roßhändler sich sich sicher, sein sicher sich sein Pferden an. Der Kurprinz, setzen er sich sagte sein Pferde über seinen verschlagenen sich gesprochen, Herr sein sagte, Pferde gegen die Verordnung gestellt, und dem Roßhändler. — Roßhändler sagte: Der Roßhändler! Ich sagte, sie sagte bringen, und er, sie sich er sein, seinen sagte, sagt sein Pferden sein, sagt sich Pferden sagte, sagt sich Pferden sein. Sagt sein Herr sein; sie sagte, er sich sich zurückgewandt sagte verstehen sein. Der Roßhändler, sagte er sie sein sein Gesetz sagte, verfolgte, sich sein einen kurbrandenburgischen Gerichtsdiener sein Roßhändler sein Pferden über sein Gesetze gestellten sagte

Der Bischöfinn verschwor, daß er Bischofen Wort in seinem Herzen, ohne einen solchen Schein, über die Weise gesagen hätt; daß er alle unterthänige Treue Verpflichtungen, die sein Gewissen ihm gegen Kaiser, und Reich bisher macht war die Fürsten hätt widerlegt, wegen besten er sich zu bekennen hätte, und daß man ihn, da seine Tugenden lang sie, nicht länger muthwilliger Weise entsetzen möge. Doch der Papst ermahnete, daß er das abgeschworen nicht wiederbringen möchte, daß die Verwerfung deshalb noch unendlich größeren Schein, und daß er entweder den Bischofen und ihre Lehre, eher gutschlossen müßte, wo er beharrenmuth sey. Der Bischofinn, der sich ungeschicklichen Verwerfungen zu erbitten anfinge, sprach, daß sich ihrer Lehre Verwerfung vom Bischofen gar oft einem Kirchen, und sagte, daß es den Fürsten sehr Treulich handlen möchte, die ihn gern sich und ihr Reich; wie Papst sagte ihm, daß er von seinem Bischofen sich unendlicher Gefahr unter ihnen erhebt, als Kaiserlaut, und seine Bischofen angenehmlagen, daß ihm schwere. Der Fürsten Papst, und er wollte, die Kinder, als die den fremden Namen erhielten, warten soll; und dann Fürsten Gott die Gnade, als Bischofen Fürsten, die gelungen, und der ganze Rath seine Kinder und den Fürsten anrief, und um die Gnade bitte, um die zu bewahren. Die gegen, die in die gläubigen Kampf liefen, auf den Bischofen und Fürsten in den Kampf liefen; den Papst seine entgegen; Bischofinn und Verwalter und Kinder verkommen sich um sie und alle anderen mit Bischofen. Der eine sahe den Bischofen Gott mit Bischof, dem andern gebot bei Kaiserlaut, und der dritte Bischofen den Bischofen mit schwerigkeiten Bischofen; mit Bischofen, und bei Bischofen die Bischofen, und der vierte Bischofen Bischofen gegegen wollten. Bischofinn erschien einander; und die Bischofen sahe besser wohne, als die Fürsten, die

sie reiten sollten; und forderte sie auf zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengst sehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an ein Paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aufsuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, während sie sprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flüstern sah, ließ es aus einer dunklen Vorahndung an nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor sechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, so sollt ihr sie haben.“ Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs wohl, aber nicht eben für die Rappen, Geld ausgeben möchte, und machte Anstalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas sagte, er würde vielleicht das nächste Mal, wenn er wieder mit seinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen; sich dem Junker empfahl, und die Zügel seines Pferdes ergriff um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und sagte, er höre, daß er ohne einen Paßschein nicht reisen dürfe. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegenen Gesicht, indem er abging: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du lösen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege. Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sey, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde bestehen möchten, zu umgehen; versprach bei seinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimschreiberei zu lösen, und bat ihn nur diesmal, da er von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. Nun!

sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfing, und seine dürren Glieder durchsauste: laßt den Schlucker laufen. Kommt! sagte er zu den Rittern, kehrte sich um und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvoigt sagte, zum Junker gewandt, daß er wenigstens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, zurücklassen müsse. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn, an Geld oder an Sachen zum Pfande wegen der Rappen zurücklassen sollte? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen selbst zurücklassen. Allerdings, sagte der Schloßvoigt, das ist das Zweckmäßigste; ist der Paß gelöst, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas über eine so unverschämte Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamsschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da in demselben Augenblicke ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück; und ging ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts anders übrig blieb, zu erfüllen, spannte die Rappen aus, und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, versah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu seiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen, und setzte seine Reise mit dem Rest der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl wegen aufkeimender Pferdezucht ein solches Gebot im Sächsischen erschienen seyn könne, nach Leipzig, wo er auf die Messe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorstädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen besaß, weil er von hier aus seinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu bestreiten pflegte, begab er sich gleich nach seiner Ankunft auf die Ge-

heimschreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings sein erster Glaube schon gesagt hatte, daß die Geschichte von dem Paßschein ein Mährchen sey. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf sein Ansuchen einen schriftlichen Schein über den Ungrund derselben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obschon er noch nicht recht einsah, was er damit bezwecken mochte; und nachdem er die Koppel der Pferde, die er bei sich führte, einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus, und sagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinunter gehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Auftritt zu erfahren, daß sein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden sey. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan? und wer während dessen die Pferde besorgt hätte? worauf dieser aber erwiederte, er wisse es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz schon von Ahnung schwoll, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er, statt seiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare ohne Wartung und Pflege zusammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer schwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerste entrüstet, und fragte, was seinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da gerade Ernte gewesen sey, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den

Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl seiner Ohnmacht seinen Ingrimm, und machte schon, da doch nichts anders übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden nur wieder zu verlassen, als der Schloßvoigt von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien, und fragte, was es hier gäbe? Was es gibt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner bei ihm zurückgelassenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre? versuchte, die erschöpften Gaule durch einen Gertenstreich zu erregen, und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angesehen hatte, versetzte: seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen? Ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er schloß, daß er hier keine Flausen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen, und sich durch sie Ruhe im Hofe zu verschaffen wissen würde. — Dem Roßhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Koth zu werfen, und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtgefühl, das einer Goldwage glich, wankte noch; er war, vor der Schranke seiner eigenen Brust, noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederschluckend zu den Pferden trat, und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit gesenkter Stimme: um welchen Versehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sey? Der Schloßvoigt erwiederte: weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt, und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähren willen auf der freien

Straße übernachten sollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäuligen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er stand noch, und streifte den Rappen die Zoddeln aus, und sann, was in seiner Lage zu thun sey, als sich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden, von der Hasenhetze kommend, in den Schloßplatz sprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen sey, nahm sogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anstimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu schweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehässigsten Entstellung der Sache an, was dieser Roßkamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er sagte mit Hohngelächter, daß er sich weigere, die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr: Das sind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Bläße ins Gesicht trat, stieg vom Pferde, und sagte: wenn der H . . . A . . . die Pferde nicht wiedernehmen will, so mag ers bleiben lassen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: schafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und ging ins Haus. Kohlhaas sagte, daß er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger schmeißen lassen, als sie so, wie sie wären, in seinen Stall zu Kohlhaasenbrück führen wolle. Er ließ die Gaule, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen, und ritt davon.*

* Auf wie schrecklichem Wege — bis zum eigenen Verderben — sich Kohlhaas Recht verschafft, berichtet der Fortgang der Erzählung.

F. C. Schlosser.

Friedrich Wilhelm I.

(1836.)

Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat sich der Geschichte dieses Königs bemächtigt, und hat seine Schattenseite so grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine solche Diktatur oder Despotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meister des bittern Spotts und geistreicher Verhöhnung, Voltäre, hat auf den ersten Seiten des Buchs, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem geizigen und tyrannischen Regenten, und von der unseligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Teutschland Statt fand und hie und da noch Statt findet, Nachtheiliges und Empörendes sagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltären, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieser gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugesetzt: und Voltäre's Freundin und Correspondentin, die Fürstin von Bayreuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundzwanzig Jahren hervorgezogen hat, fast noch schlimmer behandelt, als Voltäre selbst. Wer indessen das Buch der preußischen Prinzessin, welches wohl hätte ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben können, aufmerksam lieset, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beispiel und Wirkung abschreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern teutschen Rohheit und Barbarei des Königs vor der

falschen, prahlenden, eiteln, boshaften, verschwenderischen, französischen Hofbildung seiner Tochter, wie sie sich in dem Buche ausspricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, dessen Uebermaas lächerlich und gehässig ward, schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speisete und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umständen nach, nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verschwendenden Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutschen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, diesem eben so widrig und lästig war, als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etikette am Hofe seines Vaters. Eine teutsche Bildung gab es gar nicht (das werden wir unten beweisen), und Weber in seinem veränderten Rußland versichert uns ganz ausdrücklich, daß alle teutsche Vornehmen die teutsche

Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen ſchenkte, haßten und verfolgten jede Philoſophie und Poeſie, wenn ſie nicht etwa geiſtlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philoſophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, ſo muß man wiſſen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deshalb lobten. Einige Beiſpiele werden übrigens zeigen, daß Fürſten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grauſam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anſchaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln, und dieß Alles mit den vorher angeführten Laſtern und der Verſchwendung der Höfe zu vergleichen, ſo wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerſtandes eine gleichmachende Willkühr: edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und academiſch-franzöſiſche Gelehrſamkeit der Zeiten ſeines Vaters die teutſche Derbheit ſeines Charakters geltend machte, mögen einige Beiſpiele folgen. In ſeiner Zeit, wie heutiges Tags, war es an den Höfen vornehm, franzöſiſch zu ſprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man teutſch, unter ſich radbrechte man lieber franzöſiſch, als daß man ſich im guten Teutſch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der franzöſiſchen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrſchende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch ſeine Familie franzöſiſch erziehen, ſprach, wenn der Anſtand bei fremdem Beſuch es erforderte, ſelbſt franzöſiſch, duldete aber gleichwohl nur die teutſche Sprache

in seinen Abendzirkeln, unterhielt sich nur teutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten teutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verspottete und verhöhnte daher auch seines Vaters oder vielmehr seiner Mutter ganz nach französischem Muster eingerichtete, in Teutschland, wo so vieles Nützliche fehlte, ganz unpassende Berliner Academie als ein leeres Schaugepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Genesung, erkannte er die Arzneiwissenschaft als abhängig von den Naturwissenschaften und schenkte der Academie für diese eine kleine Summe. Er umgab sich daher auch nicht, wie alle andren Fürsten, mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Markis, wie man damals zu thun pflegte, als seine Gesandte an fremde Höfe, weil er sehr verständig behauptete, „zu seinen Geschäften habe er Teutsche genug, und ein zierliches Compliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sey des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müsse.“

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissen seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er, im Leben und in Büchern, zu seiner Zeit nur das Abgeschmackte der teutschen Gelehrsamkeit, des Bücherschreibens und der unsinnigen Citirwuth, die sein natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte sah. Der König sagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verse machten und alle Bücher, die über die verschiedenen Theile der Wissenschaften geschrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wissen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, diese schnell zu gebrauchen. Wenn er daher jemanden befragte, und dieser nach der in Schulen und Universitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weise einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, der dieses oder jenes gesagt habe, so schnitt die teutsche Natur gleich ab und sagte: Er wolle nicht wissen, was dieser

aber ganze große Volke, sondern nur der Mehrzahl seiner Völker. Er schuf, wie bei Christ seiner Kirche, seinen Germanen ein neues Recht, eine Gesetz- und Gerichtsform, aber auch damit verwandte man, freilich seinen Absicht, es schnell eben so entgegenwirkte als anerkennungsvoll; allein er sah gleichzeitig das Bedürfniß der practischen Wissenschaften für eine Zeit, wo Theologien noch zu Jahrhunderten das Alleinsicht verlieren, sehr gut ein.

Heinrich Gründung Prinzip hatte leicht freilich seine Seite Neuerungen gegen einer Meinung der Einwohnern: es sei aber auch damals keinem Fortschritte, gegen die Christlichkeit, wie man sagte, eine Bestimmung zu setzen. Das Bischofs der Gründung mit den Klöstern gleichwohl sehr gut sich. Er schuf sich dem Kaiserer Gesetzmäßigkeiten die katholischen Fortungen (die einzigen außer den Gesetzen, worin man politischen Bestrebungen Einfluß der Gründung anschauen durfte), die Bischöfe, Brandenburg, Hamburg, Salzburg, Bremen und Minden, und dann sind seinen Kaiser wenige und bleiben bei Zeit eher in der Landschaft gesetzlichen Gesetzen, eher als Heinrich entfernen. Heinrich, wenn Gangst in seinen Kaiserer gegen seine Fortung bedurfte, war eher seine Diener eifersüchtig gegen die Gesetzen Gesetz, Heinrich, wenn er gern ihre Diener bekannt machen wollte, die Bischöfe seine Gangst wieder erkannten: aber beide Kaiserer waren in Gangst Kaiser, sie, wenn selbst wollte, und in Fortungen gegen Gesetzen die Diener Fortung seinen sogen. Der Gesetzen der Gründung, der Gründung, der der Kirche, um die Gesetzen Gesetzlichkeit, Einheit und Klugheit zu verfassen, und allen gesetzlichen Bischöfen, und Klöstern und Gesetzmäßigkeit Gesetzlichkeit, um das Gesetz auf eine klare ungestörte und volle Gesetz der Gesetzlichkeit Gesetzlichkeit, Gesetz eine gesetzliche Gesetzlichkeit Gesetzlichkeit gesetzlichen und von das Bild des seinen Gesetzes und der damit verbundenen Gesetzlichkeit der Gesetz, die in Gesetzlichkeit gesetzt wurden.

Die großen christlichen Gesetzlichkeit Gesetz von Gesetzlichkeit Gesetzlichkeit für das practische Leben in Gesetzlichkeit wahr. Gesetzlichkeit als Gesetzlichkeit, weil sie Gesetz der Gesetzlichkeit und die Gesetzlichkeit

Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengstlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heineccius, den die Holländer nach Leiden riefen, und um dessen Verabschiedung sie ihn baten, nicht aus dem Lande lassen wollte, so war dies nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrsamkeit; sondern theils wollte er die Hallenser des Mannes nicht berauben, den er als sein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da sie nicht litten, daß er große Leute für sein Regiment aus den Niederlanden ziehe, so wolle er auch nicht zugeben, daß der Jurist zu ihnen komme.“ Was er vom römischen Recht in deutschem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in seiner Gesellschaft ebenfalls mit barbarischem handgreiflichen Spotte verhöhnt war, als Professor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder schickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauern Art urtheilenden Königs unterwarf, davon giebt die Rechtspflege, die er übte, ein schreckliches Beispiel. Nach seinem gesunden Verstande urtheilte er, wenn von Prozessen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unsinnig sey, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erst zu fragen, was die alten Juristen und Justinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur sein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Procedur nach seiner Art abkürzte, dann sah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtsprechen, und half schnell zu Recht oder Unrecht; allein alle gesetzliche Ordnung hörte dabei auf, und selbst unter Türken und Barbaren wagt der Regent selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er mischte sich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit, wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf das vorher bestandene Gesetz, auf das Her-

kommen aber auf Übereinstimmung ausdrücklich abzielende, die verschiedenen Ansichten durch Ausgleichung einander nahe bringende Verhandlungen nicht vorausgegangen sind, so kann es leicht geschehen, daß die Stände, welche sich durch die Ausschreibung zu einer Versammlung berufen sehen, diese Berufung als eine Gelegenheit betrachten, ihre Beschwerden und Wünsche, ihre Ansprüche und Forderungen, ohne Rücksicht auf die Ansichten und Absichten der Regierung, vorzubringen, und daß sie, wenn diese nicht sogleich Gehör finden, sich in Opposition setzen, und ihre Bewilligungen von der Erfüllung ihrer Wünsche abhängig machen. Dann kann es geschehen, daß die Regierung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, sich genöthigt sieht, die Versammlung wieder zu entlassen, ohne daß sie irgend etwas erreicht hat, was sie wünschte, und daß sie sich dann in der Lage befindet, ihre Bedürfnisse auf anderem Wege zu befriedigen, oder sich mit Unzufriedenheit, Mißmuth und Verstimmung auf beiden Seiten, mit Erbitterung und Feindseligkeit auf Seiten der Stände, mit Ungeduld und Ungnade auf Seiten der Regierung, trennen. Dann kann es geschehen, daß die Regierung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, sich genöthigt sieht, die Versammlung wieder zu entlassen, ohne daß sie irgend etwas erreicht hat, was sie wünschte, und daß sie sich dann in der Lage befindet, ihre Bedürfnisse auf anderem Wege zu befriedigen, oder sich mit Unzufriedenheit, Mißmuth und Verstimmung auf beiden Seiten, mit Erbitterung und Feindseligkeit auf Seiten der Stände, mit Ungeduld und Ungnade auf Seiten der Regierung, trennen. Dann kann es geschehen, daß die Regierung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, sich genöthigt sieht, die Versammlung wieder zu entlassen, ohne daß sie irgend etwas erreicht hat, was sie wünschte, und daß sie sich dann in der Lage befindet, ihre Bedürfnisse auf anderem Wege zu befriedigen, oder sich mit Unzufriedenheit, Mißmuth und Verstimmung auf beiden Seiten, mit Erbitterung und Feindseligkeit auf Seiten der Stände, mit Ungeduld und Ungnade auf Seiten der Regierung, trennen. Dann kann es geschehen, daß die Regierung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, sich genöthigt sieht, die Versammlung wieder zu entlassen, ohne daß sie irgend etwas erreicht hat, was sie wünschte, und daß sie sich dann in der Lage befindet, ihre Bedürfnisse auf anderem Wege zu befriedigen, oder sich mit Unzufriedenheit, Mißmuth und Verstimmung auf beiden Seiten, mit Erbitterung und Feindseligkeit auf Seiten der Stände, mit Ungeduld und Ungnade auf Seiten der Regierung, trennen. Dann kann es geschehen, daß die Regierung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, sich genöthigt sieht, die Versammlung wieder zu entlassen, ohne daß sie irgend etwas erreicht hat, was sie wünschte, und daß sie sich dann in der Lage befindet, ihre Bedürfnisse auf anderem Wege zu befriedigen, oder sich mit Unzufriedenheit, Mißmuth und Verstimmung auf beiden Seiten, mit Erbitterung und Feindseligkeit auf Seiten der Stände, mit Ungeduld und Ungnade auf Seiten der Regierung, trennen.

stellung übergaben und er spöttisch und laconisch, deutsch, französisch und lateinisch antwortete. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften sich bei Friedrich Wilhelm nicht sehen lassen, und die Junker mußten, so sehr sie widerstrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Foderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten statt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum, womit sie Anfangs wegen der allerdings eigenmächtig aufgedrungenen Bedingungen nicht zufrieden waren, sich gefallen lassen; sie mußten ihrem Anspruch, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen; adlige Pachtungen hörten auf, damit bessere Bewirthschaftung eintreten könne, Der König zeigte sich, wenn es Gerechtigkeit oder sein Geldinteresse galt, ganz unerbittlich und jede Rücksicht des Standes verschwand. Das zeigte er, als er den Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie summarisch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen seinen eigenen Sohn, den großen Friedrich, als ihn dessen allerdings anstößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen dessen Freund von Katt, der sterben mußte, obgleich die ersten und würdigsten Herrn des Reichs seine nächsten Anverwandten waren.

Was die Mode angeht, so wollte sein militärisches Auge nur Zöpfe sehen; Haarbeutel und eine gewisse bunte Kleidung der damaligen Pariser Mode war ihm tödtlich verhaßt, niemand wagte in Berlin darin zu erscheinen, und die französische Gesandtschaft war nicht wenig überrascht, bei einer großen Revue die Pariser Tracht, in der sie erschien, an den Profoßen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln versehen waren.

Schauspieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigsten Italienische und Französische, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poesie Feind, war aber ein Muster bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Fr. de la Motte Fouqué.

Der Rothmantel.

(1814.)

Berthold war ein deutscher Handelsmann, und es soll ihm einmal folgende merkwürdige Begebenheit zugestoßen seyn, die, wenn auch nicht in allen ihren Umständen verbürgt, doch aus mannigfachen Ursachen das Wiedererzählen wohl verdient.

Er hatte sich in einer der großen Gebirgswaldungen unsers Vaterlandes verirrt, und weil er zu der Zeit um vielen Gewinnst Vieles wagte, führte er an Kostbarkeiten, Wechseln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter sich auf dem Pferde, so daß ihm anfing bange zu werden, wie er so mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einsam und auf unbekannten Wegen hinritt. Daß er in eine sehr abgelegene Schlucht gerathen war, konnte er wohl merken, denn das Wild war ganz und gar nicht mehr scheu vor ihm, und die Eulen kreischten so nahe über ihm hin, daß er oftmalen ganz unwillkührlich den Kopf in die Schultern zog, vor ihren dreisten Flügeln und ihrem häßlichen Klatschen mit den Fittigen. Da ward er endlich eines Menschen ansichtig, welcher mit festem Tritte den Fußsteig vor ihm entlang ging, und sich ihm auf Befragen als einen Köhler kund gab, der mit seinen Hausleuten hier im Forste wohne. Des Reisenden Bitte um Nachtlager und um Zurechtweisung auf morgen, war bald und so treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verschwand, und man im besten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Hausfrau mit einer

Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Gesichter der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts, und der Lichtstrahl, welcher auf des Wirthes Antlitz fiel, offenbarte so altdeutsche, zuversichtliche Züge, wie wir sie noch glücklicherweise unter unserm Volke häufig anzutreffen gewohnt sind.

Man trat mitsammen in die helle, warme Stube, und setzte sich um den gemeinschaftlichen Heerd, wobei der Reisende so wenig wegen seiner Reichthümer Besorgnisse empfand, als wäre er nach Hause gekommen zu Vater und Mutter und Geschwistern. Er schnallte bloß sein Gepäck vom Hengste los, welchen er einem Sohne des Köhlers gern zur Besorgung überließ. Dann setzte er seine Bürde in die erste beste Ecke des Zimmers ab, und wenn er seine Waffen dicht hinter sich legte, geschah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reisesitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahndet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte sich nun einander Unterschiedliches hin und her, der Kaufmann von seinen Reisen, der Köhler von dem Walde, und die Familie sprach freundlich, aber bescheiden drein. Dabei hatte der Köhler guten Birnmost aufgesetzt, und man trank sich einen immer bessern Muth, weshalb es vom Reden zum Singen, von Geschichten zu Liedern kam. Die Kinder des Köhlers stimmten eben einen lustigen Rundgesang an, da pochte es auf eine seltsame Art an die Thüre. Der Finger dessen, der draußen stand, klopfte ganz leise, ganz leise; aber der schwache Schall ließ sich dessen ungeachtet ganz deutlich durch die Stube hin vernehmen, und tönte selbst durch der jungen Stimmen hellen Jubel sehr hörbar durch. Man hielt mit dem Singen ein und ward etwas ernsthafter, während der Hausherr freundlichen Angesichts rief: „nur immer herein, Vater; in Gottes Namen!" —

Da kam ein kleiner sittiger Greis zur Thüre leise hereingeschlichen, grüßte Alle sehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwundert ansah. Dann aber näherte er sich dem runden Tische und nahm den untersten Platz ein, der für

ihn offen gelassen zu seyn schien. Berthold mußte sich gleichfalls über ihn verwundern. Denn er trug eine Tracht, die aus sehr alten Zeiten her zu seyn schien, dabei aber noch gar nicht verschossen oder zerrissen war, sondern vielmehr höchst sauber gehalten. Dabei war er, wie schon gesagt, sehr klein, aber anmuthigen Angesichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer lag. Die Familie sahe ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an. Berthold hätte gern gefragt, ob er etwa der Großvater des Hauses sey, und ob er an irgend einer Krankheit leide, davon er so bleich und betrübt aussähe? Aber so oft er den Mund aufthun wollte, sah ihn der Alte mit einem halb scheuen, halb unwilligen Wesen an, welches so eigen heraus kam, daß Berthold lieber stille schwieg.

Der Alte faltete endlich bittend seine Hände, schaute nach dem Hauswirthe und sagte ganz heiser: „nun bitte, wenn es seyn kann, die Betstunde." — Der Köhler begann sogleich das schöne alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder!" — in welches die Kinder mit einstimmten und die Hausmutter; der fremde Greis auch, und zwar so gewaltiger Stimme, daß die Hütte zu dröhnen schien, und Jeder, der es nicht gewohnt war, sich darüber wundern mußte. Berthold konnte erst auch vor Verwunderung gar nicht zum Mitsingen kommen. Das schien den kleinen Alten unwillig und bange zu machen; er warf seltsamliche Blicke auf Berthold, und auch der Köhler ermunterte diesen durch ernsthaftes Winken, daß er doch mitsingen solle. Das geschah denn endlich, Alles war zufrieden und andächtig, und nach noch einigen Gebeten und Liedern ging der kleine Greis verneigend und demüthig wieder zur Thüre hinaus. Als sie aber schon in die Klinke gesprungen war, riß er sie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und schmiß sie dann krachend wieder zu.

„Das ist ja sonst gar seine Manier nicht;" — sagte der Köhler erstaunt, und wandte sich dann mit einigen entschuldigenden Worten an seinen Gast. Der meinte, der alte Herr

sey wahrscheinlich wohl etwas gemüthskrank? — „Das lasse sich nicht läugnen, entgegnete der Köhler, aber er sey unschädlich und thue Niemanden etwas zu Leid. Wenigstens wisse man seit langer Zeit nicht die mindesten Beweise davon." — „Das einzige Kämmerlein aber, so ich Euch anweisen kann, fuhr er fort, schließt nicht recht gut, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt Euch aber dadurch nicht irren; irrt ihn nur nicht, und er geht von selbsten wieder hinaus. Zudem, denk' ich, werdet Ihr ja wohl so müde seyn, daß Ihr nicht leicht von seinem Treiben erwacht; denn er geht, wie Ihr auch schon hier werdet bemerkt haben, außerordentlich leise." — Berthold bejahte das Alles mit lächelndem Munde, aber ihm war doch bei weitem nicht so gut mehr um's Herz, als vorhin, ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum; und als ihm der Wirth die enge Stiege hinauf leuchtete, drückte er den Mantelsack fest an seinen Leib; auch sah er unvermerkt immer nach seinen Pistolen und seinem Hirschfänger.

Oben in der kleinen, winddurchrauschten Kammer ließ ihn der Köhler alsbald allein, nachdem er eine Lampe sorgsamlich so aufgehängt hatte, daß sie ohne Feuersgefahr dem Gaste leuchtete, und nachdem er diesem den göttlichen Segen zu seiner Nachtruhe gewünscht hatte. Der Wunsch aber schien seine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Es war ihm lange nicht so unruhig und so verstört zu Muthe gewesen. Ob er sich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bett begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Bald lag ihm sein Mantelsack zu weit, bald seine Waffen, bald wieder Beides nicht bequem genug zur Hand. Er stand darüber mehrmal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einschlief, fuhr er vor jedem Windesgeräusch in die Höhe, jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben so unversehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle seine kaufmännischen Entwürfe und Speculationen wirrten sich mit der Schlaftrunkenheit zu einem bedeutenden Rade zusammen, von dem er auf keine Weise los konnte,

ohne daß er doch vermögend gewesen wäre, das Einzelne zu sondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie eine so gewaltige, ausschließliche Begier nach Gewinn empfunden, als in diesem wunderlichen Zustande, der ihn endlich dennoch in einen Schlaf schaukelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.

Nach Mitternacht mochte es seyn, als er einigemal ein leises Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit wollte von ihrer lange bestrittenen Herrschaft nicht lassen. Wenn er auch einmal die schweren Augenlieder aufschlug, und es ihm gar vorkam, als treibe sich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im schlaftrunknen Sinne: er irre sich, und der Köhler habe es ihm ja überdieß auch vorher gesagt. Da kamen endlich die Unterbrechungen zu oft; ein Erschrecken, wie ein plötzlicher Schlag, schüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufmann saß richtauf mit großen Augen im Bette und sah, wie der Greis von gestern Abend an dem Mantelsack herum nestelte, und dazu mit einer Art von höhnischem Mitleiden nach ihm herüber schaute. — „Räuber! zurück von meinem Eigenthume!“ — schrie der Kaufmann in Grimm und Bangigkeit. Davor schien sich der Alte sehr zu entsetzen. Er ging eilig nach der Thür, schien ängstlich zu beten, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.

Berthold hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach seinem Mantelsack zu sehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen sey. Für einen Räuber konnte er diesen freilich nicht halten, aber ob der Wahnsinnige nicht etwa im kindischen Muth blanke Steine eingesteckt oder kostbare Papiere zerzaust habe, das war eine andere Frage. Die Schlösser und Bänder schienen wohlverwahrt, und auch, nachdem sie gelöst waren, zeigte sich Alles in bester Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne doch vielleicht schon unterweges etwas verloren oder verdorben seyn, meinte er, und suchte immer weiter fort, sich erquickend an seinen Reichthümern und

dennoch höchst unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren. In diesem Eifer ward er durch ein Athmen an seiner Wange gestört. Er meinte erst, es sey der Nachthauch, der durch das schlecht verwahrte Fenster dringe, und wickelte sich in seinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und störender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, sah er mit Entsetzen des kleinen Alten Antlitz haardicht an dem seinen. — „Was machst Du hier? schrie der Kaufmann; kriech' zu Bett' und wärme Dich!“ — „Im Bette wird mir's immer noch kälter, krächzte die heisre Stimme zurück, und ich sehe gerne so schöne Sachen, als Du da hast. Aber ich weiß freilich bessere, ach noch viel bessere!“ — „Wie meinst Du denn?“ fragte Berthold, und konnte sich des Einfalles nicht erwehren, das ungeheure Glück, woran er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch diesen Wahnsinnigen zu. — „Wenn Du mitkommen wolltest! seufzte der Greis. Unten, tief unten im Walde, am Moorgrund“ — „Nun, mit Dir könnt' ich's schon wagen,“ entgegnete Berthold. Da wandte sich der Alte nach der Thür und sagte: „Laß mich nur erst meinen Mantel umnehmen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus.“ — Berthold blieb nicht lange im Zweifel; denn kaum war der Alte aus der Thür, so klinkte es auch schon wieder daran, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann im blutrothen Mantel, ein gewaltiges Schwerdt unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach seinen Waffen. — „Nun ja, sagte der rothe Mann, Du kannst sie immer mitnehmen; mach' nur, daß wir hinaus kommen in den Wald.“ — „Mit Dir hinaus? schrie Berthold. Ich will nicht mit Dir hinaus. Wo ist der kleine, alte Mann?“ — „Ei sieh mich doch nur recht an, sagte der Rothe, und schlug den Mantel weiter vom Gesichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwischen dieser furchtbaren Erscheinung und dem kleinen Greise, fast als wären es Zwillingsbrüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerstört aussah, was sich dort demüthig

und ſtille gezeigt hatte. Berthold aber glaubte nun ſich und ſeine Schätze verrathen. Er ſchrie laut: „wenn Du Deinen blödſinnigen Bruder abſchicken wollteſt, die Leute in Dein Netz zu fangen, ſollteſt Du nicht den Betrug ſo unſinnig ſtören. Ich gehe nun einmal nicht mit Dir, auf keine Weiſe.“ — „So? ſagte der Rothe; thuſt Du's nicht? Du ſollſt aber.“ — Und damit ſtreckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Berthold feuerte in Todesangſt ſein Piſtol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hauſe munter und regſam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte ſich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Fauſt nach Bertholden zurück drohte.

„Um Gott! rief der Köhler hereinſtürzend, was habt Ihr denn mit unſerm Hausgeiſte angefangen?“ — „Hausgeiſt?“ ſtammelte Berthold, und ſah ſeinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen ſollte, dachte er faſt, er müſſe welche verlieren, und hier das ganze Haus ſey in Verſchwörung wider ihn. Der Köhler aber fuhr fort und ſprach: „er iſt mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in ſeinem rothen Mantel, mit Waffen und Wehr.“ — Da er nun aber ſah, daß Berthold ihn ganz und gar nicht verſtand, bat er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles ſich ſchon wegen des Schuſſes in Beſorgniß verſammelt habe; da wolle er zugleich ſeine Hausleute und ihn beruhigen. Berthold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelſack unter dem linken Arm, das noch geladene Piſtol ſchußfertig in ſeiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er ging überhaupt nur hinab, weil er ſich in der großen Stube ſichrer hielt, nahe an der Hüttenthür, als oben in der engen, geſperrten Kammer. Unten ſahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterſchied von dem geſtrigen Beiſammenſeyn zum heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Köhler aber erzählte in kurzen Worten Folgendes:

„Als ich zuerst hier in die Hütte kam, ging der Hausgeist immer in der furchtbaren Gestalt um, wie Ihr, Herr Gast, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte d'rum kein anderer Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieser Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis seiner Gewalt. Er ist einer meiner Vorgänger gewesen, sehr reich und sehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß vergraben gehabt, und ist bei seinem Leben immer fern umher gestrichen, durch das Revier, wo seine Schätze lagen; dazu hat er einen rothen Mantel umgenommen; wie er gesagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwerdt und Musketonner zur Hand gehabt. Als er nun gestorben ist, hat er die Schätze Niemanden mehr zeigen können, mag auch vergessen haben, wo sie lagen, und deshalb ging er ganz irr und in Bethörung ein, und in so fürchterlicher Gestalt."

„Ich aber dachte so: bist du fromm und betest fleißig, so kann dir auch der Teufel in der Hölle nicht schaden; wie viel minder denn ein armer, bethörter Spuck. Und da zog ich in Gottes Namen mit Frau und Kindern hier ein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu schaffen; wenn man so in Gedanken seines Weges geht, und es steht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, das noch dazu gespensterlicher Art ist, kann sich auch wohl der Herzhafteste erschrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, und auch meine Frau hat sich auch oftmalen gar furchtbarlich davor entsetzt."

„Ja, und nun wird die gräßliche Zeit wieder von vorn angehen, seufzte die Hausfrau. Vorhin hat er schon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutigrothen Kleide zur Thür herein gesehen." — „Thu', wie Du damals gethan hast, sagte der Köhler: bete, habe fromme Gedanken, und es schadet Dir nichts."

Im selben Augenblick rasselte es an der Thürklinke heftig und ungestüm; Alle fuhren zusammen, die Kinder weinten. Der

Köhler aber trat entschlossen vorwärts, und sagte mit lauter Stimme: „mache Dich fort, im Namen des Herrn. Du hast hier an uns nichts zu suchen!“ — Da hörte man es wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er sich wieder zum Heerde setzte:

„Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine solche verordnet seyn. Wir werden um so fleißiger beten, und wachen über uns selbst. Hatten wir ihn doch schon so weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz sittig geworden war, abendlich unsern Betstunden beiwohnte, ein freundliches, gutes Gesicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Gestalt zusammenschwand: als wolle er nun bald die verstörten Glieder von der Erde schwinden lassen, und zur Ruhe legen bis auf den großen Tag. Kinder, Ihr habt ihn als stillen, demüthigen Hausgeist liebgewonnen; es hat Euch ordentlich leid gethan, daß er in seiner Zerknirschung niemals einen andern, als den untersten Sitz beim Abendgebet einnehmen wollte, — arbeitet nun freudig an seiner und Eurer Ruhe, mit Gebet, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch gestern war.“

Da standen sie Alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hand des Hausvaters, zu thun nach seiner Ermahnung, und nicht laß noch feige zu werden in Bekämpfung des Bösen, wie auch immer die Gestalt seyn möge, in der es sich an's Licht wage. — Dem Berthold aber war ganz wild und zerstört dabei zu Muthe. Bald hielt er sich für fieberkrank, und daß ihm all' die seltsamen Dinge nur so in der Bethörung des wahnwitzigen Muthes vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe hier ein Narrenspiel mit ihm; bald endlich gar, er sey unter eine heuchlerische Räuberbande gerathen, und Alles nur auf sein Geld und Gut abgesehn. Er begehrte sein Pferd. Da lief der älteste Sohn alsbald zur Thür, der Hauswirth aber sagte: „Ihr thätet besser, zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieser Dämmerungsstunde ist es sehr unheimlich im Forst.“ —

Als er aber auf der Abreise bestand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Köhler ihn nur aus Treue und Pflicht zum Bleiben genöthigt hatte. Er wollte diesem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand sich aber mit solchem Unwillen zurückgewiesen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederholen. Der Hengst stampfte draußen vor der Thür, der Mantelsack war bald auf dem Sattel befestigt; Berthold schwang sich hinauf und nahm Abschied von seinem verwunderlichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlassen, als er gestern Abend empfangen worden war. Mißmuthig und in seltsamen Zweifeln trabte er auf dem angewiesenen Wege durch den Wald hin.

Er konnte sich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner so durchaus recht hätten, und der Geist Unrecht. — „Denn, sagte er zu sich selber, ist es kein Gespenst, so sind sie Betrüger, und ist es eines, so thut es doch vollkommen gut daran, seine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benutzung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht der beglückte Lebende bin!“

Dazu sahen die Bäume so seltsam aus und ganz unerhört; der Morgenwind pfiff ihm wie ein verheißenes Land entgegen; die Nebel wanden sich gleich feiernden Säulengängen vor ihm in die Höhe, und wie er drunter hinritt, dachte er: „die Natur ist mit mir im Bunde; und ist sie das, so darf auch keine Verblendung mir in den heilsamen Weg treten.“

„Glück auf!“ — jauchzte er; und kaum hatt' er's ausgesprochen, so gewahrte er schon, wie der Rothmantel neben ihm herging und immer beifällig nicht nur zu seinen Worten, sondern auch zu seinen Gedanken zu nicken schien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber je mehr er der Gründe, um sich zu beruhigen, erdachte, je mehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weise von selber zu sprechen anfing:

„Mir ist doch am Ende bei den Köhlersleuten erbärmlich

zu Muthe geworden, Geſell. Das ewige Beten und Singen hat mich ganz heruntergebracht; und ſaheſt Du ſelbſt, wie ich ſo klein war und zuſammengeſchrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamſt Du herein, und mir ward wild erſt, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — ho! und ich kann wachſen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübſch hochmüthig und denke: Du ſtändeſt ſchon oben und wäreſt ein ganz anderer Kerl, als Deine Mitmenſchen allzumal, ein ganz herrlicher, von der Natur, ohne Arbeit und Mühe, begünſtigter Kerl; da ſtehſt Du, wo ich Dich haben will, und der Schatz iſt Dein. Die Köhlersleute ſind um ein Merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?" —

Wohlgefällig nickte Berthold, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den Beiden lag, mit Fichtennadeln beſtreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er wollte mit ſeinem breiten Hirſchfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entſetzen gewahr, daß ihm der Rothe von der andern Seite half, und daß, wo er ſeine Fäuſte einſchlug, ein ſchwefelblauer Dampf aus der verſengten Erde ſeltſam betäubend emporſtieg.

Der Dampf erhob ſich, die Erde ſtöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten ſich ein paar Aſchentöpfe, die vor dem Morgenhauche ſelbſt alsbald in Aſche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geiſt ſehr kläglich ſeine beinernen Hände, und winkte nach dem nächſten Hügel hin.

Sie gruben wieder, und fanden wieder Aſchentöpfe, und Aſche und öden Graus. Und fort ging es zu andern Hügeln, und troſtlos ſchloß der eine wie der andere ſeine trübe Höhlung auf. Da ward der irre Geiſt ergrimmt, ſchlug mit den knöchernen Fäuſten gegen die Bäume, daß Funken davon umherſprützten, und ſchalt den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden, und habe es diebiſcher Weiſe entwendet. Berthold erbebte vor der gluthrothen Geſtaltung, die ſich höher und höher

ausklamm in dem Grimme, wohl über die Gipfel der Bäume, Blocken und Felsen hinaus. Die Felsen der Halde, Alle einem Hauptlichen Gipfel hinter der Spitze in alle vier Winde und abwärts, und man hörte in einem andern Theile des Morgenlandes, Frühstück und Abendessen. Gerstbach (man sich verschiedener zu können verschiedenen Theile zurück, und es zu Ehren der Schlagwetter) an einem Stamme gebunden hatte; dann sah auf, und rauhte auf der halb gefrorenen Hauptsache nach Gerstbach Ehren zu. —

Indem verschiedene Stimmen, die Gerstbach in Ruinen, andere Stimmen, die nach Gerstbach, von mannigfachen Gefühlen gedrängt, Besorgen und unruhig, aber doch nicht alle hier, daß ihm die Gesichter mit Blutstropfen und der Blutstropfen gänzlich und dem Gesichte gefrieren wäre. Gerstbach schaute so ernsthaft und mit Besorgnißmiene, daß mit einer seltenen Geschwindigkeit Einer, und alle er nun auf dem Schauerige entfloh wieder in Gesicht Gegend kam, eine Feine Besorgniß groß, seine Gemeinschaftlichkeit Einer gegen, um die abgeschlossen, den Handel aufgefressen Weg Handy aufgeschaut, abgeholt der Mund wieder schaurig und den Ihren Hand Gerstbach, in und es und weiter, und nur Barbara, in dieser Handschuh, Gerstbach begleitet, war der Aufgeschlossen klar.

Und wie nun Barbara behagten sich schlich, Gerstbarige Gesichter in die Thür, daß die Kanonen den Bäumchen, langsam es nun der Jagdluft bewahrten, kannt, daß der ehrlose, gesichtlich Gesichtes Aller bei dem Fenster. Der nächtige den Gesichten gegen den Wissen und Gewissen, und weil den Gesicht einen der Kanonen zur Besorgung an, in wenig, und alle andern Besichter den Besorgung, in daß sie sie weiter erkannt kamen, Wissenschaften klein.

So war Gerstbach sich auf und, wie bereit; man sagte sich wieder um den Gesellschaft. Gerstbach wurde aufgenommen; der Wirth, den Gerstbach den Gesicht eingenommen hatte, blieb zu Gerstbach Gesichten weiter hier, als erwartet man nach seiner

mit jedem Abend den seltsamen Besuch. Alles blieb still und sah sich zweifelhaft an, so daß von der ehemaligen Bewirthung gerade nur Eins fehlte, aber freilich eben das beste Theil: trauliches Gespräch und herzensfroher Gesang.

Da that der ehrsame Köhler seinen Mund auf und sprach folgendergestalt: „Was Ihr vor einigen Jahren mit unserm Hausgeiste angefangen habt, wissen wir nicht, Herr Gast. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angst haben wir genug ausgestanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals wieder bei uns übernachten, und da wünscht' ich von Herzen, Ihr schafftet Euch fromme Gedanken an, um weder uns, noch den Hausgeist zu verstören. Was zwar diesen betrifft, so mein' ich, Ihr könnt ihn uns nun so leichtlich nicht wieder verderben, und hättet Ihr auch gar nichts in Kopf und Herzen, als Geld und Gut. — Aber still jetzt, Ihr Alle; die Zeit der Betstunde ist herauf."

Alle falteten ihre Hände, der Hausvater nahm sein Mützchen ab, und begann abermals das schöne Lied zu singen: Nun ruhen alle Wälder. — Berthold sang ehrerbietig mit, jeden Augenblick die Erscheinung des Hausgeistes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Gestaltung erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that sich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob sich, wie wenn man mit benetztem Finger auf schön gestimmten Gläsern streicht.

Kaum war die Betstunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute. „Das ist der Hausgeist, sagte der Köhler; anders giebt er sich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unsres Gemüths."

Es war etwas in Bertholds Herzen, das ihm sagte, er sey noch nicht werth, hier zu übernachten. Er begehrte sein Pferd, aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weise brachte es ihm der älteste Sohn, und nahm man Abschied von ihm, merkend, daß ihn kein schlimmes

Gefühl von dannen treibe, und beschrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Gesinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein schönes Licht streifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Sträuche des Gebirgswaldes mit unbeschreiblich lieblichem Glanze.

* * *

Diese Geschichte hat viel Fabelhaftes an sich, sie mag auch wohl eine Fabel seyn; wer sie aber für gar nichts weiter hielte, als für das, thäte dem Schreiber, sich selbst und sogar auch der guten Sache großes Unrecht.

Digitized by Google

Cl. Brentano.

I. Gockels Leichenrede auf Alektryo.

(1838.)

Alle Anwesenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiser und legten sie drum her, da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon schweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu, und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienste Gallina's und besonders Alektryo's, wie des edlen Hahnengeschlechts überhaupt. Nachdem er die Herkunft Alektryo's von dem Hahne Hiobs nach der Erzählung Urgockels mitgetheilt hatte, sprach er unter Anderm:

Wer gibt die Weisheit in's verborgene Herz des Menschen, wer gibt dem Hahnen den Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlaf erweckt, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: „die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts.“ Wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnen; dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet

den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Frommen weckt er zum Gebet und den Gelehrten ruft er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermuthiget das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang und das Vierte geht wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich Keiner erheben darf" — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch steht des Hahnen Bild auf dem Deckel des A=B=C=Buches, die Schüler zu mahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn,

sein Haupt ist geziert mit Busch und rother Helmdecke und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist besport. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet, gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn; schreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: „bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die süßen Triebe mit zu fühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht; — stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. — O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf sein Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Mercur, dem Aesculap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten verdenken, daß sie sich Alektryo's bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die inkognito krähte. Ja wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!“ u. s. w.

Noch unaussprechlich vieles Erbauliche, Moralische, Historische, Allegorische, Medizinische, Mystische, selbst Politische brachte Gockel in dieser schönen Leichenrede an, welche auch oft von dem lauten Schluchzen und Weinen Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen ward. Selbst alle Vögelein gaben ihre Rührung mit leisem Piepen zu verstehen; weil aber der größte Theil der Rede aus Colerі Haushaltungsbuch und aus Gesneri Vogelbuch u. s. w. herrührte, zogen sich die

zuhörenden Vögel, denen es viel zu lang dauerte, nach und nach in der Stille zurück, — und da er nun gar noch allerlei Abergläubisches von der Alektryomantie, eine Art zauberischer Wahrsagerei vermittelst der Hahnen, und von dem Hahnenei, woraus die Basilisken entstehen, vorbrachte, ward Frau Hinkel auch etwas unruhig, — doch hielt sie sich noch zurück — dann aber kam er auf einen gewissen unpartheiischen Engländer zu sprechen, und was dieser von Hahnen und Hinkeln gesagt; da ward es Frau Hinkel nicht recht wohl und sie sprach: „Lieber Gockel, ich glaube, wir haben das schon gehört, wir sind auch noch nüchtern, ich fürchte die Milch wird sauer, ich habe auch noch kein Wasser zum Kaffee am Feuer, ich dächte wir hielten einen kleinen Leichenschmaus." Da lächelte der gute Gockel, umarmte Frau Hinkel und Gackeleia und begab sich, selbst ermüdet von der schlaflosen Nacht, gern mit ihr in den Hühnerstall.

II. Der Welt Urtheile über geistliche Vereine.

Eine Betrachtung.

(Datum unbekannt.)

Von je haben die Kinder der Welt, das heißt die Genossen jener Gemeinschaft, die ihre eigene Verherrlichung Gottes sucht, kirchliche, durch Gelübde verbundene Vereine abwechselnd bald mit Verachtung und bald mit einer fast ins Lächerliche gehenden Wuth, immer aber mit einer gewissen Angst verfolgt und zu unterdrücken gesucht. Sie wehren sich gegen dieselben wie ein verkehrtes Kind gegen Schule und Arznei und wie das böse Gewissen gegen das unvermeidliche Gericht. Aber endlich, wenn der Gräuel der Zerstörung vollendet ist, wird die Welt von der Wahrheit so gezüchtigt sein, daß sie von Herzen dankend neuen Segen von solchen Vereinen geistlicher Thätigkeit hinnimmt, deren Saatkorn ewig aus den Händen des Heilandes in den

Schooß der Kirche niedergelegt ist. Danken wird sie dafür, sagen wir, denn nicht die politischen Marktschreier, nicht die Culturquacksalber, nicht die Humanitätsbärenführer nicht die Erziehungsseiltänzer nicht die Finanzalchymisten, nein, nicht das ganze Theaterpersonal der modernen Volksbeglückung mit seinen hohen Künstlerleistungen, sie Alle werden nicht diese Hilfe mit allen ihren Heilssurrogaten, die noch nie die Zeit des Patentes überlebten, dem Volke unnatürlich aufpfropfen; sondern sie wird wieder erscheinen, wie der Schatz, den der Herr in den Acker gelegt, auf seinen Wink zu seiner Zeit hervortritt, wie das Heil aus dem Schooße der Noth zu seiner Zeit geboren wird und der Quell aus der Wüste zu Tage bricht. Die Wüste aber wird dann grün werden und eine Weide der Lämmer. Eben weil solche heilbringende Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur dann aus der Natur der Menschengeschichte hervorgehen, wenn die Gnade Gottes sich ihr durch den Glauben verbindet, haben sie sich von Anfang und zu allen Zeiten in den Momenten ihrer Demüthigung, Buße und kindlichen Aussühnung mit dem Vater wiederholt; und werden deswegen nie als ein Machwerk des stolzen, selbstsüchtigen Weltgeistes erscheinen, der seit dem Thurmbau zu Babel fortfährt, in steter Sprachverwirrung ewig von neuem scheiternde Selbsthilfe zu versuchen, und jene allein auf Gotteshilfe vertrauenden Verbindungen anzufeinden, zu verläumden, zu stören und zu verderben.

Es ist wahr, eine jener geistlichen Verbindungen steht bereits den spekulativen Kindern der Welt wieder an. Sie verschmähen es nicht von den mühseligen Früchten geistlicher Arbeit leiblichen, zeitlichen Nutzen zu ziehen. Jene Orden, die den Leib der Kranken pflegen und den Armen nähren, erscheinen ihnen gar bequem und wohlfeil; denn nachdem die Welt durch die Zerstörung aller anderen Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur an Armen, Sittenlosen, Kranken und Wahnsinnigen reicher geworden, glaubt sie diese Trophäen ihrer weltbeglückenden Feldzüge, diese Ausbeuten ihrer wissenschaftlichen Kunstreisen,

diese Rheumatismen ihrer philosophischen Luftfahrten in keinen besser verwalteten und weniger kostenden Museen aufstellen zu können, als in den Hospitälern der barmherzigen Schwestern.

Das Nasenrümpfen und hämische Maulziehen unserer bettelstolzen Zeit bei der Erwähnung geistlicher Orden spielt häufig in die Grimasse eines Don Ranudo de Colibrados hinüber, der so adelstolz, als hungrig, mit hochgetragener aber schnuppernder Nase, mit verachtendem aber wässerndem Munde den Hirsenbrei seines essenden gutmüthigen Dieners anblickt. Noch ein Grad Armuth und Hunger mehr, und die hoffärtige Figur, die bereits stark mit den Knieen schlottert; — was als Vivacität gemeldet wird, dürfte mit der Nase in die Schüssel fallen. Dazu aber wird der fromme Diener unter stillen Thränen des Dankes das Benedicite sprechen. Die Infanten der hohen Herrschaft aber werden sagen: Nicht wahr, Gnaden Papa! das schmeckt besser als hungern. Sieh, wir haben uns seit lange schon heimlich das Leben damit gefristet, haben dir auch etwas davon während einem Mittagsschläfchen in den Mund gestrichen, den du alsdann aufzusperren pflegst. Es war immer dann geschehen, wenn du nachher so artig schmatzhaft und uns hoch und theuer versichertest, es befinde sich die hohe Familie und deren Unterthanen im blühendsten Zustand.

Ich will mich noch näher darüber erklären, was ich unter jenen Lebensmitteln verstehe, die der Welt im Schlafe, während sie sich wunders was Großes von eigener Hülfe träumen läßt, durch Kindesliebe und Dienertreue zufließen. Geschieht es nicht oft, daß eine Zeit noch mit stolzen Proklamationen von moralischem, wissenschaftlichem, künstlerischem, commerziellem und finanziellem Gedeihn um sich wirft, während sie kein ander Saatkorn gründlicher Hilfe mehr aufzuweisen hat, als jenen Geist vereinter Thätigkeit, der sich in dem wiederbekehrten oder in dem noch nicht verkehrten Theile der Generation überwintert hat, und nun aufkeimt. Jenen Geist der Ordnung meine ich, der viele Einzelne mit Aufopferung ihres individuellen Nutzens

zu einem starken Ganzen vereinigt, um der Noth zu begegnen. — Ich verstehe auch zum Beispiel darunter, daß nicht selten, während die Jugend durch irreligiöse Doktrinen, verkehrter und in todter antiker Hoffart versteinter Lehrer verderbt wird, in den Familien der Geist der Andacht aus der Tradition einer bessern alten Zeit bereits wieder aufblüht. — Ich verstehe darunter ferner, daß während Bibelmeere austraten, um den Unglauben zu ersäufen, und dieser seine Backsteine zum Thurmbau von Babel sprachverwirrend und sinnspaltend dabei aus dem Schlamme formt und brennt, in der allgemeinen Verwirrung hier und dort bereits manche stille sich zu verschiedenen Einzäunungen und Eindammungen des Glaubens vereinigt, so wie andere auf offener Fluth verschlagen, die erlogene Seekarte verfälschter Geschichte, welche ihnen die Entdeckung des Schlaraffen-Landes verhieß, über Bord werfen und einer schier vergessenen, mütterlichen Sage von einem Felsen heiliger Tradition und einer ewigen Kirche auf demselben zu steuern.

Nirgends zeigt sich die göttliche Weisheit bewunderungswürdiger, als in ihrer Art, den menschlichen Uebermuth zu demüthigen. Ebenso wie die Dilapidation gerade dann am schamlosesten zu sein pflegt, wenn sie mit dem Geize schwanger geht, und wie die Aufklärung auf ihrem höchsten Punkte somnambül werden muß, um sich selbst im Innern zu erkennen; so auch wiederfährt ihr aller Orten das Gegentheil von dem, was sie erwartet. — Der seiner selbst unsicherste Unglaube, der bei den modernen Christen sich arglistig eingeschmeichelt, macht bereits in neuester Zeit oft die beunruhigende, unangenehme Erfahrung, am Theetische mit einigen Gespenstern und armen Seelen aus dem magnetischen Hades confrontirt zu werden, und die Hausfrau ist etwa gar so unschuldig, ihn zu einer Katechese derselben aufzufordern. — Während ein modischer Denkglaube noch im großen Salon unbeschränkt zu gebieten scheint, fängt es im eleganten Boudoir magnetisch und somnambulistisch zu spuken an. Stiefel, Arzneigläser, Amulette marschieren ohne Menschen durch

die Glocke, und aus einem Meinungsantrag, der nicht gestattet wird, kommen schmerzliche Geschichten und Leben um Leben. Alle Leidenschaften und Triebe müssen sich die Wahrheit der Geschichte gefallen. Es thun es ganz plötzlich, am nicht und von Zeitalt entgegnen zu werden. Als gegen etwas, was schon allerlängst und der Langeweile einmal Meinungsantrag einmal zu weit gegangen ist sich, einige Personen haben sich immer gesehen, gegründet, bis, aber entfernen sie sich plötzlich einer Mühlen gegen Zeit, bereits vieler Glocke ein Tagung ist, und wachen man Wahl verschieden sich Inhaberschaften als Tag und dem zu sie Glocke gestanden hat. Alle Stimmen gaben nicht wandten, hat Glockenschlusses einen solchen Geister ausgeschlossen, daß es nun den Stelle einiger Meinungsantrag so lange eben Glocke sei, aber sie entfernen sich plötzlich von diesen Verpflichtungen und ein Unterbrechung der Beurtheilung nach fremde eingetragen. Ihre Bestimmung wäre immer gegenwärtigen Schein zu schließen. Ist es nicht in der That schlimm, daß in einer Zeit, wo man sich allmählig den Gedanken der Wahrheitsgrenze und den Widerstand Grundlage des Glaubensstandes abgewinnen und die Lehre Entschlüsse auf die wenigen vielseitig Ausführungen zu erinnern, daß in dieser Zeit jener Eigensinn in den politischen Glaubensbekenntnissen Geister- und Gedanken-Stimme absichtlich und entschieden das religiösen Bewußtsein ein die Ordnung der neuesten geistigen Bauwerke zur Hemmung des abgeschlossenen Glaubens fremde sein, während sich die einzige Gesellschaft an den Tendenz gleichen thut.

Zahn.

I. Ueber das Bücherlesen.

(1810.)

Bücher gibt es über Alles, und der Büchermarkt hat zum Buchstabenhandel. Darum muß die Kunst zu lesen vielseitig in der Schule geübt und lange bis zur Fertigkeit des Verstehens fortgesetzt werden; soll verlernt die Mißverstehen-Kunst das sich bei mußen im Büchermarkte. Ueberladung gewöhnt niemer Brauch, wie Gebrechlichkeit dann man bekannt einsehen, schlicht, gründlich, Bücher. Aber Wen am Stoff verschwinden lassen, ist eine Erwerbsbeschäftigung; und das Gelesene unterstand gleich bestimmen weiter anbringen, als alle Buch vom Lesling, der seine Bibliothek, und seinen Verstandesgang. Nur langen Bücher und zum sogenannten Zeitvertreib lesen. Nicht eine Büchervorrede gründlicher Büchervorwort vom Büchsgelegten, die wie das wahre Leben erkennen. Aber auch die besten Bücher, die sich im Leben erheben will, nicht Gelehrten, wenn sie so weg lieset, und der Inhalt in die Glieder spielt, Unsere Hand anstreicht, Gemeinsitzenden anlacht, und das Wahrscheinlichen Gefühle anrichtet. Romane — Geschichtserzählungen sind die lustigsten Sonntagsmittel für den Feiertagsrock-Verbringer, und nur wenige Konkurrenz bieten jenen Klassen Romane Stoffe verloren. Viele sogenannten Unterhaltungsschriften werden gelesenmorgenschwer von einem Tagesgeschäft, wie mit dem Gutscheinstuhl ihr Sonntagsleben aufhalten. Auch ist die Sprache, wenn die Darstellung, gut und deutlich, verschieden der Klug, Klugheiten

ihr Gleichenmaß/ nämlich die Sandalen. Schon die Alten sah man Mantelträgerinnen und Leichenbestattungsluft. Ungeziefer wimmelte/ theils/ daß Frauen der umwandelnden Schönheit wegen schwärmten/ theils/ daß Frauen der umwandelnden Schönheit wegen schwärmten. Auch die natürlichen Mauleselweiber verbanden sich Lastpferden der Gold- und Lastsäcke/ Gewandstoffe und verschmähte/ prahlerisch und verzierten. Männer ist von großen Liebeshändeln. Wandergeschichten! Das große Gedränge/ wie im Theater eine Versuch Frage entstand voll/ die unter und über und wider allen Umstand sind. Gastgeschichten! Die Gastfreundschaft/ welche die Gastgeschichten! Ein Wagen ist schöner gestellt und voran Gastgeschichten/ ein Komödiant mit vollständigen Thieren/ die Gastgeschichten/ und das Leben/ Gastgeschichten. Die Mitbrüderschaft Herren vom Kriegsrathe/ tragen die Opferen im Krieg. Kalk war Gastgeschichten/

und Tugend. Es ist Teufelsvermessenheit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen, es ist dumpfsinnige Verblendniß, solchen grobangelegten Beherungen Glauben zu stellen. Diese Schriftler stümpern Ein schülermäßiges Uebungsstück über das andere,, wagen Gottmenschlichkeit zu beschreiben, so in selbstsüchtiger Thierheit nur das eigene liebe Ich lieben. Da predigen sie von Lebensweisheit, wie Bettler von gutem Haushalt; von Menschenkenntniß, wie Seelenverkäufer; von Menschenbeglückung, wie Henker in der Marterkammer. Menschenkenntniß besitzt nur der wahre Mensch, das eigene Herz ist der Schlüssel zu dieser Geheimschrift. Mit gewöhnlicher Menschenkunde, wie solche der Spähmann kundschaftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatschbruder in Regel verfasset, und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, sind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menschen verstehen wie sich selbst, liebend und überlegend sein eigenstes Wesen aus dem Sein auffassen, bedarf einer Geschwisterseele, ohne die so manches Edelherz verglühn und erkalten muß, und der Pöbel richtert. Pförtner, Kundschafter und Auspasser — behelfen sich mit einer Kniffslehre, die sie „Umgang mit Menschen" nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menschheit Fahne verlassen, heißt: „Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, die Welt, wie sie ist, es gehn lassen, wie's geht, sich nicht kümmern, wie's seyn sollte." Damit glauben sie dann Alles abgethan, wenn sie erbärmliche Pfiffe auskramen, oftgebrauchte Ränke empfehlen, und das Uebel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube ansehen. Eins nur vergessen sie! Daß die Welt gerade deshalb so arg ist, weil schon so lange Wesen ihres Gelichters, Taugenichte, Thunichtgute, Stöhrenfriede darin gehaust haben, von diesem Ungeziefer aber niemand anders will, und auch keinen andern bessern mag.

Was nicht ist, wie es sein soll — taugt nicht. Das zu begreifen, gehört nicht hohe Weisheit, mit dem gemeinen Leben kommt man schon aus. Ein Schneider, der ein Kleid versieht, muß es ändern; ein Schuhmacher, der unbrauchbare Arbeit ab-

liefert, sie zurücknehmen; ein Beleidiger, der mit Schmähworten ausgefallen, sie abbitten; kein Handwerker, kein Tagelöhner darf Pfuschereien mit solchem Machtspruch beschönigen, vor keinem bürgerlichen Gericht gilt solche Ausflucht! Wie sollten sie nun bei der höchsten Behörde statt finden? Was sein soll, ist möglich und nothwendig — sonst wäre Seinsollen Unding und Unsinn. Was noch nicht ist, wie es sein kann, muß dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten strebten immer nach Besserwerden und Bessermachen, diesen Gottähnlichkeiten des Menschen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umsonst und vergebens. Sie kannten die Menschen, wie sie waren, das heißt, wie sie durch eigene Leidenschaften und Laster versunken, durch fremde Neuverführung unheilbarer, durch wechselseitige Mißhandlung entmenschlicht. Diese Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen sicher zu schlafen, zu essen, zu trinken, zu genießen und dann bei Gelegenheit so zu sterben. Der große Haufen ist damit vollkommen zufrieden, und aus seinen Büchern lernt er nicht anders. Aber so wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch versteht was ihm fehlt, sich aufs Höchste vor Ansteckung in Acht nimmt, übrigens bei Leibe nicht sich mit Heilungsversuchen abgiebt: so bleibt auch der ein armseliger Halbmenschenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als diese einseitige Abschilderung der schlimmsten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menschen- und menschlicher Anstalten Vollkommnung, und es giebt Raum für die Tugend in jedem Wirkungskreise. Man muß sie öffentlich von Jedermann fordern, nur im Stillen nicht von Jedem erwarten. Allmutter Natur verwünscht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; sie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav sein. Und so beschränkt ist keine Zeit, und so eingeengt kein Raum, daß nicht ein Thatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt ent-

keimen könnte. In jeder Lage kann jeder Mensch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerschöpft Gaben ausspendet. Nur muß er auf die Stimme des Gewissens hören, durch Sinnenrausch den Mahnruf nicht übertäuben, in seinem Herzen muß es ewig wiederhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menschheit sein und werden kannst."

Reich sind wir an trefflichen Büchern, an solchen, die jeder Deutsche lesen, wiederlesen, immerlesen, auswendig behalten sollte. „Denn viele Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen thut es auch nicht; sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu" ist Luthers Leseregel, die mit goldenen Buchstaben auf dem Aushängeschilde jeder Bücherleihe prangen müßte. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über diese. „Bergk's Kunst Bücher zu lesen" sagt weit weniger, als der Titel. Es läßt sich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichste enthält, was der nach Mensch- und Deutsch-Werdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredlung, Mutherhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befestigung edler Vorsätze, zur Schutzbegeisterung bedarf. Es könnte eine „Deutsche Bücherhalle", ein „Deutscher Bardenhain" sich erheben, wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Lust. Aus dem Wallhalla unserer Geschichte könnte eine Geisterversammlung, ein „Deutsches Enherion" erscheinen, wie Ossians Geister mit Sonnenstrahlen die Harfensaiten spielen.

Was soll bis dahin gelesen werden? Die Antwort wäre ein Geistergericht, dazu bin ich nicht befugt; nur Salomons Siegel gehorchen Geister. Aber was ich als Deutscher zu fühlen Recht habe, will ich als Bill aussprechen. Die Dichtkunst ist des Menschen treu gebliebene Freundin, so alt als die Sprache und die Urgestalt von jeder ursprünglichen lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Uebung in eine schönere Welt zu entrücken, erregt den heißen Wunsch, das Gute zur Herrschaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen,

das Wahre lebendig darzustellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der Andern sind ihre schönsten Geschenke. Wir Deutschen würden glücklicher und Deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbststolz.“ Recht haben wir dazu, mehr, als alle die andern — die doch so weit damit gekommen. Vorzüglich lassen die Dichter unsere Sprache und unser Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat so viele Dichtersammlungen, fast jeder Sänger hat seine Geistesblüthen besonders gesammelt. Nicht ohne Unterschied sollen zuerst die Pfleglinge eines Einzelnen dargeboten werden. Das schönste Blumenbeet ist selten ganz rein von Unkraut. Unsere bisherigen Blumenlesen haben wenig geleistet. Wer in der Folge einzelne zu Sträußen auslieset, diese in ein Gewinde zusammenflicht, walte mit Ordnerkraft und Zartsinn, wie der Harfner in Wilhelm Meisters Lehrjahren; „wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für die besondere Gesellschaft [der Leser] ein eigenes Ganze entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte, indem er nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in Circulation brachte.“

Wir haben unser Bücherwesen verkannt, „den Wald vor Bäumen nicht gesehen,“ „das Pferd gesucht und darauf gesessen.“ Wenn wir ein Mal auf andere Art läsen? In der Kinderstube statt Feenmährchen Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Lessing, Pfeffel, wenn sie in Fabeln lehren. In der Unterschule Schlözer's Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, und Campe eher, als Nepos. Weiterhin Göthe vor Ovid und Horaz; Voß früher, als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon; Müller's Schweizergeschichte eher, als Cäsar und andere; Zollikofer u. a. vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopstock vor und als Pindar.

Das Zusammenlesen hat noch andere Vortheile, als bloßes Kennenlernen. Viele unsichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfaden werden dadurch angesponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einsam in Oeden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einsiedlerisch, das Edle begeistert nicht bloß verstohlen. Schon beim Anhören werden Geister und Herzen sich verstehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austausch der Gefühle, Mittheilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Mensch wird je von seinem Volke allein gelassen bleiben. In die Einsamkeit begleiten ihn dessen Geister, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Trost und Rath zu, erscheinen als Lichtgestirne in Gefahren, wohnen stellvertretend im Herzen und Gedächtniß; daß er, immer mit sich und seinem Volke einträchtig, sein Lebensziel durchmesse.

II. Turnanstalten.

(1816.)

Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendigste Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.

So lange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Daseyn auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten verflecht — wird die Turnkunst einen Haupttheil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauch-

kunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besondern Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch, und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbstständigen Völkern, und gehört auch nur für freie Leute. Der Sclavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker. —

Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in einem steten Wechselgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweisen, Selbstversuchen, Ueben, Wettüben und Weiterlehren, folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörensagen, sie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: sie haben das Werk erlebt, eingelebt, versucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht, die den Muth niemals im Elend lassen. Nur langsam steigert sich die Kraft, allmälig ist die Stärke gewachsen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein schwer Stück vergeblich versucht, bis es nach harter Arbeit, saurer Mühe und rastlosem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, so bald man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Gesehen

haben, was andern endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung es auch zu leisten. In der Turngemeinschaft wird der Wagemuth heimisch. Da wird alle Anstrengung leicht, und die Last Lust, wo andere mittwetturnen. Einer erstarkt bei der Arbeit an dem andern, stählt sich an ihrer Kraft, ermuthiget sich und richtet sich empor. Ein Beispiel wird so das Vorbild, und reicht weiter als tausend Lehren. Eine echte That ist noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Ohne eine Turnanstalt sollte billig keine namhafte Stadt in deutschen Landen forthin bleiben. Den Einwurf: „Es kostet was" können nur Tröpfe vorbringen, die gern als Köpfe spuken möchten. Menschen werden gezählt, Männer gewogen und sind nicht zu erdrillen.

Auch der kleinste Ort könnte und sollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach seinen beschränktern Bedürfnissen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchspiel des platten Landes müßte wenigstens ein vollständiger Turnplatz seyn, wo sich dann aus den größern und kleinern Ortschaften die turnfähige Jugend zusammenfinde, und in jugendlichem Wettturnen versuche. Wenigstens an den Denktagen der Erlösung, Auferstehung und Rettung des Deutschen Volks sollte dazu Rath werden. Der 31. März, 18. Junius, und 18. Oktober sind recht eigentlich zu großen Turntagen gewonnen. Im Laufe der Zeit können gar leicht aus diesen kleinen Anfängen größere Feste werden. Wann dann die gesammte Jugend erst eingeturnt ist, so wandern die Turnfertigsten aus dem kleinern Ort in den größern, von dort am folgenden großen Turntage die Preisringer zur Gaustadt, und so an jedem kommenden Feste immer weiter zur Mark- und Landesstadt, bis sich endlich die besten Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeste in der Hauptstadt treffen.

Friedrich Karl von Savigny.

Wesen und Werth der deutschen Universitäten.

(1827 und 1832.)

So Vieles hat von jeher dahin gewirkt, uns Deutsche zu vereinzeln, daß es wohl nöthig scheinen mag, auf die noch übrigen der gesammten Nation gemeinsamen Güter öfter unsern Blick zu richten, sowohl um uns ihres Besitzes, der uns das frische Fortleben der Nation verbürgt, zu erfreuen, als um die Mittel ihrer Erhaltung zu erwägen. Unter die eigenthümlichsten und würdigsten dieser gemeinsamen Besitzthümer sind jederzeit unsre Universitäten gerechnet worden, die daher nicht selten warme Freunde und Lobredner gefunden haben. Das zuverlässigste Zeugniß aber für ihren Werth lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit Derjenigen, welche einen Theil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie auch nun durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte völlig ersetzt werden können. Freilich auch an starken Widersachern hat es, vorzüglich in diesen letzten Jahren, nicht gefehlt. Die mildesten unter denselben meinten, die Universitäten hätten sich überlebt, und die stets fortgehende Entwicklung unsres Bücherwesens mache sie mehr und mehr entbehrlich; Andere finden sie bedenklich für die Ruhe der Staaten, oder für das Wohl und die Sitten der Jugend. Jene und Diese wünschen, wenn auch nicht

die Auflösung der Universitäten, doch eine solche Umbildung, welche einer Auflösung fast gleich gelten möchte. Vielleicht kann eine Untersuchung über das eigentliche Wesen dieser Anstalten dazu beitragen, die streitenden Meinungen zu versöhnen, wenn es gelingt zu zeigen, daß was die Freunde daran lieben, auch von wohlgesinnten Widersachern gebilligt wird, und daß was diese bekämpfen, dem Wesen der Universitäten fremd, ja feindlich entgegengesetzt ist.

Vom Mittelalter her hat sich im größten Theil von Europa die Gewohnheit verbreitet, Schulen zu gründen, in welchen durch mündlichen Unterricht zu den wichtigsten Arten eines öffentlichen Berufs der Grund gelegt werden sollte. Wie mannigfaltig auch die Gestalt und Anwendung dieser Schulen nach Zeiten und Ländern abwechseln mochte, so blieb doch allgemein und vorherrschend die Ueberzeugung, daß der eigentliche Weg zu einem öffentlichen Leben, und vorzüglich zum Dienst der Kirche und des Staates, durch sie hindurchführe, und man kann daher in diese gemeinsame Bestimmung das Wesen der Europäischen Universitäten setzen.

So lange nun die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, mußten solche Schulen für unentbehrlich gehalten werden, indem es ganz an äußeren Mitteln fehlte, die zu jenen Zwecken nöthigen Kenntnisse anders, als durch mündliche Lehre, hinreichend, zu verbreiten. Durch den Bücherdruck ist diese äußere Unentbehrlichkeit der Universitäten verschwunden. Nicht nur ist schon jetzt eine hinlängliche Anzahl von Schriften zum eigenen Unterricht in allen Wissenschaften vorhanden, sondern es würde leicht sein, für jede Art des öffentlichen Berufs eine zusammenhängende Reihe vorbereitender Lehrbücher eigens zu veranlassen. Auf diese Weise würde für den äußern Zweck nothdürftig gesorgt sein, ja es würde dieses für alle Theile wohlfeiler und bequemer geschehen, als es gegenwärtig durch die Universitäten geschieht. Sollen sich diese dennoch erhalten, so kann es nur deßhalb geschehen, weil durch sie wichtige und eigenthümliche Vortheile erreicht werden,

welche bei dem bloßen Bücherunterricht aufgegeben werden müßten. Gerade dieses nun ist wirklich der Fall, und um es anschaulich zu machen, worin diese Vortheile bestehen, ist es nöthig, die verschiedenen Formen möglicher Mittheilung der Wissenschaften in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen. Es kommt also zunächst darauf an, zu untersuchen, auf welche Weise die Aufgabe des wissenschaftlichen Schriftstellers von der Aufgabe des Universitätslehrers sich unterscheidet.

Der Schriftsteller redet zu Allen, die an seiner Wissenschaft Theil nehmen, Gegenwärtigen und Künftigen, ohne Unterschied ihrer Bildungsstufe. Die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in welcher dieses Publikum vor der Seele des Schriftstellers steht, wird unvermeidlich auch seinem Vortrag einen allgemeinen Charakter geben. Sein Werk hat in dem Maße Werth, als dadurch für die Begründung oder Entwicklung der Wissenschaft ein neuer Gewinn entsteht. Es kommt also nur in Betracht als einzelne Thatsache in der Geschichte dieser Wissenschaft, und der Schriftsteller selbst ist gleichsam nur ein Organ des idealen Geistes, durch welchen diese Wissenschaft fortgehend gebildet wird, So wirkt Alles zusammen, um die Persönlichkeit des Schriftstellers, und den besondern Weg seiner individuellen Entwicklung, dem Auge des Lesers zu entrücken.

Ganz anders der Universitätslehrer. Ihm gegenüber steht eine Anzahl bestimmter, persönlich bekannter Individuen, Alle auf ziemlich gleicher Bildungsstufe, dieser Wissenschaft in der Regel noch unkundig, aber mit frischer, unabgenutzter Jugendkraft. Diesen Schülern soll die Wissenschaft, soweit sie gegenwärtig entwickelt ist, in dem Lehrer gleichsam personificirt erscheinen. Er soll das, was in langer Zeit und sehr allmählich entstanden ist, so lebendig in sich aufgenommen haben, daß ein ähnlicher Eindruck entstehe, als wäre die Wissenschaft jetzt und mit einemmale in seinem Geist erzeugt worden. Indem nun so der Lehrer die Genesis des wissenschaftlichen Denkens unmittelbar zur Anschauung bringt, wird in dem Schüler die verwandte

geistige Kraft erweckt und zur Selbstanstrengung genöthigt; es bleibt nicht blos Lernen und Aufnehmen, sondern lebendige Aneignung, was man von in sicherlegten Werken zur Verfügung gestellt wird. Auch schon im Wissenschaften wenden wir uns die Erfahrung, sind wir auf Tradition einer Erfahrung von Augen treten, weil auch beachtet und übergangen werden, ohne sich auf sichere eingegangen, während bleibtes Bedürfnis, bei absichtiger Erfahrung weiter forschte, von selbst persönlicher Kraft erlebt, und so und selbständig und ungestützt werden. Und von hierin weiß die Erziehung ganz besonders auf geistiger Umbildung, gemeinen und Bestimmung einer Verbindung und Selbstständigkeit. Es kann nun und bei voll ungeschwächtem persönlichen Interesse die regelmäßige Strenge hierin ihrer der Wirksamkeit sein. Man kann sich ganz diese Weise Wissenschaft verschieden Bildungsweg unter allen Verhältnissen bewähren; aber auch sie sieht mit einer Wirksamkeit in die Wissenschaft verbunden steht, und die Freiheit und Mannigfaltigkeit bequemt, und die Wechselwirkung Lehrer, die gedeihlich werden Mannigfaltigkeit erfordern, und da ist, und den Universitäten einen Lehrer, durch Bildung zu religiösen Einheit verbindet. Die Form weist auf die verwandten, und auf die Weise in seinem Verbindung gelegt hat: „Schreiben ist ein Abdruck der Gedanke, Rede, die sich seine ein mündiger Gemeinde gar sehr Form. Der Gedanke wird selbst und in Gedanken, Menschen durch seine Persönlichkeit, die Zeugen am Gedanken und der Zeugnis, und sein Lehrgebäuden und die einzelne Mitteilungen. Diese sind es, welche die Welt bleiben und weder gänzlich noch wesentlich aufhören können."

Auch hierher Gegenteil haben Arten wissenschaftlicher Mitteilung in wirklichen Leben oft durch Lehrgänge verschieden wirkt, dass der Schriftsteller seinen Lesern Stoff, Gedanken und Stoff wählt sich durch Lebendigkeit und Individualität der persönlichen Wirkt, und wandte Gestaltung wirkt in Form Zeugen und Mitteilen einem gemeinschaftlichen Kreis schließt. Aber die eine Form des Buches und die eine Form des persönlichen Vor-

trags bleiben immer dieselben, wenn gleich Derjenige, welcher sich eine dieser Formen erwählt hat, in das Gebiet der andern hinübergreifen mag.

Dieser Werth der Universitäten ist von ihren Freunden nicht selten, wenn gleich oft nur in dunklem Gefühl, anerkannt worden; aber indem man es versäumte, ihn auf bestimmte Begriffe zurück zu führen, entstanden wichtige Irrthümer über die eigentlichen Bedingungen desselben, welche nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung und Anerkennung einzelner Lehrer blieben, und welche hier angedeutet werden sollen. So ist es irrig, den Werth eines Lehrers abzumessen nach den Entdeckungen, die er selbst in der Wissenschaft gemacht hat, und die er in seinen Vorlesungen mitzutheilen pflegt. Zwar wird durch diese Neuheit des Inhalts das lebendige Interesse an den Vorlesungen in dem Lehrer selbst und in den Schülern erhöht, und so der wahre Zweck gefördert werden können; an sich selbst aber ist sie diesem Zweck fremd, und wie ein trefflicher Lehrer gedacht werden kann, welcher niemals die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert hat, so kann einem Andern die Wissenschaft viel verdanken, welcher als Lehrer wenig leistet.

Es ist auch irrig, obwohl sehr gewöhnlich, den Werth eines Lehrers nach dem guten Vortrag abzumessen. Zwar wird die Leichtigkeit, womit der Lehrer seine Gedanken richtig und geschmackvoll in mündlicher Rede ausdrückt, dem wahren Zweck förderlich sein, und es wird von vielen Lehrern allzuwenig Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gewendet, indem hierin mit Absicht und Bewußtsein mehr geschehen kann, als man meist anzunehmen pflegt. Dennoch nimmt diese Eigenschaft in der Reihe derjenigen, welche den vorzüglichen Lehrer bilden, nur eine untergeordnete Stelle ein, und wird meist überschätzt. Zu allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bei gutem, ja glänzendem Vortrag wenig wirkten: Andre, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoß zu Stande bringen konnten, und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher,

daß Jene bei aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten, was der Mittheilung werth war, während in Diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte. Es ist aber nicht zu sagen, wie oft von dieser Seite der wahre Werth eines Lehrers verkannt wird, vorzüglich durch die Bequemlichkeit der Schüler, und zu ihrem eignen großen Schaden.

Nahe verwandt mit dem eben gerügten Mißverständniß ist das andere, nach welchem der Werth eines Lehrers ausschließend nach dem Grade der Anregung bestimmt wird, die durch ihn den Zuhörern zu Theil wird. Freilich wer Nichts in Anderen anregt, der ist zum Lehrgeschäft untauglich; umgekehrt aber darf der Anregung nur in so fern Werth zugeschrieben werden, als es gute Kräfte und Richtungen sind, die in dem fremden Geiste hervorgerufen werden. Wer also den Schülern die wissenschaftliche Aufgabe recht hoch stellt, und ihnen jeden, auch den geringen Fortschritt in ihrer Lösung als ein würdiges Ziel ihrer Anstrengung erscheinen läßt, wer sie so zu unermüdeter Forschung anregt, und zu so strengen Forderungen an sich selbst, vor welchem aller Dünkel schwinden muß, der ist der wahre Lehrer. Wer sie aber dahin führt, sich an oberflächlichem Thun und leerem Schein zu befriedigen, und in eitlem Hochmuth abzuurtheilen, wo nur durch aufrichtige Anstrengung der ganzen Kraft des Geistes ein wahrer Besitz errungen werden kann, der hat seine Schüler auch angeregt, aber zu ihrem Verderben, so viel sie ihn auch preisen mögen in ihrer Bethörung.

Endlich ist es auch irrig, den Werth der Universitäten in die persönlichen Berührungen zu setzen, in welchen der Lehrer durch Ernst und Liebe, durch Rath, Ermunterung und Warnung auf die Schüler wirken kann. Zwar wichtig sind diese Berührungen allerdings, wer das Wohlthätige derselben an sich erfahren hat, wird ihr Andenken dankbar in seinem Gemüth bewahren, und kein Lehrer, der mit Liebe und Treue seinem Beruf ergeben ist, wird sie gleichgültig versäumen, oder sich ihnen ent-

ziehen. Dennoch sind sie so sehr vom Zufall abhängig, und auf großen Universitäten nur in so beschränktem Umfang möglich, daß der eigentliche Werth der Universitäten durch sie unmöglich bedingt sein kann.

Sieht man nun ab von diesen theils zufälligen, theils untergeordneten Dingen, so wird man den oben ausgesprochenen wahren Grund der Wirksamkeit der Universitäten in seiner Reinheit anzuerkennen geneigt sein. Dieser wahre Grund also besteht in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers. Und derjenige Lehrer wird diese Wirkung vorzugsweise hervorzubringen geschickt sein, in welchem das Geschäft der wissenschaftlichen Gedankenbildung am sichtbarsten hervortritt. Hierin haben jüngere Lehrer einen natürlichen Vortheil, welcher jedoch in älteren dadurch ersetzt und überwogen werden kann, daß es diesen gelingt, die Jugendlichkeit des Geistes neben der reiferen Kenntniß und Erfahrung zu bewahren.

Es ist oben zugegeben worden, daß die äußerliche Unentbehrlichkeit der Universitäten für unsre Zeiten nicht mehr vorhanden ist, weßhalb man ihre Wichtigkeit für vermindert halten möchte. Auf der andern Seite aber ist eben in diesem Fortgang der Zeiten ein neuer Grund entstanden, durch welchen ihr Werth wiederum erhöht wird. Es ist unverkennbar, daß durch die fortgehende Einwirkung des Bücherdrucks die mechanischen Bedingungen der Verbreitung, und selbst der Entwicklung der Wissenschaften ungemeine Fortschritte gemacht haben, daß aber zu gleicher Zeit die einzelnen Erscheinungen wissenschaftlicher Thätigkeit unpersönlicher werden.

Eine solche im großen Gang der Weltgeschichte gegründete Veränderung zu hindern, ist unmöglich, sie zu beklagen, unnütz; möglich aber und heilsam ist es, entgegengesetzte Kräfte zu erwecken und zu pflegen, wodurch das, was nur in seiner Einseitigkeit verderblich werden kann, zur wahren Bereicherung und Belebung unseres geistigen Zustandes umgewandelt wird. So können sich unter uns die Universitäten eine neue Art von

Allgemeinheit erreichen, indem sie gleichsam den Verstand in den Mittelpunkt aller Zustände projiziren, und indem sie ihren eigenen Kreis möglichst Verstandesähnlich bestalten, welches in der alten Welt auch bei der Bildung der Staatsverfassung für alle verhältnißreiche Mittelstaaten galt, so wechselt Leben und Mittelbildung eingeschränkter nur in ihren äußeren Mitteln, aber nahmen und verschlingen in ihrer Wirkung auf Einzelne.

Allein auch die bisher über das Klima und den Boden der Unterstufen gesagt worden ist, kann gleichmäßig auf alle Stufen angewendet werden, in welchen sich solche höheren Lebensformen finden. Nämlich das auch noch die besonderen Eigenschaften angegeben, wodurch sich die besondern Unterstufen von denen der andern Stufenen unterscheiden.

Als gemeinsamer Charakter beider zunächst darin, daß jede besondere die Gesammtheit der Mittelverhältnisse enthält, daß sich sie auf eine einzelne Mittelverhältniß zu beschränken, in sie bleibt in den Grundverhältnissen mancher unteren Klasse gehalten. Der Unterschied bleibt seiner Anordnung nach in ihnen nun. Indem sie oft auch in gründlich scheinen werden, daß sie diese Abzweigungen nennen kann, wo es sich bloß um die wenige bekannten Klassen der Eingeschränkt antworfen zu machen. Auch diese Art der Abzweigung war auf eine Art Einzelnes Klasse als eine Eigenschaftsklasse mehrere besonderen Unterstufen angeben werden. Denn in Mittelalter, nachdem sie allerdings Unterstufen (Kasse, Gewerbe, Stände) und Eigenschaftsklassen enthalten waren, blieben sie sich doch in allgemeine Schichten, und die letzten nach ihren Werke geistlichen Unterschieden verloren auch gleich Anfangs besonders allgemeinen Charakter. Es ist bei sich nun seinen Bedürfnissen kennen lernen, so war z. B. Charakter sind eine wesentliche Eigenschaften gewesen ist, und wie in Spanien von dem Kreise, den Religionen Bilde, das einzelne Stück durch ein besonderes Bestehen angehörten war. Auch ist hieher allgemeine Charakter sind, wenn den Eigenschaften der besonderen Unterstufen, nur bedeutet ein-

wähnt worden, weil er gegen das System der Specialschulen, welches neuerlich in manchen anderen Ländern Eingang gefunden hat, einen Gegensatz bildet.

Eine zweite Eigenthümlichkeit unsrer Universitäten steht mit dem wissenschaftlichen Zustand der Nation in engerer Verbindung. Bei keinem andern Volke fällt ein so bedeutender Theil der gelehrten Thätigkeit überhaupt den öffentlichen Lehrern anheim, und zu allen Zeiten haben es sich deutsche Gelehrte vom ersten Rang zur Ehre gerechnet, als Professoren an Universitäten, oft selbst an kleinen Universitäten, zu wirken. Daß dieser Umstand in den allgemeinen Zweck der Universitäten höchst glücklich eingreift, ist unverkennbar. Denn in dem Lehrer, welcher zugleich selbst an der Fortbildung der Wissenschaft thätigen Antheil nimmt (obgleich beide Richtungen an sich verschieden sind), wird sich doch am häufigsten die Lebendigkeit des wissenschaftlichen Denkens finden, wodurch allein das Lehrgeschäft gelingen kann, und auf der andern Seite wird die Empfänglichkeit des Schülers für die lebendige Aufnahme des Unterrichts durch den gegründeten Ruf erhöht werden, welchen der Lehrer auch als Schriftsteller genießt. So wird die allgemeine Superiorität, die jedes Lehrverhältniß von Natur begleitet, durch die individuelle Achtung vor dem Lehrer veredelt, und diese höhere Autorität wird dem Erfolg des Lehrgeschäfts förderlich. Ja auch umgekehrt wird das mit Liebe betriebene Geschäft des Lehrers auf die Forschung des Schriftstellers befruchtend zurückwirken. Im wissenschaftlichen Gespräch mit einem Freund kommt mancher Gedanke zur Entwicklung, der sich der einsamen Arbeit entzog. Auf ähnliche Weise wird oft das Verhältniß eines Lehrers zu empfänglichen Zuhörern Gedanken erzeugen oder durch glücklichen Ausdruck beleben, wie es dem bloßen Schriftsteller ohne Reiz persönlicher Nähe nimmer gelungen wäre.

Oken.

Kunst.

In naturphilosophischen Grundlinien.

(1809.)

Die Kunst ist die Darstellung der Sinne in der Natur.

Der Sinn ist aber der letzte Wille der Natur.

Die Kunst ist mithin die Darstellung des Willens der Natur.

Schön ist, was den Willen der Natur darstellt.

Unschön ist, was die Natur durch Kunst darstellt.

Schön ist, was den Willen Gottes in der Natur darstellt.

Die Kunst ist ein göttliches Geschäft. Schön ist, was Gott in einem Naturstück darstellt.

Es gibt auch eine Naturschönheit — bewußtlose Gestaltung des Willens Gottes.

Die höchste Naturschönheit ist das gottgleiche Wesen, der Mensch.

Der Mensch drückt das letzte Ziel des Willens der Natur aus.

Das Ziel der Natur ist, im Menschen wieder in sich zurückzukehren. Das Menschengesicht wiederholt am vollkommensten den Rumpf, und kehrt wieder ganz und gar in den Rumpf zurück. Dasjenige Menschengesicht ist schön, in dem die Wirbelsäule wieder parallel mit der Rumpfwirbelsäule zurückläuft. Die Gesichtswirbelsäule ist die Nase.

Das Gesicht ist schön, dessen Nase parallel geht dem Rückgrath.

Kein Menschengesicht ist so gewachsen, sondern eines jeden Nase macht mit dem Rückgrath einen spitzigen Winkel. Der Gesichtswinkel ist bekanntlich 80°.

Was noch kein Mensch bemerkt hat, und was auch ohne unsere Ansicht der Schädelbedeutung nicht zu bemerken ist, haben die alten Künstler durch Eingebung gefühlt. Sie haben den Gesichtswinkel nicht nur zu einem rechten gemacht, sondern sind noch darüber hinausgeschritten, die Römer auf 96°, die Griechen gar bis 100°.

Woher kommt es, daß dieses unnatürliche Gesicht der griechischen Kunstwerke noch schöner als das der römischen ist, da doch dieses der Natur näher kommt? Der Grund liegt darin, weil das griechische Kunstgesicht den Willen der Natur noch mehr darstellt, als das römische; denn in jenem stellt sich die Nase ganz senkrecht, dem Rückenmark parallel, und kehrt so ganz dahin zurück, wo sie hergekommen ist.

Wer die Natur nachmalt, ist mithin ein Pfuscher, er ist ideenlos, und ahmt nicht besser nach als ein Vogel den Gesang, oder der Affe die Geberden, Mienen.

Im Menschen sind alle Schönheiten der Natur vereinigt.

Die Natur kann auch noch schön sein, insofern sie einzelne Ideen des Menschen darstellt.

Es giebt nur zwei Kunstsinne, das Aug' und das Ohr, auch nur zwei Kunstgebiete, das plastische und das tönende, oder das der Form und der Bewegung.

Das Formengebiet stellt das materielle Universum in seinen Ideen, seinem Willen, also seiner Freiheit dar.

Die Darstellung des weltkörperlichen Universum in den Ideen ist die Baukunst.

Die Darstellung des Himmels im Plastischen ist der Tempelbau.

Der Tempel ist der Kunsthimmel.

Die Darstellung des Planeten im Plastischen ist das Haus.

Das Haus ist der Kunstplanet.

Die Baukunst ist die kosmische Kunst.

Die Darstellung des Individualen ist die Bildhauerkunst.

Die Bildhauerkunst stellt das Irdische, in ihrem Höchsten nur Menschen dar. Sie ist die Heldenkunst.

Diese Kunst, in der Materie geoffenbart, im Licht wiederholt ist die Malerei.

Die Malerei stellt das Himmlische dar, und auch in ihrem Niedersten ein Geistiges.

Die Malerei ist die Kunst der Religion, die Heiligenkunst.

Die Bildnerei ist die Kunst der Heiden, deren Götter Menschen sind; die Malerei ist die Kunst der Christen, deren Menschen Götter, Heilige sind.

Gott kann gemalt, aber nicht gebildet werden.

Die bewegige Kunst stellt die materiale Bewegung und die geistige dar.

Die Darstellung der kosmischen Bewegung ist der Tanz.

Die Darstellung, gleichsam die Bildnerei der Bewegung der Individuen, ist die Mimik.

Die geistige Darstellung des Tanzes ist Musik.

Die geistige Darstellung der Mimik ist Dichtkunst.

K. Ritter.

Die Raumerfüllung auf der Erde.

(1833.)

Die Räume, die Zeiten, die Gestalten und Formen, die Raumerfüllungen in ihren Constructionen und Organisationen auf dem Planeten an sich, immer die einen und dieselben in ihren Werthen, bleiben, in ihren Relationen zum Erdball, als Wohnhaus des Menschengeschlechtes gedacht, nicht dieselben, sondern sie ändern ihre relativen Werthe wirklich mit dem Fortgange der Jahrtausende und Jahrhunderte ab. Die Art der Raumerfüllung wird daher für die Betrachtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehend zu Jahrzehend eine Andere. Denn wenn der Mensch, mit A. von Humboldt's Ausdruck zu reden, neue Organe sich schafft, um mit den genauesten Instrumenten, welche die beschränkte Sphäre seiner Sinneswerkzeuge erweitert, tiefer in die Erdrinde, wie zu dem Meeresboden hinab zu reichen, und dort die Temperatur der Tiefen, die unbekannten Erdarten und Gewässer, die Salzlager, die dichteren Erd- und Wasserschichten und Alles, was ihnen zugehört, durch Batho- und Thermometer, durch Pendelschwingungen, durch Bohrversuche, artesische Brunnen u. dergl. zu sich herauf zu heben, was geschieht da Anderes, als daß die erfüllten Räume der Planetenrinde sich in der That in ein verschiedenes, als das bisherige Verhältniß dieses Wohnplatzes zum Menschen stellen? Und ebenso, wie sich nach oben durch die Organe der Barometer, der Hygrometer und anderer Meßinstrumente, wie einst der

Fernröhre, der Aſtrolabien und anderer Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, der Geſichts- und überhaupt der Gefühlskreis des Menſchen wirklich erweiterte, in demſelben Maaße rückte ihm auch die äußere Welt näher, die Relationen der Raumverhältniſſe wurden für den von Menſchen bewohnten Erdball Andere.

Aber nicht nur die Diſtanzen nach unten und oben, ſondern auch die Raumunterſchiede nach allen Richtungen hin werden durch ähnliche Fortſchritte einer univerſellen Telegraphik umgewandelt: ſeien es neuerfundene Organe der genannten Art, oder wiſſenſchaftliche Fortſchritte, oder Kulturentwicklungen, wodurch die Völker ſich in andere Räume verbreiten lernen, wie die Pflanzen und Thiere in andere klimatiſche Zonen gedeihlich übergehen und die bis dahin unzugänglich gebliebenen, alſo fern abliegenden Enden der Erde — ſeien es eiſige Polarkreiſe, oder himmliſche Gipfelreihen, oder einſame gleichſam bis dahin mondferne, oceaniſche Inſeln, von denen keine Spur des Daſeins für das Menſchengeſchlecht vorhanden war — mit in den Kreis der civiliſirten Völkergemeinſchaft gezogen werden. Was früher nicht vorhanden ſchien, tritt hiedurch im Daſein hervor; was früherhin fern lag und unerreichbar, tritt nun näher in die Berührung, ja in den Bereich des täglichen Verkehrs.

Die Raumerfüllung zeigt ſich bekanntlich auf dem Erdball unter den beiden Formen des Rigiden und des Flüſſigen, oder des Unbewegten und des Beweglichen; zu den Raumabſtänden der rigiden Oertlichkeiten kommen alſo auch die Raumunterſchiede der flüſſigen oder fließenden Formen, oder die räumefüllenden Bewegungen um den Erdball. Ihre Verhältniſſe ſind doppelter Art; die der Räume und der Zeiten, in denen ihre Bewegungen zu Stande kommen. Dieſe raumfüllende Bewegung iſt wiederum doppelter Art; rein phyſiſch, nach den Geſetzen der Mechanik, Phyſik, Chemie, wie die Verbreitungen und Bewegungen der Imponderabilien, der Wärme, der Electricität, des Magnetismus u. ſ. w., wo die Verbreitungen vielleicht ſchon mit den

Erzeugungen nach Raum und Zeit in dieselben Grenzen mehr oder weniger zusammenfallen mögen; oder wo sie wahrnehmbarer, den Raum wirklich materiell ausfüllende Bewegungen sind, die ihre bestimmten Grenzverhältnisse in Raum und Zeit um das Erdrund gewonnen haben; wie die Windsysteme, die Ebben und Fluthen, die Strömungen der Meere, die raumwechselnden Metamorphosen der Atmosphäre in Wolkenbildungen, Meteoren aller Art, und die durch diese mit in Bewegung gesetzten, aber willenlos sich nur mechanisch fortbewegenden irdischen Theile oder Körper, seien sie lebloser oder lebender Art.

Aber doppelter Art, sagten wir, seien diese Verhältnisse, weil zu jener bloß physischen auch noch eine andere, die beseelte Bewegung hinzukommt, welche dem irdischen Leben des Erdballs angehört, indem der Mensch die raumfüllende Bewegung beherrscht und sie zum Träger seiner Bestrebungen macht, wie durch das Segel, oder die Aërostatik, oder die Pferdekraft, oder die Schnelligkeit des Rennthiers und des Dromedars, oder durch das Dampfschiff u. a. m. Hiedurch können nicht nur die Räume der irdischen Welt und ihre wichtigsten Verhältnisse wirklich in eine andere Stellung zum Menschengeschlechte gebracht werden, sondern auch die Zeiten, in denen jene, nicht nur einmal entdeckt oder blos berührt, sondern auf dauernde Weise erreicht sind, in den Kreis des täglichen Lebens der Völker des Erdballs wirklich mit eingeflochten werden.

Die größten Veränderungen, bedeutender als solche auch noch so großartige, welche durch Vulkane, Erdbeben oder Fluthen, oder andere zerstörende Naturerscheinungen, die momentan jede Aufmerksamkeit aufregen, hervorgebracht worden, haben sich hierdurch auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geschichte, aber in ihrem Zusammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungshaus des Menschengeschlechts, fast unbeachtet in Menge zugetragen, und diesen, gegen frühere Jahrtausende, zu einem Andern gemacht als er früher war, und ihm ganz andere Verhältnisse seiner erfüllten Räume zu Stande

gesetzt. Je, könte sagt die große Einfalt des Weltbaues, desto vollkommener und für den Menschen bewunderns- und liebenswürdiger. Ich will nicht sagen, wie die Natur den Ball, auf welchem wir wohnen, und alle Kinder der Sonnenwelten zum Augapfel, seine Kreise und den Umkreis seiner Flächen und Linien und ihre Verwandtnisse und Proportionen, die zu den geheimsten Anforderungen der mannigfaltigen Schönheit entworfen und besorgen zu können. Genug, ist seine Anlage mit der des Himmels gleich, wie eine Blume, wer es zu bedauren hat, weil auch sie nicht mit tausend Blumen erfüllet ist. Durch die Erleichterung der mannigfaltigen Bewegungen wurden schon zu der Bildsamen Zeiten der Erde die Völker und Menschenalter verschieden selber geschaft; durch die Bewegungen der Tageszeit und die geschwächte und verdunkelte, die Jahrzeit aber von einem gedrehet, aber die nach schiefer Richtung sind für die Menschheit, gleichsam angetrauet; durch die Wechsel der kleinen Himmelsbilder von Sternen, die Jahrzeiten, und ihnen zunächst gestirnten Blumen, erst seit einem halben Jahrhundert bekannt, so wie die beiden gestirnten Himmelsbilder der Wasserpflanze und Erde gestaltet, und die stärker getrennt scheinenden Verschiedenheit und Planeten werden in ihren Himmelsbildern, in allen Zonen, zu einer Einheit erhoben die nun Kinder der Wissenschaft, wie sie die Kinderwelt, und für den Mensch den gemeinen Mensch, und Tagesverkehrt, der selbst nicht über seine kleinen Kreiseln auf einzelnen Punkte und allgemeine Kreise bleibt.

In diesen Kreisen der mannigfaltigen Verschiedenheit und Wechselwirkung wurde das Element der Geschichte, liegt der wesentliche Unterschied der Geographie, als Wissenschaft der Weltanschauung, Wissenschaft der einzelnen Orte der Erde, von den Theilen der Astronomie, welche bei Erforschung der Wirklichkeit und seiner Gesetzmäßigkeit, und den Grund in der Größe der Massen und den Entfernungen, aber auch den sich nicht abwendenden, absoluten Massen und Zeitverhältnissen, welche aber nicht, wie Kräfte, unterscheiden, in ihrer Verbindungen darstellet. Obschon besonderen Bildungen der Planeten unter sich, und den sich

sich gleich bleibenden Sonnenumkreisung, haben seit den Zeiten der Sesostriden keinen Wechsel in der Natur unsers Sonnensystems wenn auch ein Fortrücken unserer Zeichen derselben, bedingt; aber die tellurischen Instanzen, durch rigide Formen scheinbar fixirt, haben gewechselt und der Abstand Indiens vom ägyptischen Gestade Berenike's, wurde schon unter den Ptolemäern seit Hippalus Durchschiffung des offnen Indischen Oceans mit Hülfe der Monsune, um das Doppelte verkleinert, und wie sind seitdem die Gestade jener Indischen Welt der ganzen Westseite näher gerückt durch die beseelte Bewegung der flüssigen Formen der Elemente!

Die Geographie als Wissenschaft unterscheidet sich aber auch von allen Zweigen der Physik und der Naturwissenschaften, die in dem Objecte mit dem ihrigen häufig zusammentreffen, dadurch, daß diese, außer dem oben schon Berührten, ebenfalls die Naturkräfte und Organismen an sich, nach ihren innern Gesetzen in ihren Wirkungen und Bewegungen untersuchen, aber nicht im tellurisch-geschlossenen Erdring, und nicht als die Träger der beseelten Bewegungen in der Gesammterscheinung des Erdballs und den daraus für dessen Dasein oder Leben hervorgehenden Wechseln und Veränderungen. Das Weltsystem an sich bleibt sich daher, in seinen unwandelbaren, absolut zu erforschenden Verhältnissen, wie die Gottheit gleich; das Natursystem, wenn es auch in des weisen Salomos und Aristoteles Verzeichnissen nur eine geringere Summe von Individualität desselben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle in sich schloß, blieb doch in dem Wesen, seinen innern Gesetzen, Organisationen und Erscheinungen nach, das eine und dasselbe durch alle Zeiten, wenn auch die Verbreitungs- und Kultursphären der einzelnen Naturproductionen sich, wie die Zahlen ihrer Individuen, mannichfach veränderten. Aber das Erdsystem ist nicht dasselbe geblieben, gesetzt auch in seinem cosmischen und physischen, doch nicht in seinem historischen Leben.

Denn, weil es das eine und fortdauernde war und blieb,

das sich nicht durch neue Erzeugung, wie die lebendigen, abgesonderten Organisationen auf ihm, durch neue Geschlechter verjüngen sollte, aber als abgeschlossener tellurischer Ring in eigenthümlicher Spannung des einmal gewonnenen Daseins auch nicht durch Chemismus und Polarisation, gleich seinen abgetrennten Theilen, das irdische Ziel der Vollendung sogleich im Moment des ersten Werdens und seiner Gestaltung, gleich der Crystallform erreichte — so konnte sich das Erdsystem auch nicht, wie jene, immer wieder neu und ursprünglich gestalten, nicht, wie diese, in Verwittrung und Auflösung aus der einmal gegebnen Form zurückschreiten. Es bewahrte gleich den andern Planeten seines Sonnensystems dieselben kosmischen Verhältnisse, wie jene, aber indeß seine Nebenplaneten, für uns, keinen individuellen relativerkennbaren Wandel erlitten, ward unser Erdsystem während seiner langen Zeitdauer als ein und dasselbe irdische Rund unter den vollen Einfluß aller irdischen, sei es der mechanischen, physischen, oder [der] intellectuellen, für uns wahrnehmbaren Gewalten gestellt, und die Progression ihres gesteigerten oder rückwärts schreitenden Einflusses mit in den Gang der Menschengeschichte verwebt.

Wenn daher die alte Welt den Schauplatz ihrer Geschichten nur auf den beengten Orbis Terrarum der Römer beschränken mußte, das Mittelalter ihn schon überall bis an die äußersten Enden der Gliederungen der Alten Welt nach dem Norden, Süden und Osten ihrer großen Landveste ausdehnte, so spannte die Geschichte der neuern Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das historische Element greift also auf sehr verschiedene Arten, in sehr verschiedenen Zeiten in die Physik des Erdballs ein, aber auch in sehr verschiedenartigen Progressionen und Weisen.

Denn in frühern Jahrhunderten und Jahrtausenden, als die Völkergeschlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf sich selbst angewiesen waren, wurden sie von der allgemeinen tellurischen Physik kaum berührt, desto mächtiger griff aber die lokale

Gottheit zum Bedürfniß, die unerläßliche Norm in die Individualität, ihren Trieb, Willen und Gewissen zu. Diese sind nun eben die edler Begabten, zu Ahnung sich erhebenden und der Thon gegebenen, engern Kreisen entsprechen, und nach harmonisch-ausklingenden in der Verbindung, in Stimmen und bestimmenden schönsten Abstufungen und Übergängen verwandelnd, als sie der warmen Fülle, Tiefe, Innerlichkeit, entschieden und der Brunst, und ganz den heimathlichen Klängen und Tönen, die in jener tiefen Empfindsamkeit durch die ganzen Gründer und alle Glieder hindurchgehen mit hohen allerersten Gaben und Kräften. Dadurch hat sich ihnen Alles Nationale auch wirklich natürlichstes und heimathlichstes in großer Fülle und, so bei Burgmeyer, Zeltner, Schleiß, mit der Heimath aus Andern, als auch seine weitere Verpflanzungsform der Kolonisation, Gemeinde, Verfolg und Rückwanderung auf sich und aus der Brunst der Reformation, wie in der Heimath vorhanden, um eben auch größern Ertrag für das Allgemeine zu spenden.

Die Art der Gründung und ihren heimischen Boden, nicht wie die neuern, bei Gelegenheit der großen Brunst, benutzt, sondern mit vor ihr heimathlicher Kraft; also die nachherigen geschehen, wie die ersten Zeiten und der Boden Natur erhielt; wie die erhobene Ferne um die Innenansichten und auf den Pflanzen trugt, wie die Pflanze der Heimath ihr wunderschönes Lieblingsbild um das Gestade des Heimathsees hervorlassen und Genossenschaft wie auf Wasserlilien Boden erhebt, und die Blüte für Lebenszeit Heimathsinn über heimischen Boden ausbreitet.

Demnach war die größte staunliche Verschiedenheit der drei Gestalten der Alten Welt noch hervorhebt genug, damit unsere Mannigfaltigkeit dem deutschen Boden der Christgestalten zur Zeit so innern; kannte keiner die christlichen Elemente und ihre geistige Erhebung. Aber mit der Entwickelung durch die Thaten verlieren die Verschiedenheiten ihre wichtige Bedeutung der Annäherung, sie sind die wenig Übrigbleibende Erscheinung, welche Einheit in Mannigfaltigkeit, nach der gegen-

seitigen Stelle ihrer Länder und Völker, mußte man seitdem zu den Continenten auch noch die Oceane mit ihren Bewegungen hinzunehmen.

Es besteht also auch eine andere tellurische Physik für die alte, eine andere für die neue Zeit, und wenn wir für jene und das Mittelalter wirklich den Orbis Terrarum mit seinen gelegentlichen Erweiterungen nach den wirklichen Raumdistanzen und den Arealflächen mathematisch genau verzeichnen, so müßten wir für diese, die neuere Zeit, außer jener richtigen Angabe der Raumverhältnisse auch noch die Kunst der Graphik für die gleichrichtige Eintragung der Zeitverhälnisse erfinden, in denen diese Räume wirklich erreicht und durchschnitten werden können und gegenseitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten, sei es durch physikalische oder beseelte Bewegungen. Oder wir müßten es verstehen, die Kombination von beiden zu einem Totalbilde, zu vereinen, etwa durch mehrere durchsichtige über einander hingleitende, hin und her verschiebbare Globularscheiben, oder durch partikuläre Ortsverrückungen, oder durch andere Hülfsmittel.

Wie würden aber dann die einen Räume schwinden, die andern sich ausdehnen, die Höhen sinken, die Uebergänge sich mehren; Europa's Gestalt würde noch, in manchen Theilen wenigstens, am mehrsten sich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältnisse sich decken. Aber in Asien würde schon die südliche Gestadewelt viel zu sehr sich zusammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgesunkene Inner-Asien mit Gestadelinien ganz zu umgrenzen, und so würde fast auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältnisse die seltsamsten Zerrbilder der positiven, leblosen Formen hervorbringen. Die Erinnerung an solche Verschiebungen und Zerrbilder rufen wir gegenwärtig aber nur darum hervor, weil sie durch den Gegensatz eben deutlich zeigen, welchen Verdrehungen unsere Begriffswelt unter dem täuschenden Schein von positiven Wahrheiten wirklich sich hingiebt und unterworfen ist, wenn wir in den tellurischen Verhältnissen, wie bisher, nur das

Leblose statt des Lebendigen ergreifen und das historische Element neben der geographischen Wissenschaft unbeachtet liegen lassen, daraus ganz verbannen oder auch etwas nur theilweise hie und da gelten lassen, wo es von dem einen oder dem andern Autor zufällig einmal besprochen sein möchte, ohne es jedoch in die Systematik dieser Wissenschaft als ein integrirendes Element mit aufzunehmen.

Wie irrig aber würden noch die Vorstellungen von unserm Sonnensysteme geblieben sein, wenn wir dabei nur die sich gleich bleibenden Sonnenfernen und Planetenabstände, wie früher, ohne die Abweichungen der Keplerschen Gesetze und Newtonischen Attractionstheorien hätten beachten wollen, welche überall die Perturbationen der Planetenbahnen oder das harmonische System ihrer wahren Umlaufszeiten und Räume bedingten. Wie jene Attractionsgesetze und Verhältnisse auf die Bahnen der Planeten unsers Sonnensystems einwirken, ebenso bedingt aber der Gang der historisch-erfüllten Zeiten durch Anziehung und Abstoßung die Perturbationen der Räume unsers Erdsystems und ihre Functionen.

Daß jenes Zerrbild des durch eigenthümlichen Organismus belebten Erdballs aber eben jene bloß mathematische Seite, die leblose Landkartenansicht sein würde, wenn sie sich vermessen wollte, als inhaltvolles Lebensbild der Anschauung zu dienen, dies wird noch wenig geahndet und tritt auf dem Markte unsrer Tagesliteratur kaum im Bewußtseyn hervor.

Nehfues.

Der Golf von Neapel.

(1832.)

Schon im Alterthum hat man den Meerbusen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im Allgemeinen und das Element, das sie einschließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigstens findet der Rand dieser Schale eine große Unterbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Misene, wovon jenes den Golf auf der südlichen, dieses auf der nördlichen Seite einschließt. Von dem Standpunkt der Galeeren aus betrachtet — welcher auch noch so ziemlich der unsrige ist — verbirgt sich das erste ganz hinter dem nahen Vorsprung der Höhen, an die sich die Stadt Sorrent anlehnt, und auf welchen ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetische Beschreibung von Statius besitzen. Gleichermaßen ist dem Auge die Insel Capri entzogen. Ihre schroffe Form bildet einen gewaltigen Contrast gegen die andern Inseln ihrer Nachbarschaft und scheint fast all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für Jeden haben mochte, der es zur Zeit sah, als Kaiser Tiber hier seine Menschenscheu und Tyrannenfurcht mit seinen geheimen Lastern verbarg. Zwey andere Inseln schließen sich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwischen den beiden Vorgebirgen an sie an. Die nächste und größte im Golf ist die Insel Ischia, aus deren Mitte sich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von seiner Spitze emporDampft, alle Verführung und alle Gefahr

der fruchtbaren Gefilde verräth, die in der üppigsten Vegetation von seinem Fuß gegen die Küsten auslaufen. Näher an Ischia als an Capri liegt das Eiland von Procida, sehr verschieden von beiden durch seine Flachheit, seine hohe Cultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit seiner Bewohner.

Wirklich ist es nur eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Misene, wo einer der größten Waffenplätze der römischen Marine unter den ersten Kaisern war. Dennoch stellt sich auch in der Entfernung die Mannigfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegossen sind. Vom miseniſchen Vorgebirge an scheint der ganze Halbzirkel des großen Golfs an seiner Küste hin, in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortschaften zu bestehen, in deren Mitte Neapel selbst prangt, wie es seine Hunderte von Straßen über die Berge wegstreckt und sich mit zahllosen weißen und grauen Häusern aller Gestalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigsten Südvegetation abschneidet und von vorn in den klarsten aller Fluten spiegelt. Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufern umlagern, streckt der Vesuv die Doppelzinne empor, und seine alten Verwüstungen würden als Märchen erscheinen, hätte die Vegetation bereits alle seine Lavaströme zu bewältigen vermocht. An seinen sanften, in Fruchtbarkeit Alles überbietenden Abhängen wohnt eine ansehnliche Bevölkerung in vollkommenster Vergessenheit des Unterganges, der sich vielleicht unter ihren Füßen bereitet. Und wie sich die Natur hier mehr als irgendwo in schneidenden Contrasten zu gefallen scheint, so schiebt sich an alle Anmuth der freundlichsten Uferformen auf einmal die ungeheure Masse des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in stolzer Erhabenheit und taucht seine Vorgebirge dello Scutolo von schwindelnder Höhe herab senkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt sich der kleine Busen von Castellamare, als ob er sich der Vergleichung mit den Küsten von Sorrent entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche

Thal dieser Stadt scheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito gestellt, dessen fast unaufhörlich emporsteigende Dünste einen neuen Contrast gegen den lachenden Himmel bilden und, schnell vor der Sonne schmelzend, gleichsam einen beständigen Sieg des herrlichen Klima's verkündigen. Die mancherlei Formen, in die sich das bildsame Gestein an den perpendikularen Felswänden auszackt, nähern sich in ihrem Reichthume beinahe symmetrischen Bildungen; wo aber die Woge seit Jahrtausenden ihre Gewalt geübt, haben sie Grotten von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlt, in denen sich die graushaften Wunder des Elements zu bergen scheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthsel der Natur von dem menschlichen Geiste gelöst sind. Aber in dem Maß, in welchem sich der starre Felsen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er sich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu stehen, den die kräftigste Vegetation unter der verschwenderischen Gunst des mildesten Klimas hier entwickelt. Wer es nur von der See aus sehen kann, dem erscheint dieses ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die sich blos hier und da ein blendend weißes Haus mit seinem platten Dache, oder ein Maulbeerbaum von kühnerm Wuchse, oder eine Ulme, eine Pappel, eine Karube oder ein Kastanienbaum erhebt. Diese dunkelgrüne Hauptmasse lehnt sich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume schwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmasse oder in einem zickzack emporsteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieses ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felsengestade, dessen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit Alles, was die künstlerische Phantasie erschaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehren hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thals, von der üppigsten Vegetation bekränzt, über senkrechte Felswände bald in die Meereswogen selbst hinab, bald auf ungeheuere

Steinmassen, welche durch gewaltige Erschütterungen vom Lande losgerissen sind, oder auf schmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehren Stellen sind diese kolossalen Felswände von Klüften durchschnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erscheinen. Sie ziehen sich tief in das Land hinein und laufen in die Einschnitte des Gebirgs aus, welches das ganze Thal umschließt. Häufig sind sie unten weiter als oben; manchmal schließt sich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zusammen, so daß sie unterirdischen Gängen von ungeheuerer Größe gleichen. Ein solcher finsterer Raum öffnet sich dann auf einmal wieder in einen weiten Kessel, worin die ergiebigsten Orangen- und Citronengärten angelegt sind. Schwerlich findet man diese Schluchten irgendwo in solcher Eigenthümlichkeit, und man kann nicht zweifeln, daß sie sich durch das Bersten der vulkanischen Massen, aus denen das ganze Thal zu bestehen scheint, bei ihrem schnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt sie gewöhnlich nur von den vielen Brücken herab kennen, über welche alle Wege des Thals geführt werden müssen. In den engern von diesen Schluchten verbergen sich scheue Thiere, Schmuggler und Verbrecher; an einigen, die sich gegen das Meer erweitern, ziehen sich die für Pferde und Saumthiere gangbaren Wege nach den kleinen Häfen der Küste hinab, und die mancherlei Ansiedelungen des Verkehrs und des frommen Glaubens, welche im Süden Europas nie von einander getrennt sind, verleihen diesen Ansichten eine höchst pittoreske Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht sich solche in den mannigfaltigsten Abwechselungen auf der ganzen, wol zwei Stunden langen Felsküste bemerklich, auf welche der Halbzirkel von Bergen ausläuft, die das Thal von Sorrent von der Landseite umschließen. Wo im Alterthum auf den verschiedenen Höhen und Absätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben sich Klöster und Kirchen, bescheidene Landhäuser und kleine Fischerwohnungen angebaut. Wären aber in den zahllosen Grotten, womit die Felsen der Küste in den verschiedensten

Formen und Ausdehnungen durchbohrt sind, die Wohnungen der Troglodyten zu erkennen (wie mit Wahrscheinlichkeit behauptet wird, wenn man sich nicht um Namen streiten will), so ständen hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unser Auge dürfte mitten in der ewigen Verjüngung der herrlichen Natur fast die Unsterblichkeit der Menschenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Fischernachen um diese Ufer, und wenn ihre Bewohner so viel Glück im Anschauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie Diejenigen, die sie nur gesehen, um sich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu sehnen, so könnten sie in dem ewigen Wechsel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerschöpflich sind und die diese Erde manchmal zu einem wahren Elysium verklären, Genüsse erblicken, die vor allen andern Sinnengenüssen den Vorzug haben, daß sie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Uebersättigung noch von Reue begleitet werden.

De Wette.

Der Straßburger Münster.

(1821.)

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Kunst, das Werk der Geisteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und festgehalten; ich war im Anschauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich stieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Nebengallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich schon schwindeln; und nun stand ich auf der viel höheren Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogesen bis hinüber nach den badischen Gebirgen übersieht. Die Aussicht zog mich wenig an, der Thurm selbst hielt mich gefesselt. Ich überwand den Schwindel, und sah hinab auf die Fülle der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken, ging bald auf diese bald auf jene Seite, und betrachtete bald dieses bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme sich erhebende Thurm die Blicke auf sich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, schwingt er sich empor und reißt den Geist mit sich in die Höhe; ein unwiderstehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu besteigen. Die Treppen sind schmal; die Durchsicht, welche überall gestattet ist, macht mich zagen; aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den vier sogenannten

Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführet, und einen noch viel höheren Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzusehen erregt beinahe Grausen, und um es zu vermeiden, beschäftigt man sich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Platteforme ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, gleichwie eine Gruppe von Krystallen, welche nicht neben einander lose aufgeschossen, sondern innerlich verbunden sind. An mehreren Punkten ist er von Fenstern durchbrochen und durchsichtig; aus den Eckſäulen schießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemessenen Standpunkt aus gesehen, sich frei stehend zeigen; alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert, und die Portale ebenso aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengewoben. Aber von der Platteforme an ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiserne Stäbe und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwischen ihnen erhebt sich der schlanke Leib des Thurms, von vier Fenstern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen sich oben in einen zierlichen Kranz verschlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenster sich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt nicht in der Höhe zu stehen, sondern emporgehalten zu schweben; aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil sich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den schlanken, leichten Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz, vom Eisen angezogen, schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeisters ist auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut ist; man bemerkt mehrere neue Steine, welche mit Genauigkeit eingefügt sind, und ver-

nimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beschäftigt sind, für die Ausbesserung Vorrath an Werkstücken zu arbeiten; und so ergänzt sich das Riesengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige ersetzen sich ihm immerfort.

Man liest eine Inschrift am Thurm, welche sagt: daß vor langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erschüttert habe, daß das Wasser aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch in die Höhe geschleudert worden, er selbst aber unbeschädigt geblieben sey. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerstörlichkeit des Baues! Wie genau abgemessen und eingefügt muß jeder Stein seyn, daß sich in die ungeheure Zusammensetzung auch nicht die kleinste Ungleichheit und Schiefheit eingeschlichen hat! In vollkommenem Ebenmaß trägt eins das Andere, und das Obere ruht so fest und sicher, wie das Untere. Hier zeigt sich die große Macht des menschlichen Geistes, wenn ihn der Glaube stärkt und erleuchtet. Er kann Berge versetzen und aufthürmen, und mit seinen Werken der alles zerstörenden Gewalt der Natur trotzen. Felsen verwittern und Berge stürzen ein; denn, hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüssen von außen, wissen sie sich nicht zu schützen: aber der menschliche Geist, dem der freie klare Blick in sich selbst und in die Gesetze der Natur verliehen ist, kennt die Gewalt, welcher seine Werke erliegen können, und entzieht sie ihr klüglich, oder ersetzt den Schaden, den sie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einsturz, und haben schon manches Thal unter ihren Trümmern begraben: aber dieser Münster wird so lange stehen, als Menschen unter ihm wohnen und ihn stehen lassen *wollen*; als sie ihre Liebe und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiste, der ihn gegründet hat, nicht untreu werden. Ruhig mag die edle Stadt Straßburg unter diesem Riesenwerke wohnen, wenn sie die ihr anvertraute Sorge für seine Erhaltung nicht erschlaffen läßt; aber zürnend wird es sie zerschmettern, und das Werk des Glaubens und der Begeisterung wird ein Werkzeug des göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben,

und verachten, was sie zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer gestiftet haben.

So geht alle menschliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menschen, und was frühere Geschlechter beglückt und erfreuet hat, wird das Verderben der späteren, welche der alte Geist der Treue und Redlichkeit verlassen hat. Throne, durch Tapferkeit und Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben, und stürzen ein zum Verderben von Millionen; Ordnungen und Sitten, vom Geist, der sie gestiftet, verlassen, verwirren und vergiften das Leben der Völker; und selbst die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menschliche Geist sie nicht stets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jacobiner zur Zeit ihrer Herrschaft ernstlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch schon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder ersetzt seyen. Der alles überragende Thurm habe ihnen des Gesetzes der Gleichheit zu spotten geschienen; und wie im Staate kein König und kein Adel über den Bürger, so habe dieser Thurm nicht über die Häuser der Stadt sich kühn und stolz erheben sollen. Welch ein unseliges Mißverständniß, welche armselige Flachheit des Geistes! Was in solcher Herrlichkeit sich erhebt, wie dieser Münster, das kann den Menschen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr als ein Werk der Geistesfreiheit und Seelengröße zieht es Alle, die es mit gleichgestimmtem Gemüth betrachten, mit sich empor, und theilt ihnen seine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken, der dieses Werk geboren, mitdenken und der Einbildungskraft des Künstlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit sich empor, anstatt niederzudrücken. Der Herrscher, auf die Höhe gestellt, wohin kein Streit niederen Eigennutzes und engherziger Partheilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, und mit klarem Blick das Schicksal von Millionen lenkend — er wirkt nicht wie

eine drückende Last auf die niedere Menge, sondern wie ein ruhig leuchtendes Gestirn, nach dem sich alle Blicke hinrichten, zu dem sich alle Gemüther vertrauens- und ehrfurchtsvoll erheben; und in diesem Gefühl werden sich Alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden, für das Heil des Vaterlandes schlägt, wenn es nicht von niedern Leidenschaften bewegt ist. Die Großen und Edeln des Volks, in ihrer wahren Größe und ihrem wahren Adel, treten nicht lastend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt: sondern leuchten ihm vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe, und zeigen an ihrem Beispiel, was der Geist des Volkes in seinen Ausgezeichneten vermag, wie er sich verklärt und verherrlicht im günstigen Sonnenschein der obern Region, wohin sie gestellt sind; ein Jeder, wie tief er auch stehe, fühlt sich in ihnen mit erhoben, denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre der Tapferkeit, beseelt ihn, wie sie, und nur die Gaben und die Verhältnisse sind verschieden. So hat die höchste menschlich-göttliche Herrlichkeit, die im Erlöser erschienen ist, die Menschheit zu sich emporgezogen und mit sich verklärt; alle, die ihm gläubig und vertrauend anhangen, dürfen zu ihm aufstreben; der erstgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unsere Herzen zu seiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über sich erkennt, ist selbst der Niedrigste; wer sich aber demüthigt, der wird erhoben.

Es gibt eine falsche Größe und Höhe, in welcher sich das in sich Niedrige, die Eigensucht, die Anmaßung, die Lieblosigkeit verherrlichen will; die darin ihre Erhabenheit sucht, daß sie alles Andere um sich her niederbeugt und zermalmt, und nur sich selbst erhebt. Was sich erhebt, erhebe sich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächsten. Wozu erhebt sich dieser Thurm so hoch über alle Gebäude der Stadt, und überragt Alles weit und breit? Nicht um die Größe und Pracht irgend eines Menschen zu verkündigen, und dessen eigensüchtigem Stolze zu schmeicheln; nicht

um irgend einem niedern beſondern Zwecke des menſchlichen Lebens zu dienen, ſondern zur Ehre Gottes und zu ſeinem heiligen Dienſte. Den Dom zierend, in welchem die Lobgeſänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er ſich jubelnd als ein beſtändiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeine Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienſt rufen, und auf ſeiner höchſten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlöſers. Die unfromme gemeine Anſicht, welche dieſes heilige Gebäude zum Fußgeſtell eines Telegraphen benutzt hat, iſt doch nicht im Stande geweſen, den Thurm dadurch zu entweihen, und hat ſich mit der Kuppel des Doms begnügen müſſen; der Thurm ſteht hoch oben frei und ſtolz, und ſpottet des niedern menſchlichen Treibens.

Mit Sehnſucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerk des Thurmes, welches, ſich ſchnell verjüngend, ſtufenähnlich emporſteigt. Die Thüre zur Treppe iſt verſchloſſen, und man darf ſie nur mit Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich ſteige wieder herunter zur Platteforme, und umgehe die Bruſtwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu iſt nun verſchwunden, da ich viel höher geſtanden habe. Ich ſteige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude: indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der ſchönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in ſeinem Kreuze den Urſprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart iſt von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verſchieden, und am Fuße ſind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze iſt großartig und prächtig. Auch das Innere iſt des Aeußern würdig; ſtarke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magiſche Schein der ſchön gemalten Fenſter, beſonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch ſchien mir der Dom nicht, wie der Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für

seine Breite zu kurz vor. Der weit schmalere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmonischen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdische Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerksamkeit noch weniger auf sich ziehn, so merkwürdig sie auch an sich durch ihr Alter seyn mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu sehen, und sah ihn und konnte mich nicht satt an ihm sehen Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Gesicht bekommen konnte, stand ich still und sah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten sucht, so suchte ich den Gegenstand meiner höchsten Lust und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg sonst nichts gefunden, was mich beschäftigte und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um nur den Thurm zu sehen. Die nächste freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu besteigen. Viel leichter ward es mir jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wissen, wie. Es war, als wenn der kühne Geist des Baumeisters mich beseelte, und mir Lust und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war schon ganz einheimisch geworden, und alle Zaghaftigkeit schien gewichen zu seyn. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurms hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich stieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und der Steilheit der engen Treppe abgeschreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo der Baumeister im stolzen Gefühl der Vollendung des großen Werks gestanden hat, und diesen Triumph im Geiste mit ihm zu feiern!

Digitized by Google

G. H. v. Schubert.

I. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

(1833.)

Es fällt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer, und das Auge siehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein aufgescheucht vom Odem und Fußtritt des Menschen; Stäublein, welche emporsteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl macht es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas Andres, Selbstständigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch lässet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter seines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung; da ergießen sich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: es ist aus, Alles aus.

Es trifft die Leber oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien; derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir selber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher, und gehet, wir wissen nicht wohin?

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte so wenig ihm, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben so nach der Sonne als nach

dem Dunkel hinstarren macht; das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben, und selbst den eigenen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen, oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres seyn, als ein feiner-materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit [dem Leib] und durch den Leib entsteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines besaiteten Instruments, welche nur währet und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen; die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung

und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück.“

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verwes't? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer belebender Lufthauch gespielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?“ — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen, noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nie wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der herabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da

ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Luft zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber ſchwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angeſicht für den denkenden Staub nur nicht dieſen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir ſeyn, da kein Leid noch Geſchrei iſt, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum ſtirbſt du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willſt du hier bei der armen, bunten Waſſerblaſe, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entſchlafen, da weckte mich deine Stimme: — ſchaue hinaus zur Sonne, die Sonne iſt höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du ſollſt hinaus zur Sonne, ſelber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang geſuchte, die erſehnte Luft des Lebens und wollte an ihr ruhen, da ſchreckte mich dein Ruf: — ſiehe, das iſt nicht das, was du willſt, was dein Sehnen ſuchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Luft des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in dieſem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum anderen Thore hinaus, und vergeſſe alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum ſäumeſt und quäleſt du, alter Dränger, die Seele auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das ſtarre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigſt du mich?"

Die Seele, ſo nackt, ſo unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, ſaß am Morgen: ſie ſaß und ſpann ſich ein Kleid, das die Kälte von außen — ſie ſchmiedete ſich die Waffen, welche den Ungeſtüm des alten Drängers abwehren ſollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der ſich in ſeinem kräftig-

ſten, innerſten Bewegen Selbſtbewußtſeyn nennet, ſagt und weiß es gewiß: ich bin Derſelbe, den die Mutter geboren, Derſelbe, der als Kind geſpielt, als Jüngling geſtrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen ſeinen Elementen und Säften und Faſern, ſtarb in jedem Augenblick und erzeugte ſich wieder; er iſt, ſeitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verſtümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und faſt keines mehr gelaſſen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Bruſt, ſagt: dieſe Glieder waren mein und ſind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne ſie noch, der ich war. Ja — denn was ſind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es ſagt die Beobachtung der glaubwürdigſten Forſcher, daß zuweilen noch eine ſelbſtbewußte Seele im Menſchen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache ſich äußerte, wenn dieſer oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und ſelbſt wenn das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerſtört war. Aeußerte ſich doch ſogar noch am unvernünftigen Vieh die thieriſche Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn ſtatt des Gehirns, wie ſich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Maſſe von der Schädelhöhle Beſitz genommen.“

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölke des Fiebers und des Wahnſinnes, ja was hat ihr ſelber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geiſtes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel ſteht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieſelbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; ſo wird dieſes wache Leben des Geiſtes, auch wenn es nicht mehr ſcheinet, dennoch daſſelbe ſeyn, was es war und was es ewig iſt.“

Digitized by Google

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht; ist sie ein Wasser, warum verrinnt sie nicht? ist sie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künstlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum ist jene, auch wenn der Leib derselbe blieb, heute wie gestern so wandelbar?"

„Wäre sie ein Feuer, das würde unaufhaltsam brennen, nach inwohnendem Gesetz, stärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, schwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das ist ein Ding, welches durch Kraft seines Willens die Flamme der Leidenschaft besprechen und stillen, oder durch innre Kraft auch in dem sterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre sie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein stärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre sie ihrem Wesen nach nur eine Stimmung dieser Lyra, wie käme es dann, daß sie selber, die Meisterin, durch eigene Kraft dem Ton jetzt seine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte sich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigene Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißstimmung und schwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre, als der Schatten an den rollenden Stein, statt selber mit dem rollenden bewegt zu werden, diesen vielmehr, dem Lauf seiner Natur entgegen, mit sich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengesetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra sich selber zu verderben und an dem Körper, zu welchem sie nur gehört

wie der Glanz zum geschliffenen Metall, zum fressenden und zerstörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laster durch eigne Schuld der Seele das schöne Gebäu des Menschenkörpers zerstört und wilde Leidenschaft, gleich einem unbesonnenen Reiter, das edle Roß zu Tode jagt.

Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Mischung und Bewegung seiner Elemente erzeugt, sondern als Etwas, das vor und über dem Körper ist, erscheint uns die Seele; denn wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, so wäre auch kein Anfang des Lebens ohne sie. Zeigt uns ja schon die alltägliche Erscheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemisch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anstoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an sich Todte, wird seiner Natur nach des Todes sterben, die Seele, deren Natur das Leben ist, kann eben so wenig sterben, als das Licht als solches finster, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß seyn.“

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsren Verirrungen und Beflecken in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz

am Asbeſt, wenn die Flamme ihn läutert; da iſt ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut iſt und bleibt, und an ein Böſes, war ein Wahn des ſtaubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was ſie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm [Gott] gegenüber, iſt auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derſelbe nicht wieder." —

Krümmt ſich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, geſangreiche Vogel ihn angreift; ſchmerzvoll zappelt das Fiſchlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommene Fiſchfleiſch in ſein eignes, edleres Fleiſch verwandle, und ich ſollte nicht beben vor dem Gedanken an einen ſolches Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe ſie ihn und ſich ſelber erkannt, ehe ſie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß ſey; ein ſolcher zuletzt Alles verſchlingender Gott ſchlachtet aber und ißt die ihm vertraut, die ſich liebend an ſein Herz gelegt."

„Der Menſch, getrieben von mannichfacher Noth, der Menſch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in ſeinem Hauſe groß gezogne Lamm ſchlachten ſoll, das ihn ſo oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend ſich zu ſeinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieſes Lamm nichts vom Tod, es verſtehet nichts von des Menſchen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt ſich willig ergreifen wie ſonſt — ein einziger Stich des Meſſers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb geſättigte Bettler entzieht ſich ſelber den Biſſen, um den treuen Gefährten, ſeinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in ſeinem Mangel, den Gedanken ertragen, ſich mit dem Fleiſche des liebenden Thieres zu ſättigen! — Jener aber, der Pantheiſten Gott, kennet dieſes Erbarmen nicht. Den Menſchen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Crea-

tur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der anderen Gestalt. Das Eisen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheisenstein gebildet: bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachte den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde und Queckſilber oder Spiesglanz Silber werden könne, oder das Kupfer durch die Kunst

ſich in Gold verwandeln laſſe. Und dennoch kennet unſre Chemie bei weitem nicht alle die verſchiednen Erſcheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derſelbe Grundſtoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieſer Beziehung ein ſpäteres wiſſenſchaftliches Forſchen noch zwiſchen verſchiedenen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zuſammenhang entdecken ſollte, als der zwiſchen der Larve und dem Flügelthier einer und derſelben Inſectenart es iſt; ſo bleibt doch ſchon auf dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichſam Unſterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verſchiednen Verbindungen und Verwandlungen immer dieſelbe Beziehung zu ihrem planetariſchen Ganzen: daſſelbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metalliſche Grundlage des Kalkes und Sauerſtoffgas, ſammt Kohlenſäure und Waſſer, oder wenn Sauerſtoffgas und Kupfer und Kohlenſäure in der chemiſchen Werkſtätte zuſammengeführt und vereint werden; ſo erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der ſäurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlenſäure; aber auch in dieſer neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: ſie wiegen vereint noch eben ſo viel, als vorhin das Geſammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unſre Kunſt die Stoffe alle wieder geſondert darſtellen, noch ganz in demſelben Maß und Gewicht, das ſie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, ſpottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundſtoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte; und eine ſogenannte Philoſophie wollte in der Geſchichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflöſung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt ſich doch ſelbſt da, wo ſich in anfänglicher, unverſtellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und geſtaltender Kraft zu den wägbaren Elementen geſellt, eine Unſterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geiſtigerer, wundervollerer Art iſt, als die eben erwähnte Unzerſtörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Verſuch von Davy an der Voltaiſchen Säule gemacht, iſt in dieſer Beziehung ein ſinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der ſichtbaren Region der Elemente in die unſichtbare der Geiſterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieſer Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor ſeinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf ſittlich und handgreiflich ſich darzuſtellen; wenn aber in Davy's Verſuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaiſchen Säule in einem Becher mit ſalziger Auflöſung gebildet war, dadurch zerſtört und gleichſam getödtet wird, daß man jetzt den alkaliſirenden Pol in ſie eintaucht, und umgekehrt die alkaliſche Natur der Flüſſigkeit in dem Becher der entgegengeſetzten Seite durch den in ſie gebrachten oxydirenden Pol erſtirbt, da zeigt ſich ein Hinübergehen, eine Verſetzung jener beiden Geſtorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geſchieht. Die Säure verſchwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben ſo verſchwindet das alkaliſch Flüſſige von der ſeinen. Aber der dießſeitig verſtorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derſelbe und in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Stärke und Beſchaffenheit, in welcher er dießſeits beſtanden, an der jenſeitigen Stätte auf: es bildet ſich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieſes aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Oefters ſchien, wenn der Verſuch auf andere Weiſe, in Glasröhren angeſtellt ward, in denen die Flüſſigkeit, darin der eine Pol verſenkt war, von jener des andern durch feſte Zwiſchengränze geſchieden war, eine Wanderung von leiblicher Art eben

so wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäß oder Sarge."

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an die andre, oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden), für die zwischen liegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lakmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon

das künftige Gewächs mit ſeinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, ſo zeigt ſich ſchon in der Larve und Puppe des Inſects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froſchartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche ſpäterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle dieſe Keime, im jetzigen Zuſtand ſo nutzlos, ſo müßig daſtehend, werden ſich in einem künftigen, vollkommneren Zuſtand ſo gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum ſichtbaren Aeußren. So erſcheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf ſeiner jetzigen Stufe des Daſeyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Beſtimmung und Wechſelbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufſtrebenden Anlage eben ſo gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speiſe entſpricht; ſelbſt die ſpät blühende Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, ſcheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus ſeinem Grabe hervorgeht und ſeine Früchte trägt. Und der Menſch, das Mittelweſen zwiſchen zwei Welten: halb ſchon hinüber ragend in ein Reich des Geiſtes, halb noch dem Staube gehörig, ſollte all dieſes hinieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all dieſe tauſendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umſonſt in ſich tragen? Allenthalben bliebe ſonſt die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Verſprechungen ſo treu, und hier, wo ſie endlich den höchſten Gipfel ihrer ſichtbaren Schöpfungen erſtiegen, ſollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?“

„Die Seele weiß es, ſie weiß es ſchon aus den Werken: daß ein Gott ſey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlaſſenen und Verſtoßenen,“ der aller ſeiner Creaturen

gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zu Boden getretene Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andre spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das sie doch spann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß schon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geschlecht ist; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eignen Händen, ein Beschauen desselben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig lässet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, ist gefunden: unsichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

II. Die Naturtriebe der Seele.

(1854.)

Ein Zug von, wie mir scheint mehr denn gewöhnlicher Stärke, hat mich, soweit ich mich zurück erinnern kann, zur Betrachtung der natürlichen Dinge und ihrer Eigenschaften hingezogen. Kein anderer Knabe aus dem Kreise meiner Bekannten fühlte diesen Zug auch nur von ferne so wie ich, und vielleicht trug dieses zur Verstärkung meiner Neigung zum Alleinsein nicht wenig bei. Die Blumen der Gartenbeete nannte man mir, die außen im Grasgarten wachsenden, mit Ausnahme der Primeln, Narcissen und Veilchen nannte mir Niemand. Da erfand ich mir selbst Namen für dieselben, die sich meist nur auf Farbe und Geruch bezogen, und öfters von meinen Lieblingsspeisen hergenommen waren. Obgleich ich von den Klassen und natürlichen Familien der Pflanzen auch nicht den entferntesten Begriff hatte, war dennoch durch dieses Spiel des Namengebens meine Aufmerksamkeit auch auf die Form der Blumen so geschärft worden, daß ich in späteren Jahren, als ich anfing Botanik zu erlernen, mich sogleich erinnerte, die oder jene Gebirgspflanze meiner Heimath, die ich unter selbsterfundenem Namen gekannt hatte, müsse irgend einer gewissen Klasse oder Familie angehören, deren verwandte Formen ich jetzt auf der Ebene kennen lernte. Noch als Knabe versuchte ich auch, ohne daß ich damals je ein Kräuterbuch mit Beschreibungen gesehen hatte, eine mir sehr liebe Blume (den gemeinen Ackerlein: Linaria vulgaris) ihrer Gestalt nach zu beschreiben. Ich wünschte, aus psychologischen Gründen, ich hätte das Blatt Papier noch, worauf diese Beschreibung stand. Wie wunderlich mag die Terminologie gelautet haben, welche ein Knabe, der kaum richtig schreiben konnte, sich ersann!

Es sind oftmals Züge einer zufälligen und vermeintlichen Aehnlichkeit der natürlichen Dinge unter einander, welche den Blick, schon des Kindes, zur tieferen Betrachtung der sichtbaren

Dinge hinleiten. Die Griffel und die Fruchtbehältniſſe in der gefüllten Päonie (Pfundroſe oder Pfingſtroſe) zogen ſchon in der früheſten Kindheit meine Aufmerkſamkeit an ſich; ich verglich ſie — wie auch andere Kinder pflegen — mit Hühnchen von gelblich weißem Gefieder und ſchönem rothem Kamme, die in dem prachtvollen Neſte der rothen Blüthenblätter ſäßen; konnte im Frühling die Zeit nicht erwarten, bis die Blume ſich aufthat, ſondern opferte immer einige der vielen Blumen dieſer Art, die an den vier Ecken unſeres Gemüſegartens ſtanden, den kindiſchen Nachforſchungen über das allmählige Wachsthum dieſer Hühnchen auf. Ich ſah ihre erſten Anfänge in der Mitte der noch dicht vom grünen Kelche verſchloſſenen, farbloſen, künftigen Blüthe, wiederholte von Zeit zu Zeit meine Zerſtörungen, und wenn nun endlich die Blüthe geöffnet, ja ſelbſt dann, wenn ſie ihre Zeit vollendet hatte, ſo daß die Hühnchen mit verwelktem Kamme und mißfarbigem Körper noch allein im entlaubten Neſte ſitzen blieben, dann zog mich noch immer die Betrachtung der Eier an, welche in dem Leibe der kleinen, zarten Geſtalten ſich fanden. Man ſagte mir, daß dieſe Eier der Same wären, aus welchem, zwar nicht bei der gefüllten Pfundroſe, wohl aber in anderen Blumen, wie etwa in den Blüthen des Hagedorns und des Mehlfäßchens oder Weißdorns ein junges Gewächs der gleichen Art hervorgehen könne. Das erſchien mir höchſt merkwürdig, daß auch die Blumen, ebenſo wie die Hühner, Eier bei ſich trügen, aus denen Junge kämen, und als mir in meinem fünften oder ſechsten Jahre ein kleines Gartenbeet geſchenkt wurde, in welchem ich Körner vom Kolben des türkiſchen Weizens ausſäen durfte, da weilte ich oft Stunden lang bei meiner kleinen Pflanzung, zählte, wenn die Ausſaat hervorkeimte, die Summe der ſchon aufgegangenen, bemerkte genau jeden ſpäteren Nachkömmling der Pflänzchen, ſchaute, als wollte ich wachſen ſehen, ihrer Entwicklung zu, und genoß im Herbſte, nach meiner Art, ſelige Freuden der Ernte.

Der Vater eines Knaben aus meiner Schule hatte, ich

weiß nicht mehr in welcher Gegend unseres Erzgebirges, einen Antheil (Kux, bei einem Bergwerk, davon er von Zeit zu Zeit eine Ausbeute erhielt. Der Knabe nur wenig älter als ich, erzählte mir davon und schlug vor, daß auch wir unter uns etwas der Art einrichten sollten. Jeder, wer an der Ausbeute von schönen Steinen und Erzen Theil nehmen wolle, der solle sich bei ihm einen Kux um 6 Pfennige kaufen, er wolle gewiß dafür sorgen, daß wir dabei nicht zu kurz kämen, denn sein Vater schenke ihm immer ganz prächtige Sachen, die in seinem Bergschachte gefunden würden. Ich war der Einzige, der sogleich freudig auf diesen Vorschlag eingieng, meine Großmutter Werner, welche damals noch lebte, war es, wenn ich nicht irre, die mir die Summe zum Ankaufe meines seltsamen Bergwerksantheiles schenkte und mein kleiner Schulgenosse, der schon damals eine besondere Freude am Handel und Gelderwerb hatte, brachte mir alsbald, nachdem ich meinen Beitrag (nach rheinischem Gelde zwei Kreuzer) bezahlt hatte, eine Druse von kleinen Bergkrystallen. Das ganze Stück hatte etwa die Größe einer Kinderhand; die Krystalle, von Gestalt der einfachen sechsseitigen Pyramiden, waren so niedlich, daß man die einzelnen, in ihrer dicht gedrängten Zusammenhäufung kaum zu unterscheiden vermochte. Aber sie glänzten so herrlich in der Sonne, daß mich ihr Anblick in unbeschreiblichem Maaße entzückte.

Ich mußte nachzahlen, und zwar diesmal 8 Pfennige. Denn, so sagte mein kleiner Schatzgräber, das käme beim Bergbau öfters vor, daß man nachzahlen müsse, damit immer mehr und bessere Ausbeute gewonnen würde, weil die guten Steine gar tief in der Erde lägen und mit vielen Unkosten gewonnen werden müßten. Ich brachte die verlangte Summe zusammen und gab sie sehr gerne auf Hoffnung dahin, deren Erfüllung gar nicht lange auf sich warten ließ, denn ich empfieng schon am anderen Tage ein Stück Quarz, darauf wiederum kleine Krystalle, zugleich aber auch ein wenig Bleiglanz und Schwefelkies, saßen, in denen die Angabe meines Schulgenossen und

meine leicht zu bewegende Phantasie mich Silber und Gold erblicken lassen.

Ich bin in meinem späteren Leben manchmal zu dem Besitze von Dingen gelangt, welche einen wahrhaften und hohen Werth hatten, ich kann mich aber nicht erinnern, daß mich jemals ein solcher so vor Freude fast außer mich gebracht hätte, als dieser Gewinn aus unserem angeblichen Bergwerk. In dem kleinen Zimmer, das meine Eltern früher, als mein Vater noch Pfarrgehülfe war, bewohnt hatten, und welches ich noch fortwährend sehr liebte, war mir hinter dem Ofen an dem Fenster, in welches vom Hofe her das Tageslicht fiel (denn an den beiden Fenstern nach der Straße blieben die Läden später für gewöhnlich geschlossen), ein Fachwerk eingeräumt, darinnen ich meine Spielsachen aufzubewahren pflegte. Dort hatte ich auch anfänglich meine bergmännischen Schätze hingelegt, nach denen ich früh am Morgen und wenn ich aus der Schule nach Hause kam, zuerst sah. Da ich aber, namentlich seit dem großen Brande und auch bei einer späteren bald vorübergehenden Feuersgefahr, die unserem Hause gegenüber ausbrach, oft von solchen Unglücksfällen, so wie von Diebereien hörte, wobei man unversehens plötzlich um all das Seine kommen könne, hielt ich den Aufbewahrungsort meiner kostbaren Steine, so sehr ich diese auch im hintersten Winkel meines Fachwerks versteckt hatte, nicht mehr für sicher genug; ich dachte an einen anderen, wohin weder die Feuersgefahr, noch die Diebe kommen könnten. Um unseren Gemüsegarten, der mitten im großen Baum- und Grasgarten lag, zog sich eine niedere Mauer, auf welcher der Staketenzaun stand. In dieser Mauer suchte ich mir eine Lücke auf, die durch das Herausbrechen eines Steines entstanden war. Dahin brachte ich eines Tages, als kein Mensch in der Nähe zu sehen war, der mir dabei zuschauen konnte, meine Schätze und schloß die kleine Schatzkammer, so gut ichs vermochte, mit Steintrümmern zu.

Es waren dies allerdings kindische Regungen einer Leidenschaft, welche, zu anderer Form gesteigert, meinem Herzen im

höchsten Maaße hätten verderblich werden können. Aber jene Regungen waren vorübergehend, sei es, was mir das Wahrscheinlichere ist, daß sie in kindischem Leichtsinn sich verloren, oder daß mir, wie ich später mich einmal zu erinnern meinte, wirklich bei irgend einer Gelegenheit der Sinn eines jener Sprüche, die vom Schätzesammeln und von der Sünde derer, welche ihr Herz an die Schätze hängen, handelte, auf eine mir verständliche Weise zu Gemüthe kam. Ich gedachte nicht mehr an mein Schatzvergraben, und als ich später die Stelle, wo dasselbe geschehen, noch einmal wieder aufsuchen wollte, da ergieng mir es, wie jenem Bauer, der sein Geld, um es vor dem Feinde zu sichern, von einem Verstecke, wenn dieser ihm nicht verborgen genug schien, zum anderen, besser verborgenen brachte, bis es ihm endlich glückte, einen so ganz versteckten Ort zu treffen, daß er ihn selbst nicht mehr finden konnte. Auch ich konnte meine Schatzkammer an der überall brüchigen Steinwand nicht mehr auffinden.

Meine Lust und Freude am Steinreich war aber nicht mit meinem kleinen Schatze in der alten Mauer geblieben, und von mir gekommen, sondern sie lebte seit jener kindischen Aufregung fort oder wurde durch neue äußere Anlässe geweckt und verstärkt. Der schöne grünliche, mit bunten Flecken und Adern durchsetzte Stein, den ich glatt angeschliffen bei einem Nachbar gesehen, solle sich, so sagte man mir, nahe bei unserer Stadt und zwar nicht nur in kleinen, einzelnen Stücken, sondern als ein Felsen so groß als ein Haus finden. Es war Serpentin und wirklich findet sich dieser als eine Felsenmasse nordwärts von meinem Heimathsorte, so wie in derselben Nachbarschaft auch der seltenere Weißstein oder Granulit, hin und wieder mit zarten feinen Krystallen von Cyanit. Was ich da vernommen hatte, das ließ mir keine Ruhe, bis es mir gelang, in einer Gesellschaft von mehreren schon erwachsenen Burschen an den Fundort hinzukommen, der mir als ein wahres Eldorado erschien. Auch mein Schulgenosse, der vorhin erwähnte Verkäufer der Bergwerkskure

und ihres Ertrages, hatte sich der kleinen Gesellschaft angeschlossen und einen ledernen Sack zum Einfüllen der schönen Steine, so wie Hammer und Meisel aus seines Vaters Werkzeugen mit sich genommen. Der Serpentinfels war damals noch ganz von Wald umgeben; sein Anblick, sein Besteigen und Betasten, die Freude am Einsammeln einiger wie mir schien, besonders kostbarer Stücke, der erhöhte Genuß ihres Anblickes nach dem freilich sehr unvollkommenen Anschleifen an unserem alten, im Hofe stehenden Schleifstein — das alles sind mir unvergeßliche Erinnerungen.

III. Schelling in Jena.

(1854.)

Wer zu meiner Zeit in Jena in einer späteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz gieng, der konnte da einem Zusammenlaufe der Studirenden begegnen, der so zahlreich, als zu keiner andern Stunde des Tages war. Nicht das Festgelage irgend einer Landsmannschaft, nicht die Versammlung der Angehörigen einer einzelnen Fakultät konnte der Grund solches Zusammendranges sein, denn man sah da Jünglinge aus den verschiedensten Landschaften beisammen, mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademischen Studien längst zurückgelegt hatten, oder von anderem Stande waren, als dem der Gelehrten.

Nur die Fremdlinge konnten fragen: was giebt es hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es: jetzt ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest.

Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schelling's Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes, oder der eigenthüm-

liche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir Alle ihn beachteten, galt einer anderen, in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verliehen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht wie ich jugendlich theilnehmender Höhrer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zu Muthe wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist.

Aber weder die Persönlichkeit, noch die belebende Kraft der mündlichen Mittheilung konnten es allein sein, welche für die Schellingische Philosophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kundwerden durch Schriften, eine Theilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor und nachher, in langer Zeit keine andere literarische Erscheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für sich selber thun.

Man wird es da, wo sich's um sinnlich wahrnehmbare Dinge oder natürliche Erscheinungen handelt, einem Lehrer oder Schriftsteller sogleich anmerken, ob er aus eigener Anschauung und Erfahrung spricht, oder blos von Dem redet, was er von

anderen gehört, ja nach eigener selbstgemachter Vorstellung sich ausgedacht hat. Nur was ich selbst gesehen und erfahren, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die sich auch anderen in siegreicher Weise mittheilt. Auf die gleiche Weise, wie mit der äußeren Erfahrung verhält es sich mit der inneren. Es gibt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geist in uns mit derselben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unser Leib durch seine Sinne das Sein der äußeren, sichtbaren Natur erfährt. Diese, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, stellt sich unseren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derselben schaffenden Kraft dar, durch welche auch unsere leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit ist in gleicher Weise eine wirkliche Thatsache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiste in uns hat sich die Wirklichkeit der höheren Art als geistig leibliche Thatsache genaht; er wird ihrer inne werden, wenn sich sein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen dessen erhebt, von welchem er erkannt, und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geistigen Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geistigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir selber leben, weben und sind, ist der höchste Gewinn des Erdenlebens und des Forschens nach Weisheit. — Daß Schelling thatsächlich gläubiger Christ war und ist, das hat er bei jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt. Schon zu meiner Zeit gab es unter den Jünglingen die ihn hörten Solche, welche es ahnten, was er unter der intellektuellen Anschauung meinte, durch welche unser Geist den unendlichen Urgrund alles Seins und Werdens erfassen muß. Sie hatten dafür das Wort Glauben gehört. Mehr denn vierzig Jahre nachher sprach eine Gesellschaft von Männern, die an geistiger Erkenntniß und Erfahrung gereifter waren, an ihrer Spitze August Neander und Twesten, als Schelling's Zuhörer in Berlin, in ihrem Danksagungsschreiben an den verehrten Lehrer es aus, daß „seine Vorlesungen ihnen den

Weg zu einer positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie gezeigt haben.“ Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Persönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling sprach mit Ueberzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Ueberzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, theilte sich Anderen in siegreicher Kraft mit.

Schellings Vorlesungen bildeten den Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs der Studirenden, der für Alle, welche an ihm Theil nahmen, ein höchst wohlthätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfniß, wie bei der glücklichen Lösung eines tiefsinnigen Räthsels, sich den Fund des Verständnisses, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenseitig mitzutheilen, und Das zu vernehmen, was Andere daraus erfaßt hatten. Bei dieser Gelegenheit kamen sich solche inniglich nahe, die bei der Verschiedenheit ihres äußeren, künftigen Berufes und ihrer sogenannten Brodstudien, sich nur im Vorübergehen würden begegnet sein. Der wissenschaftliche Gemeinsinn, welcher alle besseren Zuhörer Schelling's ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen seiner Mitglieder in die verschiedensten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von seiner anfänglichen Festigkeit verlor, sondern durch das Fortwirken in gleicher Gesinnung mit den Jahren immer nur kräftiger wurde.

Solger.

Der Humor. (Gespräch.)

(1815.)

Bedenke, daß ein jedes Gefühl allumfassend werden und den ganzen Sinn des Menschen müsse ausfüllen können. Hierin liegt nur noch, daß ihm jeder Gedanke an etwas Höheres und Vollkommenes in dieses Gefühl versinkt und darein aufgeht, wie der Liebende, wenn er so gemuthet ist, alles Edele, Vollkommene und Göttliche in seiner Liebe findet. Anders ist es aber noch, wenn ihm alles, was göttlich ist, nur in dem Reiche der Wahrnehmung und Empfindung erscheint, so daß ihm das Wesen der Phantasie beständig zerstückt wird, und sich in tausendfältigen Richtungen in die sinnlichen Triebe und Gefühle zerspaltet, dagegen aber auch alles Wahrgenommene und Empfundene für ihn nur etwas ist, durch seine Bedeutsamkeit auf das in demselben erscheinende göttliche Wesen. Ist dieses nicht das Aeußerste in dieser Art, und kann es nicht als das rein Entgegengesetzte von dem Zustande gelten, wo die Phantasie sich selbst und alles aus der Idee der Gottheit schafft?

Ja wohl ist es so.

Dieses nun, Erwin, ist es, was wir Humor zu nennen pflegen, mit einem Worte aus dem Lande, wo die Sache am meisten verbreitet ist.

Eine so große Bedeutung, sprach er, hätte denn dies Wort? Ich dachte mir sonst etwas viel beschränkteres darunter.

Was denn aber? Doch wohl nicht blos eine äußere, ein-

zelne Sonderbarkeit, die sich der Mensch aus Schlaffheit oder theilweiser Narrheit angewöhnt hat? Welche Ansicht schon Ben Johnson nachdrücklich widerlegt.

Das auch wohl nicht. Aber mehr suchte ich es doch in den besonderen Leidenschaften, Neigungen, und allem dem, was in den Charakter zusammenfließt, welches alles, wie ich glaubte, im Humor eine durchaus einseitige und beschränkte Richtung nähme, und sich doch ganz darin erschöpfte.

Gerade so, erwiedert' ich, will auch Ben Johnson jene Meinung verbessern, aber auch das will noch nicht genügen. Denn was könnte diese Einseitigkeit des bloß zeitlich Persönlichen in uns, und eine beschränkte Richtung aller Triebe und Neigungen wohl der Kunst darbieten? Nicht einmal einen recht günstigen äußeren Stoff, da nur das Sonderbare, dessen Unschicklichkeit für die Kunst wir schon früher bemerkt haben, auch hieraus entstehn kann. In der bloßen Einseitigkeit und Beschränktheit kann es also keineswegs liegen, was uns auch die humoristischen Dichter beweisen, in welchen vielmehr, was das Gebiet der Wahrnehmungen, Leidenschaften, Triebe angeht, eine so unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zu finden ist, wie bei keiner anderen Gattung. Etwas ganz verschiedenes aber ist es, wenn sich das Göttliche nur durch eben diese Mannigfaltigkeit offenbart. Und um die Vergleichung mit dem ersten Standpunkte der Phantasie zu Hülfe zu nehmen, erinnere dich, wie dort die göttliche Schönheit aus dem innersten Wesen hervorging, und doch immer eine Gestalt der Besonderheit und Gegenwart annehmen mußte. Dort stand die Gottheit, obwohl etwas wirkliches, rein über der zeitlichen Welt und selbst über der irdischen Schönheit. Im Humor aber ist ihre Gegenwart und Besonderheit die der wirklichen Welt selbst, so wie bei den Alten, in der sinnlichen Ausführung der Gestalten, das Göttliche nichts anderes ist, als der Begriff des einzelnen Dinges. Die Einheit aber und durchherrschende Beziehung auf ein Gemeinsames in der neueren Kunst macht eben, daß, grade um-

gekehrt, alle Wahrnehmung und Empfindung als das mannigfaltige wirkliche Leben desſelben göttlichen Geiſtes erſcheint, nur daß dieſer Geiſt ſich ganz in ſie verloren und ins Unendliche ſich darin vereinzelt hat. Er wird alſo nur erkannt, als das Innere des allgemeinen Triebes, als das Weſen, welches allein den Trieb zum allgemeinen machen kann, und tritt eben deshalb nicht außer dieſem hervor, ſondern wird von ihm auf das mannigfaltigſte in allem Stoffe der Sinnlichkeit wahrgenommen und empfunden.

Daraus, ſprach Erwin, läßt ſich allerdings wohl jene Umkehrung erklären, wodurch im Humor das Allerzeitlichſte und Sinnlichſte oft die ganze Kraft und Bedeutung des Göttlichen erhält.

Oft, ſagt' ich, iſt dieſes die Aeußerung deſſen, was ich eben bezeichnete; daher auch unſer Friedrich Richter, der ſo wunderbar einſichtsvoll ſeine eigene Kunſt entfaltet hat, den Humor ein umgekehrtes Erhabenes oder auf das Unendliche angewandtes Endliches nennt. Dieſe Umkehrung indeſſen iſt auch nur ein Theil ſeiner Aeußerung, und könnte nicht vorgenommen werden, wenn nicht nothwendig in der Phantaſie ein Gebiet wäre, wo alles Endliche durch Gefühl zurückgeführt wird auf einen göttlichen Trieb, der aber, weil der Trieb überhaupt keine anderen als die mannigfaltig erſcheinenden Gegenſtände vor ſich hat, als gleichartig mit ſeinem endlichen Nahrungsſtoff erſcheint. Durch dieſen Trieb ſehn wir alſo zwar die zeitliche Welt ganz auf die gewöhnliche Art, aber zugleich aus einem ganz anderen Lichte, indem in ihn das Licht des Weſens und der Phantaſie übergegangen iſt, weshalb uns denn die Gegenſtände überall ganz bekannt und gewohnt, aber zugleich durchaus verſchoben, ſeltſam und ſchief gegen einander gerückt erſcheinen, wenn wir ſie nach dem Maaße der gemeinen Sinnlichkeit betrachten. Und weil wir gewohnt ſind, ſo etwas Eigenthümliches in der Welt des Einzelnen wieder der Eigenthümlichkeit eines einzelnen Grundes zuzuſchreiben, ſo ſchieben wir dies auf die Aeußerung einer beſchränkten und einſeitigen Perſönlichkeit, da wir doch umgekehrt

erkennen ſollten, daß es von dem Weſen aller Perſönlichkeit überhaupt herrührt, deſſen Licht ſich nur im Einzelnen auf ſo eigene Weiſe brechen muß. Was uns alſo zuerſt beim Humor auffällt, iſt eben dieſe unerſchöpfliche Vollſtändigkeit des Sinnlichen und ganz Gemeinen, wovon ich dir kein beſſeres Beiſpiel als Richters Blumenſtücke anführen kann, und die ſich aus dem Geſagten vollkommen erklärt.

Dieſe Eigenſchaft, fiel Erwin ein, iſt mir am Humor immer ſehr merkwürdig geweſen, und im Stillen dachte ich auch vorhin ſchon daran, als du von der ſinnlichen Ausführung in den Werken der Alten ſpracheſt. Denn kaum geht dieſe ſo weit in das Einzelne und Zeitliche hinein, wie der Humor, welcher die Erſcheinung oft ins Kleinſte, wie unter dem Vergrößerungsglaſe, ausarbeitet.

Hieran, ſagt' ich, kannſt du ſchon ſehn, wie unentbehrlich auch ihm das Bilden oder die Richtung nach außen iſt, und wie dieſe auch hier wieder einen feſten Grund und Boden abgiebt. Denn ohne die feine Ausarbeitung des ſinnlichen Stoffes ſchwebt der Trieb, der vollkommen angefüllt und gebunden ſeyn ſoll, unvollendet in der Luft, und wird ſo eine Beute der gemeinen Einbildungskraft, welche ſich beſtrebt, durch ihn allgemeine und leere Gedanken darzuſtellen. Dergleichen erleben wir auch zuweilen an Richter, wenn er zu erhaben philoſophirt oder ſchwärmt, und eben dadurch ganz in das Unbeſtimmte und Grundloſe geräth.

Erlaube mir, ſprach jener darauf, noch eins zu bemerken, was ich ſonſt wieder vergeſſen möchte. Mich dünkt, hier ſtehn ſich die Aeußerſten recht ſcharf gegenüber. Da nämlich, wo in der alten Kunſt das Bilden anfängt, bei dem Hervorbringen göttlicher Geſtalten, zeigte ſich das Nachſinnen der Phantaſie am meiſten, in der neueren aber tritt da, wo das Wirkliche auf den Gedanken zurückgeführt wird, am ſchärfſten die Ausbildung des Einzelnen hervor. Sage mir, ob ich dieſen Gegenſatz richtig aufgefaßt habe.

Ganz recht, erwiedert' ich; aber etwas vorgegriffen haſt du auch in eine Vergleichung, die wir eigentlich erſt nachher anſtellen können. Indeſſen wollen wir dabei doch bemerken, daß gerade dieſe Ausführung des Einzelnen auch die völlige Verflüchtigung und Auflöſung deſſelben herbeiführt. Denn nichts hält ſich darin als Ganzes zuſammen, obwohl alles nur aus dem Standpunkte der Idee gedacht iſt. Darin liegt das, was auch Richter ſo wahrhaft bemerkt und ausführt, daß im Humor die Abſicht der Darſtellung nie auf das Einzelne allein gerichtet ſein muß, welches ſich eben durch ſeine Ausführung in das Nichts auflöst, ſondern immer auf das Ganze und Allgemeine. Wenn er aber hinzufügt, nicht der Einzelne werde lächerlich gemacht, ſondern das geſammte Endliche, ſo iſt dieſer Ausdruck offenbar zu beſchränkt. Denn vom Lächerlichen allein kann hier nicht die Rede ſeyn, vielmehr von einem Zuſtande, wo Lächerliches und Tragiſches noch ungeſchieden in einander gewickelt liegen. Das Göttliche, das ſich ganz in den Kreis des Irdiſchen herabgegeben hat, kann dieſem alſo auch nicht ſo entgegengeſetzt werden, daß eine rein tragiſche Wirkung daraus hervorginge. Was aber das Gemeine betrifft, welches der Urſprung des Lächerlichen iſt, ſo beſteht eben jene Ausführung des Einzelnen darin, daß alles, auch das Edelſte und Höchſte ſich damit vermiſchen, ja in daſſelbe verwandeln muß, ſo daß auch hier der Gegenſatz des Gemeinen und Schönen nie rein aufzufaſſen iſt. Alles iſt alſo im Humor in Einem Fluſſe, und überall geht das Entgegengeſetzte, wie in der Welt der gemeinen Erſcheinung in einander über. Nichts iſt lächerlich und komiſch darin, das nicht mit einer Miſchung von Würde oder Anregung zur Wehmuth verſetzt wäre; nichts erhaben und tragiſch, das nicht durch ſeine zeitliche und ſelbſt gemeine Geſtaltung in das Bedeutungsloſe oder Lächerliche fiele. So wird alles gleich an Werth und Unwerth, und es iſt keineswegs bloß das Endliche, wie Richter meint, ſondern zugleich die Idee ſelbſt, was ſo dargeſtellt wird.

Aber das ist ja etwas schreckliches, sprach Erwin, daß der Humor alles, und auch die Idee zunichte machen soll.

Darum, sagt' ich, äußert er sich oft auf eine krankhafte Art; und doch ist er auch wieder das, was in der neueren Welt die sinnliche Kunst am meisten, ja fast allein davor schützt, in bloße gemeine Schmeichelei für die Sinne auszuarten. Was aber jene allgemeine Vernichtung betrifft, so wird dieser Anstoß erstlich schon dadurch gehoben, daß die wirkliche Welt doch in allen ihren Einzelheiten mit Lust und Liebe dargestellt werden und also in einem gewissen Sinn auch wieder bestehn muß; noch mehr aber schützt uns die Idee, welche unvergänglich und unzerstörbar ist, und aus diesem Versinken in das Zeitliche wie ein Phönix sich wieder emporhebt als eine geläuterte und reine Sehnsucht. Denn in den Trieb, Erwin, war doch alles übergegangen, und wenn dieser nun in dem Nichtigen sich selbst vernichtet hat, so bleibt er nichtsdestoweniger der allgemeine und vollkommene Trieb, dem nach dieser Reinigung nur noch das Ewige selbst zum Gegenstande übrig ist, welches aber freilich nun auch, da es in der sinnlichen Welt keine bestimmte Gestalt als Göttliches mehr annehmen kann, sich ganz in diesen Trieb verwandelt und sich nur durch ihn bekundet. Wenn also auch nach jenem allgemeinen Untergange eine Leere übrig bleibt, so ist es doch die Leere des reinen blauen Himmels, durch welche sich der Trieb zum Göttlichen aufschwingt, sich wohl bewußt, als ein göttlicher sein Gelingen schon selbst in sich zu tragen. Hiemit wäre wohl, mein Erwin, ziemlich vollständig alles gesagt, was für unseren Zweck zur Beurtheilung des Humors und des ganzen sinnlichen Standpunktes der Kunst dienen kann.

Joseph v. Hormayr.

Andreas Hofer.

(1845.)

Andreas Hofer wurde bei St. Leonhard im Passeyr am 22. November 1767 geboren. Seine Mutter war Maria Aignetleiterin, sein Vater, Joseph Hofer, gleichfalls Sandwirth, d. i. Gastwirth am Sand, so heißt die Gegend von den Verwüstungen des Waldstroms. Sein Geschlecht war guten, alten Herkommens unter den Landleuten; seit undenklichen Zeiten waren seine Vorältern Sandwirthe. In das Thal Passeyr (nicht mit Unrecht das tyrolische Schwytz genannt) führet Diejenigen, welche das Brennergebirge herunter in die sumpfige Ebene von Sterzing steigen, ein nicht gar zu unbequemer Weg über den Jaufen (Mons Jovis), auf dessen Höhen bei ungeheuren Steinhaufen, in der Urzeit, rhätische Stämme ihren Gottesdienst gefeiert haben sollen, und der als die kürzeste Communication zwischen Botzen, Meran und der schon der Römerzeit bekannten Zollstätte auf der Töll (ad Teloneum) in der Geschichte des tyrolischen Transito überaus wichtig war, während der Bergweg über den Ritten, längs dem Eisack, nur eine kurze Weile in den staufischen Romfahrten und Kreuzzügen hervortritt. — Folgt man von Meran, des Landes alter Hauptstadt unter den Fürsten görzischen Stammes, und von dem alten, heiligen Hauptschlosse Tyrol, dem Lauf der reißenden Passer oder Passeyr, die dem Passeyrthal seinen Namen gegeben zu haben scheint, die in den Zeiten Karls des Großen die alt-

römiſche Colonie Maje durch Bergſturz und Schutt bedeckt und noch in ſpätern Zeiten mehrmals halb Meran mit ſich fortgeriſſen hat, führen gleichfalls ſteinige, zerriſſene Pfade in Paſſeyr. Rückwärts ſtößt an daſſelbe am Hinterſee und Thimmelsjoch das Oetzthal, ein cul de sac des Oberinnthales, mit ſeinen ungeheuren Maſſen ewigen Eiſes, mit ſeinen unermeßlichen Schneelaſten und Eisſeen, aus deren einem die Paſſer entſpringt. Nahe lag die Karthauſe Schmals und das nach Stams gehörige Pfelders. Am ſchaudervollen Rande dumpf toſender, oft mit grauem oder dunkelgrünem Schnee trügeriſch bedeckter Abgründe —

— — — — auf Feldern von Eis,
Wo pranget kein Frühling und blühet kein Reis,
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Man kennet die Städte der Menſchen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken erblicket die Welt,
Tief unter den Waſſern das grünende Feld!

da führet oft von Steingerölle gebrochen, oft von den Waſſern ausgehöhlt, voll Todesahnungen, ein ſchauriger Pfad. — Paſſeyr hat ein ernſtes, rauhes, faſt melancholiſches Ausſehen. Der Wieſen lachendes Grün verdüſtert bald dunkles Nadelholz. Viele Felſen ſind ganz kahl, ſeltſam und eigenſinnig ſchattirt von den Strahlen der Sonne. So weit nur Gras und Berg und faſt noch weiter, als wo ungetreuer, ſchlüpfriger Waſen der Nahrung des Viehes, dieſer Hirten Freude und Stolz, und der neugierigen Kühnheit der Menſchen eine Grenze wird, zeigen ſich Hütten und iſt das Land urbar, durch unglaubliche Arbeit und Mühe, während an der Wiege der Menſchheit, in dem Garten der Welt und in Ländern, die uns wohl noch viel näher liegen, ungeheure Strecken wüſter Halden ſind, aber dieſen mangelt das Glück einer freien Verfaſſung! Der Menſchenſchlag iſt kraftvoll und rührig, ernſt, nicht ohne Mißtrauen. Das Leben unter Gottes freiem Sternenhimmel, in reiner Luft,

hoch über dem Qualm der Städte, in der Abgeschiedenheit einer großen, wundersamen, oft furchtbaren Natur, macht, daß nur wenige und am wenigsten neue Begriffe gedeihen, aber die alten, angestammten und selbsterworbenen stählen sich. Das Alter, das unbeweglich Starre, Feste und Einsame dieser Alpennatur giebt einen düstern Anstrich, einerseits zwar die unwillkommene Erinnerung an die Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit unserer irdischen Hülle, aber das regt hinwieder die Seelen- und Körperkraft auf. Auch den einfachen Landmann treibts, den unverständigen, leblosen Gefahren gewandte, verständige Lebenskraft entgegen zu setzen, und jener lautlosen, versteinerten Größe beharrlichen Muth. — Eine Religion haben die wackern Leute für ihren Hausgebrauch, keine capitulirende, sie glauben, lieben, hoffen und hassen wenig in Worten, kurz und stark in der That.

In den vielen und hocherbärmlichen Flugschriften jener Zeit wurde der merkwürdige Umstand, daß so viele Wirthe unter den Anführern und Parteihäuptern vorkommen, lächerlich genug daraus erklärt, daß die Wirthe durch die neue bayerische Polizeiordnung in dem Unfug beschränkt worden wären, welchen sie unter Oesterreich gegen alle Fremden und gegen ihre eigenen Gemeinden straflos verübt hätten. Es war vielmehr ein eigener Punkt des von Hormayr auf Befehl des Erzherzog Johann entworfenen Plans, recht viele vertraute Wirthshäuser zu Signalpunkten und Telegraphen der Insurrection zu machen. Das Landvolk ganz allein war es (in Tyrol eigentlich der einzige oder doch der vorzüglichste Stand und Grundbesitzer), welches tausendstimmig und einstimmig jenen Aufstand erregte und bis auf den letzten Blutstropfen hindurchführte. — Es mußten schlechterdings Punkte der Versammlung, der wechselseitigen Mittheilung und Berathung festgesetzt werden. In jenen Bergen sind nur dreierlei denkbar: die hohen Alpen, die Kirche, das Wirthshaus. — Der Kirchplatz vereinigte Männer, Weiber und Kinder, Eingeweihte und Uneingeweihte dergestalt, daß sie

unmöglich von einander abzusondern waren. — Auf den hohen Alpen war Ende Februars, so wie im März noch, auch kurzen Bleibens nicht, nicht einmal für die damals zahlreichen Rekrutirungsflüchtigen. Uebrigens ist nach dem wirklichen Kriegsausbruch gerade diese Zeit zu offensiven Unternehmungen die beste, weil periodisch zu berechnende Nebel alle Bewegungen verbergen und der Schnee harsch wird, das heißt, mit voller Sicherheit trägt, wodurch sonst unersteigliche Gebirge zugänglich werden und fast unglaubliche Umgehungen in Flanke und Rücken der stärksten Stellungen ausführbar sind. — Somit blieb blos das Wirthshaus übrig. Die Wirthe waren allerdings über den neuen bayerischen Weinaufschlag und andere, unmittelbar auf die Verzehrung fallende Abgaben höchst ungehalten. Versammlungen dieser Art lagen ganz in ihrem allernächsten Interesse. Bei ihnen hatte fast jeden Sonntag die Nationalübung und Lust des Scheibenschießens statt. Wer als die Wirthe hätte unaufsichtigere, ungezwungenere Gelegenheit gehabt, Subsistenzmittel für Mann und Roß, sowie Pulver und Blei, diese ersten und unerläßlichen Bedingnisse raschen Vorrückens und schneller Unternehmungen bei sich aufzuhäufen? Zahlreichere Versammlungen hätten an jedwedem anderen Orte mehr Aufsehen erregt und leidenschaftliche Aeußerungen der Unzufriedenheit erschienen hier als folgenlose Ausbrüche des hergebrachten Sonntagsrausches.

Der Sandwirth Andreas Hofer selbst hatte beim Ausbruche der Insurrection, welche er nur drei Viertel Jahr überlebte, gerade sein ein und vierzigstes Jahr zurückgelegt. Er war von hoher, herkulischer, imponirender Gestalt, schwarzen Augen, braunen Haaren, die Haltung merklich vorwärts gebogen, der Gang (beides rührt bei diesen Aelplern vom frühen Lasttragen und Bergsteigen her) mit etwas gebogenen Knieen, langsam, aber nachdrücklich ausgreifend, die Stimme angenehm und weich, wenig Geberden, der Blick unbedeutend, außer wenn er scherzte, wo Mund und Auge einen anziehenden Zug der Gutmüthigkeit hatten, demüthig, wenn er betete, und wenn er aufwärts blickte,

keineswegs ohne Begeisterung, aber mehr von christlicher Resignation als von antikem Heldenmuth. Seine Erziehung war etwas besser als die der übrigen Landleute gewesen. Sein Wirthsgewerbe, der Wein- und Pferdehandel, machten, daß er auch das Italienische, obgleich im famösen trienter Dialekt, ziemlich geläufig sprach, Druck und Schrift fertig las. Beide Sprachen schrieb er gleich unorthographisch. — Er war sehr jung mit dem beliebten Neurauter auf dem Landtage von 1790, wo die Sprecher des Passeyrer Thales eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Als sich späterhin die Feindesgefahr Tyrol näherte, zog er mehrmals mit dem Volk seines Thales an den Gardasee, führte auch einmal eine Compagnie dortiger Schützen als Hauptmann, ohne besondere Auszeichnung. Aber er war im ganzen Etschlande um seiner anerkannten Rechtlichkeit und um seiner Liebe zum Althergebrachten willen ungemein populär. Als Sprecher der ganzen Gegend und als unausbleiblicher Renitent gegen jedwede neue Verordnung wurde er mehrmals durch das k. k. Kreisamt in Botzen vorgefordert, um dort amtliche Verweise über seine Widersetzlichkeit zu erhalten.

Er trug immer die Tracht seiner Gegend, jedoch mit verschiedenen auffallenden Abweichungen: einen großen schwarzen Hut, mit breiter Krämpe, herabhängenden schwarzen Bändern und einer gekrümmten schwarzen Feder, einen grünlodenen, kurzen Rock, rothes Unterwamms, darüber einen grünen Hosenträger, eingelegten, breiten, schwarzen Gürtel nach Landessitte, kurze, schwarze Beinkleider, schwarze oder rothe Strümpfe, seltener Stiefel. Am Halse trug er ein kleines Crucifix, dazu späterhin eine große silberne Medaille des heiligen Georg's, zuletzt die ihm vom Kaiser verliehene große goldene Medaille mit der goldenen Kette. Es ist falsch, daß er jemals das Theresien-Ordenskreuz erhalten, oder einen Rang in der österreichischen Armee bekleidet habe. Aber Hofer's merkwürdigster Bestandtheil, der ihm (zumal wenn er zu Pferde saß) ein ganz besonderes Ansehen verlieh, und an der großen Rolle, die er

gespielt hat, zuverlässig entscheidenderen Antheil hatte, als seine höchst mittelmäßigen Talente, war sein bis an den Gürtel reichender, schöner schwarzer Bart. Es war überhaupt altes Herkommen der Wirthe jener Thäler, den Bart wachsen zu lassen. Bei Hofer war es in Sonderheit noch Folge einer Wette, die er einst um zwei Ochsen mit Freunden beim fröhlichen Mahle eingegangen hatte.

Hofer war rein phlegmatischen Temperaments, von großer Liebe zur Ruhe, zur Gemächlichkeit, wohl auch darum ein Feind alles Neuen und Raschen, nur in Feuer und Flammen zu setzen, wenn es altem Recht und Herkommen, religiösen Gegenständen, oder der über Alles theuern, heimathlichen Erde galt. Er war nichts weniger, als ein ausgezeichneter Naturmensch, fröhlich, ein Freund gutmüthigen Neckens und Scherzes, langsam im Auffassen, beschränkt, auch in gewöhnlichen Kenntnissen, weder klar noch einig in seinen Ansichten, im Handeln langsam und unentschlossen, leichter vertrauend und hingebend, als es sonst die Bergbewohner zu sein pflegen, aber nicht ausharrend, noch verläßlich, jedweder Einstreuung, jeder auch noch so plumpen Schmeichelei zugänglich; schwindelnd ob seinem unerwarteten und durch keine große Eigenschaft verdienten Glück. Leicht war es, ihn in einem Augenblick zu terroristischen Maßregeln hinzureißen, aber seine Religiosität und die schöne Weichheit und Milde seines Gemüths hinderte immer die Vollstreckung und was war rührender und ergreifender, als die rauhen, kraftvollen, treuherzigen Aeußerungen unduldsamer Vaterlandsliebe und hohen Nationalstolzes in dieser Seele voll schmuckloser Einfalt und frommer Treue? Für Heuchelei hatte er durchaus keinen Sinn. Recht behielt bei ihm meistens, wer der Letzte gesprochen hatte, und wer, was sehr leicht war, es verstand, ihn zu rühren. Ein Sieg der Sache Oesterreichs und des tyrolischen Vaterlandes, eine klassische Rückerinnerung aus der tyrolischen Vorzeit, ein Wort der Be-

geisterung für die geheiligte Person des Monarchen, für den allen Tyrolern theuern Erzherzog Johann, und Hofer, der auf dem bittern Todeswege, nach dem unverdächtigen Zeugnisse seiner Begleiter, that: „come un Eroe cristiano e Martire intrepido," schwamm in Thränen und war lange Zeit unvermögend, einen Laut hervorzubringen.

Achim von Arnim.

Von Volksliedern.

(1806.)

Wo ich zuerst die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrey. Da sah ich aus meinem Fenster, durch die Bäume, Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

Auf, auf, ihr Brüder und seyd stark!
Der Abschiedstag ist da,
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heisse Afrika.

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches nach, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie des Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beyden, tauget. —

Und als ich dieses feste Fundament noch unter den Wellen,

die alten Straßen und Plätze der verſunkenen Stadt noch durchſchimmern ſah, da hörte ich auf, mich über die großentheils mislungenen Verſuche vieler Dichter und Muſiker, beſonders des Theaterweſens, zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche ſonſt gar nicht entſtehen, gar nicht verſtanden werden! Wo etwas lebt, da bringt es doch zum Ganzen, das eine iſt Blüte das andre Blatt, das dritte ſeine ſchmierige Wurzelfaſern, alle drey müſſen vorhanden ſeyn, auch die ſaubern Früchtchen, die abfallen. Störend und ſchlecht iſt nur das Verkehrte in ſich, der Baum mit der Krone eingepflanzt; er muß eine neue Krone, eine neue Wurzel treiben, oder er bleibt ein dürrer Stab. Dieſer Art von wahrer Störung iſt die Beſchränkung aller Theatererſcheinungen in Klaſſen und für Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, die entweder ganz unfähig der Poeſie, oder unbeſtimmt in ihrem Geſchmacke geworden. Beſchränkung iſt aber das Tugendprincip der Schwachheit; das Allgemeine verdammet ſie, darum kann das Ueberſchwengliche nie von ihr gefordert werden. Der Einfluß davon iſt unbegrenzt, denn indem die Schauſpieler das Gemeine vornehm machen wollen, machen ſie das Ungemeine auch nichts weiter als vornehm (ſie laſſen Müller und Schornſteinfeger ſich an einander abreiben). So ſuchen nun die Künſtler aller Art, um in gleichen Verhältniſſen zu leben, wie ſie dieſelben gewöhnlich darſtellen, da ihren Lohn, wo ſie ſelten hingehören und nimmermehr hineinpaſſen ſollten, wo es der Zweck des ganzen mühevollen Lebens iſt, ſich ſo leiſe wie möglich neben einander wegzuſchieben; ſie denken nicht, daß die beſten Steinſchneider Sklaven, die beſten altdeutſchen Mahler zünftig waren. Daher das Abarbeiten ihrer edelſten Kraft an Formen des Anſtandes, die ihnen ſich ſelbſt geben, wenn ſie wirklich etwas Würdiges geben: Daher das Bemühen der Kunſtſänger, zu ſingen wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos, das heißt, ſie wollen ſingen ohne zu klingen, ſie möchten blaſen auf einem Saiteninſtrumente. O ihr lebendigen Aeolsharfen, wenn ihr nur ſanft wäret; und wenn ihr ſanft wäret, o hättet

ihr doch Ton. Dem geschickten Künstler sind die Dialekte Tonarten, er vernachläßigt keine, wenn er gleich nur in Einer sich selbst vorgezeichnet finden kann. Das heutige Theater treibt sie aus einander nach Süden und Norden, Osten und Westen, keiner kann sich fügen dem Fremden, da doch alle einander in Volksliedern begegnen, wie Lustkähne, die, eben erst vom gemeinschaftlichen Gespräche im Dunkeln auseinander treibend, bald wieder zusammenkommen, sich gleich wieder verstehen durch Aneignen und Weiterstreben, wenn auch in jedem das Gespräch sich anders gewendet. — Hinter dem vornehmen Anstande, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theile des Volks, der allein noch die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann, ohne sich zu entladen, in Nullheit oder Tollheit. Unsre heutige Theater- und Konzert-Theilnehmer, wie würden sie auseinander springen, bey wahrer reiner Kunsthöhe, sie würden umsinken in der reinen Bergluft, oder fühllos erstarren. — Mit großer Bravur können wohl diese vortrefflichen Kunstsänger ihren Kram ausschreien und ausstöhnen, man versuche sie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unächte; laßt sie auch nicht mit einander reden, sie singen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. Entweder haben ihre Sangstücke so unbedeutenden Charakter, daß er gar nicht verfehlt werden kann, oder wenn wir zum rechten Verstande davon kämen, wir würden sie hinunter jagen von ihren Brettern, und uns lieber selbst hinstellen, zu singen, was uns einfiele und allen wohlgefiele, Ball schlagen, ringen, springen und trinken auf ihre Gesundheit. — Wollt ihr Sänger uns mit der Instrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängstigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes physikalisches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Instrumenten steht, die alle einen höheren, helleren, dauernderen, wechselndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchsten Lebens oder das höchste Leben selbst, Sinn und Wort, vom Ton menschlich getragen, auch einzig nur

aus dem Munde des Menschen sich offenbaren könne. Versteckt euch eben so wenig hinter welschen Liedern! Dem einheimischen Gefühl entzogen, seyd ihr dem Fremden nur abgeschmackt. Nein, es ist kein Vorurtheil der Italiäner, daß jenseit der Alpen nicht mehr Italiänisch gesungen werde, daß selbst nationale Sänger ihren reinen italiänischen Gesang in der Fremde verlieren! Denkt auch daran, daß es gar nichts sagt, fremde Sprachen melodischer zu nennen, als daß ihr unfähig seyd und unwürdig der euern.

— — — — — — — — —

Es ist mir wohl begegnet im Herbste, wenn schon alles fast still und abgefallen, einen dichten krausen Baum mit sich-umrungenen Aesten, von Staaren wie durchdrungen, klingen und gleichsam auffliegen zu sehen. So sangen mir deutsche Handwerker lüftend ins Herz bey dumpfer Nachtluft holländischer Kanäle, ein kleines Segel flatterte von ihrem Gesange, an bunten Bändern schien das Schiff schneller fortgezogen. Wer hat so etwas nicht öfter erlebt und sey es auch nur im Traume? So hörte ich auch über die Londonbrücke Hannöversche Flüchtlinge: ein freyes Leben — hinsingen. Als ich mit Sehnsucht nach meinem Vaterlande den Wasserspiegel hinabsah, da schien mir auch jener Boden befreundet mit seiner zornigen rothen Abendsonne. — Noch nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dummheit, die ihr ihm aufgebürdet, lebt noch das fröhliche gesangreiche Symbol des werkthätigen Lebens, die Freimaurerey. Noch stehen mitten inne als Künstler und Erfinder der neuen Welt die herrlichen Studenten; sie heften die höchsten Blüthen ihrer frischen Jahre sich an den bezeichnenden Hut und lassen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Wasser. — Auch die Bänke der rauchenden Wachstuben werden nicht immer von den Musen gemieden, und wenn sie auch zuweilen nicht hinein können, so sehen sie doch nach ihrem Lieblingssitz durch die Fenster, wenn die überwachte Schildwache Nachts ein schauerliches Anschlagen der Gewehre hört: sie spielen mit den blanken, schnellfertigen, lebendigen Gewehren. Es wird eine Zeit kommen,

wo die drückende langweilige Waffenübung, allen die höchste Luft und Ehre, das erste der öffentlichen Spiele, höchste Kraft und Zierlichkeit zu einem Tanze verbunden ausdrücket. Für jede Thätigkeit gibt es einen Preis: wer diesen kennt, hat jene. Wer hat es erlebt, was den Schwindelnden auf glattem Stege hält? unter ihm brauset der Strom, Felsen und Bäume drehen sich über ihm, — ein mächtiger Marsch hält ihn, fällt er ihm zur rechten Zeit ein, und aller Schwindel verschwindet, wie die Tritte hinter seinem Rücken. So begreift man Taillefers Gesang, der, in jener berühmten Schlacht bei Hastings, England für Wilhelm eroberte, indem er die unerschütterliche Ordnung der Sachsen durchschrie. So mag auch wohl die Macht der runischen Verse gewesen seyn. Wir begreifen nun leicht, wie unsere gebildetere Zeit bey der Vernachläßigung des ärmeren Lebens (denn das sind die unteren Klassen jetzt) so viele leere Kriegslieder entstehen sahen, während jeder der früheren deutschen Kriege in dem gemeinsamen Mitwirken Aller zu großer That herrliche Gesänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was Zinkgref aus aller braven Landsknechte Mund im öden dreißigjährigen Kriege, lehrend uns zu Gemüthe führt:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Fürs Vaterland auffez, von dem du frey es auch
Zuvor empfangen hast, das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flamme brennen.
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme —
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß du theur verkaufen mögst dein Blut.
Im Feuer sey bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest.

An deinem Ort beſtehſt feſt mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beyde Leſzen ein.

Daß deine Wunden ſich lobwürdig all befinden,
Da vorne auf der Bruſt, und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Geſicht dein ernſtes Leben ſpür.
Mein Sohn, wer Tyranney=geübriget will leben,
Muß ſeines Lebens ſich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tods begehrt, wer nur friſch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Ja wir fühlen es, wie die Sprache unter dem gewaltigen Triebe in ſolchen Punkten [?] ſich weitet, wir ſehen dagegen die ruhige ſinkende Erde aſiatiſcher Steppen in der ſtillen Verſteinerung (Steinfermentation) allmählig allem lebenden Eindrucke ſich verſchließen. Jene Freiheit alter Sprache, die Starrheit der heutigen, ſie ſagen mehr, als ich ſagen mag. Doch dieſes, wie ſo manches andere wunderbare Lied iſt aus den Ohren des Volkes verklungen, den Gelehrten allein übrig blieben, die es nicht verſtehen, alle Volksbücher ſind ſo fortdauernd blos von unwiſſenden Speculanten beſorgt, von Regierungen willkürlich leichtſinnig beſchränkt und verboten, daß es faſt nur ein Zufall oder ein hohes Schickſal iſt, wie uns ſo manches Wunderſchöne in dieſen Tagen angemahnt hat, zu fühlen und zu wiſſen, zu ahnden, zu träumen was Volkslied iſt und wieder werden kann: das Höchſte und das Einzige zugleich durch Stadt und Land. Aber in den Gelehrten, wie ſie vom Volke vergeſſen ſind, ſo liegt gegenſeitig in ihnen der Verfall des Volks, das tiefere Sinken der Gemüther, die Unfähigkeit mit eigenwilliger froher Ergebenheit zu dienen und mit unbeſorgtem allgemeinen Willen zu befehlen, ja bis zur Unfähigkeit des Vergnügens, was die tiefſte Entartung andeutet, die faſt aufgegebene Freiheit des Lebens. — Die Gelehrten indeſſen verfaſſen ſich über einer eigenen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche

vom Volke trennte, die sie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müssen, wenn sie einsehen, daß ihr Treiben aller echten Bildung entgegen ist: die Sprache als etwas Bestehendes für sich auszubilden, da sie doch nothwendig ewig flüssig seyn muß, dem Gedanken sich zu fügen, der sich in ihr offenbart und ausgießt, denn so und nur so allein wird ihr täglich [Neues] angeboren, ganz ohne künstliche Beihülfe. Nur wegen dieser Sprachtrennung, in dieser Nichtachtung des besseren poetischen Theiles vom Volke, mangelt dem neueren Deutschlande großentheils Volkspoesie; nur wo es ungelehrter wird, wenigstens überwiegender in besondrer Bildung über der allgemeinen durch Bücher, da entsteht manches Volkslied, das ungedruckt und ungeschrieben zu uns durch die Lüfte dringt, wie eine weisse Krähe: wer auch gefesselt vom Geschäfte, dem läßt sie doch den Ring niederfallen des ersten Bundes. Mit wehmüthiger Freude überkommt uns das alte reine Gefühl des Lebens, von dem wir nicht wissen, wo es gelebt, wie es gelebt; was wir der Kindheit gern zuschreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu seyn scheint und alles, was an uns ist, bindet und löst zu einer Einheit der Freude. Es ist, als hätten wir lange nach der Musik etwas gesucht und fänden endlich die Musik, die uns suchte! — *

* Die Vorrede zum Wunderhorn, aus der dieses Bruchstück entlehnt ist, scheint vom Setzer jämmerlich mißhandelt. Vielfältig mußte daher die Conjektural-Kritik nachhelfen. S.

Chamisso.

Peter Schlemihl, der Schattenlose.

(1810.)

„Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten, und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir, und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl, vor das vornehmste Hotel zu fahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin, so bald ich konnte.

Was denkst Du, das ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Göthe und der Zauberring, ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu seyn. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl, und er-

wartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düſt'res Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden; es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeß über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür' und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleiden, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken, wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten

warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrack sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen, — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm Alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollond'schen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des räthselhaften Mannes zusammenhinge, welcher Allen unbedeutend erschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern

geh', und erfreue Deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht.“

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, Keiner von seinen Gästen, er hatte alle gesprochen, wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt war da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte seinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe,“ hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geschäfte ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich über's Meer gehe; und ein günstiger Wind mich so eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst, und versichern ihn meines Dankes.““ Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon.“

„Wie sah der Mann aus?“ rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für

Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!“ schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!“ und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!“ rief er erschreckt aus, „und ich verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!“

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setze keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald in den Hafen, um wo möglich die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltstrichen, alle nach anderen Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

Fr. Kölle.

Das Landvolk in Italien.

(1848.)

Kein Element des italienischen Lebens ist im Auslande so wenig gekannt, ja so sehr verkannt, als das Landvolk. Man legt gewöhnlich an dessen Beurtheilung den Maßstab anderer Länder und bedenkt dabei nicht, daß bei weitem die größere Mehrzahl nichts ist als Zeitpächter gegen Geldrente, mehr aber noch gegen die Hälfte in minder fruchtbaren Gegenden aber gegen ein Drittel des Rohertrags, wogegen der Eigenthümer des Bodens die Abgaben zu tragen und die Gebäude zu unterhalten hat. Wenn man dieses Verhältniß genau ins Auge fassen will, so wird man begreifen, warum Alles, was großes Betriebscapital oder besondere persönliche Aufsicht eines rationellen Landwirths erfordert, warum jede durchgreifende Culturveränderung in Italien sehr schwer eingeführt und durchgeführt werden kann, warum mitten in dem schönsten Segen Gottes das Landvolk arm und elend scheint — wiewohl es dem Reisenden elender erscheint, als es wirklich ist — ja man wird dem Fleiße, der Ausdauer und dem guten Muthe die Anerkennung und das Mitgefühl nicht versagen können.

Der Landbau ist, wo die Umstände es irgend erlauben, auf einer hohen Stufe. Er hat treffliche alte Traditionen und wird von großem Fleiße unterstützt. Betrachten wir die einzelnen Provinzen! Von den Alpen in die Ebenen der Lombardei herab die Cultur des Weinstocks, des Maulbeerbaumes, des Maises,

dann die unübertroffene Graswirthschaft, von Wässerung, Compost und kluger Auswahl der Viehracen getragen, die Reisfelder am Tesin, den Hanfbau um Bologna, die fleißige kleine Cultur längs der Emilia, in Toscana und um Lucca, endlich die Gartenwirthschaft der Umgegend Neapels, denken wir dabei an den Druck durch Auflagen und endlose Processe, an die mangelhafte, oft gänzlich abgehende Schulbildung, an die erschöpfende Hitze, an die so häufigen Einflüsse der schlechten Luft, an die vielen gebotenen Feiertage, die ungesunden Fastenspeisen, die, wenn nicht hemmenden, doch selten förderlichen agrarischen Gesetze und die mangelhaften Verbindungsmittel, so bleibt uns nur übrig die Standhaftigkeit, den Fleiß, den guten Muth und die Elasticität des italienischen Landvolks zu bewundern. Unter gleichem Verhältniß würde Deutschland bald mit Weideland und Buschwald bedeckt sein. Die Güte Gottes und die Güte der Regierungen, treffen sich selten auf demselben Felde.

Auch da, wo der Landmann zugleich Grundbesitzer ist, kann er, vermöge seiner nationalen Eigenthümlichkeit selten der Versuchung, widerstehen, Vorschüsse von einem der zahlreichen Spekulanten anzunehmen, wie z. B. in der Lombardei auf die Seidenernte und um Marsala auf den Ertrag der Weinberge. Da kann es sich nun nicht fehlen, daß er bei der Abrechnung gewöhnlich noch als Schuldner gebucht bleibt, und mit allem Fleiße nie etwas Erhebliches vor sich bringt.

Die Leichtigkeit, mit welcher die im Süden so geringen Bedürfnisse beschafft werden, hat in Verbindung mit der durch die Sonne erzeugten Erschöpfung der Kräfte die für rationelle Landwirthschaft so nachtheilige Folge, daß die ländlichen Taglöhner in demselben Verhältniß steigen, in welchem die Lebensmittel wohlfeil sind. Während schlechter Jahre kann man Arbeiter um wenig mehr als die Nahrung, wenn aber Ueberfluß ist, auch um vieles Geld nicht erhalten.

In den Gebirgen ist neben dem Getreide der Mais und die Kastanie, in der Lombardei der Reis, in den höchsten Gegenden

des Apennins die süße Eichel, überall aber die Kartoffel in sehr geringem Verhältnisse zu dem Erwähnten das Nahrungsmittel, scharf gesalzenes Rauchfleisch, Käse von Schaf- und Ziegenmilch die Würze. Der tägliche Gebrauch der Käse als Zuthat der Speisen scheint daher zu kommen, daß man lange die unglaublich gesalzenen sardinischen Käse unbesteuert gelassen hatte, nachdem das Salz schon längst durch die Regale besteuert war.

Zum Trunke hat der Landmann gewöhnlich den gegohrenen Aufguß auf die Treber (Vinetto). Es ist vielleicht ein Glück für ihn, daß er den Wein auf die nachlässigste und fehlerhafteste Weise bereitet, bei der Wohlfeilheit des selten ganz fehlenden Weins und bei der Heftigkeit der Temperamente würden der Verbrechen aus Leidenschaft noch viel mehr gerügt werden müssen, als gegenwärtig schon der Fall ist. Es sei hier übrigens bemerkt, daß der gemeine Mann den Wein schon deßhalb vortrefflich führen und in großer Quantität trinken kann, weil er gewöhnlich sehr mäßig lebt. In den Gebirgen wird ein Theil des Weines gekocht, um ihn länger aufbewahren zu können. Besondere Liebe widmet der Landmann dem Oelbau. Man möchte unsern federfertigen Touristen rathen, sich die Mühe zu geben, die verschiedenen Verrichtungen vom Düngen, Beschneiden u. s. w. bis zur Gewinnung des Oels zu beobachten, ehe sie den italienischen Landmann der Trägheit und Nachlässigkeit beschuldigen.

Daß in den von der Natur vorzugsweise und beinahe ausschließlich auf den Oelbau angewiesenen Gegenden z. B. im lepinischen Gebirge, um Terracina und Sonnino das Briganten-Unwesen vorzüglich zu Hause ist, hat seinen Grund in dem häufigen Mißrathen der Oliven und zugleich in alten Traditionen aus den Zeiten der Fehden der großen Barone. Auch kann man durch die Oelwälder in jeder Richtung operiren, ohne gesehen zu werden.

In der Campagna um Rom und in andern von der Fieberluft heimgesuchten Gegenden Italiens werden die Feldarbeiten auf eine Weise betrieben, welche von der des übrigen Italiens gänz-

lich verschieden ist. Es kommen Genossenschaften der Bergbewohner unter selbstgewählten Anführern oft aus weiter Ferne zu diesem Behufe herbei. Viele holen sich hiebei Tod oder langes Siechthum. Auch die Reisernte am Tesin wird durch derlei Gesellschaften eingeheimst. Aus den Gebirgen der Lombardei finden ähnliche Wanderungen zum Behufe anderer gewerblichen Zwecke statt, hier um als Markthelfer, dort um als Kellerknechte, Brodkneter u. s. w. zu dienen. Andere handeln in Gesellschaft mit Froschschenkeln, Bäumen, getrockneten Früchten. Das übervölkerte Fürstenthum Lucca steht in der Uebung aller möglichen Industrien dieser Art dem übrigen Italien voran. Wie weit und mit welchen schönen Ueberkommnissen des Alterthums die Gemüsegärtnerei getrieben wird, kann man in der nächsten Umgebung Neapels am leichtesten beobachten.

Wenn nun bei allen diesen Aeußerungen leiblicher wie geistiger Thätigkeit dennoch in manchen Gegenden das Geld so selten ist, daß man darauf warten muß, daß das Huhn sein Ei legt, damit dieses gegen Salz umgetauscht wird, um die Polenta würzen zu können, wenn man zum Bäcker laufen muß, um einen Thaler gewechselt zu bekommen, so ist dennoch der Landmann nicht elend, obgleich er sehr arm ist, kein Tagedieb, weil er oft im Schatten mit unendlicher Behaglichkeit ausruht, und oft reinlicher als unser Landmann, obgleich er manchmal einen Kometenschweif von Knoblauchgeruch hinter sich herzieht und er nur halb bekleidet einhergeht. Der proletarische Zustand der Landleute kann sich wegen der mangelhaften Schulbildung, dem Leichtsinne, mit welchem Ehen geschlossen werden, und der allgemeinen Weise der Armen, sich durch reichliche Genüsse für Entbehrungen zu entschädigen — auch da nicht in kurzer Zeit zu mittelmäßigem Wohlstande erheben, wo, wie im Königreiche Neapel, in Toscana und dem ehmaligen Königreiche Italien, durch revolutionäre oder reformatorische Regierungsmaßregeln ein Stand freier Grundeigenthümer geschaffen worden ist.

Wenn in England und in andern Ländern, wo entwickelter

Kunstfleiß große überschießende Capitale aufhäuft, der Stand der kleinen Grundbesitzer täglich mehr verschwindet und von den reichen Städtern ausgekauft wird, so ist in Italien das alte Verhältniß meist stehen geblieben und durch Sitten, Gesetzgebung und Vorherrschen absolutistischer Ansichten der Regierungen beibehalten worden. Es mangelt daher der Halbinsel ein sehr wichtiges Element der Ordnung und des Vorschritts, ja der physischen Kräftigung der Massen.

Wie alt dieses Uebel seye, wie sehr es schon in den Tagen der Cäsare auf das Land gedrückt habe, wie die Einwanderung der deutschen Stämme es noch verstärkt und erst eigentlich organisirt habe, weist die Geschichte auf jedem Blatte nach.

Latifundia perdidere Italiam!

Fr. von Raumer.

Der Sturm auf Jerusalem im Jahr 1099.

(1823.)

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung, [nach dem Oelberge] begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug, besser als an allen andern Seiten gedeckt sey; deshalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, ans Thal Josaphat stoßender Stadtthurm, befand sich nunmehr zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstaunt sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähnten er sey davon gezogen: bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlichen Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung auffüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Rai-

mund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlassen; die innere, mit Häuten überzogene, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech,

Oel und Wachs darüber hin, steckten Alles an mehren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen; es mißlang jedoch, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn fest hielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den, glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig, wurde der Brand gehemmet. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beistand?" Und Alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen, nebst dreien Mädchen, welche sie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen

alle Vertheidiger. In höchster Eil ließen die Pilger nunmehr jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustathius sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Toulouse, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr, erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, das sechszehn von ihnen im Zionsthor erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor Allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, kein Einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der

großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Erwerbern die Geschicklichkeit des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch kehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück! Es war schon früher, zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes, der Grundsatz angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß Jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersprengung der größeren Massen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang Einige von den Thürmen hinabzuspringen; man warf Andere zu den Fenstern hinaus, daß sie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände oder Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte Mehre an langsamem Feuer; man schnitt Anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten, der Rettung wegen, verschluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht so viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der, in den früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehen, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen.“ Der Himmel sey Allen erworben, Gott sey Allen gnädig für das große Werk: das war die feste Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am neun und dreißigsten Tage der Umlagerung, am funfzehnten Julius des Jahres 1099.

Theremin.

Die geistliche Beredsamkeit.

(1833.)

Bruchstück eines Gespräches.

Mann. Gewiß haben Sie auch selbst oft gepredigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie so?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die schwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegsetzen. Empfindlicher ist es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich der Schrecken der Zuhörer bin. So bald sie meines Angesichtes ansichtig werden, stehen sie größtentheils auf und schleichen sich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geschehen dürfte; und das Amen spreche ich oft allein vor dem Küster.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es sich: Wer Christum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der steht auf einer sehr hohen Stufe im Reiche Gottes; während Derjenige, um den viele Tausend zusammenströmen, wenn sich dabei, wie es wohl geschieht, etwas Menschliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger steht.

Jüngling. Das ist wohl Mystizismus?

Mann. Könnte wohl seyn.

Jüngling. S'ist nichts für mich; es tröstet mich nicht.

Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege seyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beschloß ich, mich an Sie zu wenden. Sie sind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er selbst gesteht, mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte, daß Sie mir aus derselben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Besten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da besser. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde sehn.

Mann. Drei Fragen sind's, die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie sich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch seine glücklichen Anlagen, durch seinen anhaltenden Fleiß, durch seine tadellose Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wissen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder sind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenschänder, der Ihnen das von mir gesagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wissen.

Mann. Ehrenschänder? Großer Gott! Schrift und Gewissen sagen ja einem Jeden dasselbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menschen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geistes erzogen ist. Das Herz ist Ihnen also nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein, es ist gesund, ganz, und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn so lange es in diesem Zustande bleibt, werden sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage ist: Lesen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie sollte ich nicht? Kritik und Exegese des alten und neuen Testamentes ist mein Lieblingsstudium.

Mann. Ein herrliches treffliches Studium! Gott segne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere, die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Christ zu lesen.

Jüngling. Und wie liest sie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben seines geliebten entfernten Vaters lieset. Bei einem jeden Worte denkt er: das ist dir gesagt, das mußt du beherzigen. Die Worte sehen und strahlen ihn an; sie erscheinen ihm wie Perlen und köstliche Edelsteine. Täglich vermehrt sich der Schatz derjenigen, die er in sein Herz, und dadurch auch in sein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden sie in seinem Innern lebendig, und verknüpfen sich darin auf mannigfaltige Weise. Ein jedes, da es sich nicht auf einen einzelnen Kreis, sondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenständen bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an sich armen menschlichen Geist mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt und auch, wenn das Reden Beruf ist, der Rede den Inhalt gibt, den jeder christliche Zuhörer verlangt. Haben Sie so die Bibel gelesen?

Jüngling. Mit nichten: auch verbieten es mir die Grundsätze einer gesunden grammatisch-historischen Interpretation.

Mann. Das fragte sich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf diese Art lesen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir selbst.

Mann. Wie? zu Ihnen selbst?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geistes und des Willens sammeln zum reinen Denken und zum sittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich selbst; und aus mir selbst entwickelt sich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote steht.

Mann. Armer junger Mann! Also, zu Ihrem himmlischen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; so recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu seinem Vater, und ein Freund zu seinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer alle Ihre Noth, geistige und irdische, große und kleine, zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das ist Ihnen unbekannt? Glauben Sie mir, so lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geistliche Beredsamkeit Ihnen das Beste, das ich selber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das gestehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geistliche Beredsamkeit nichts anders ist, als das Ausströmen des innern, geistigen Lebens, welches vom Geiste Gottes erzeugt und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet und Lesen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden ist, da kann die geistliche Beredsamkeit nichts anders seyn, als ein Gaukelspiel, als ein Versuch, die Zuhörer, die im Dunkel sitzen und vor Frost zittern, glauben zu machen, daß sie erleuchtet und erwärmt würden. Eine solche Täuschung, wenn es auch gelänge, sie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das sagt doch am Ende einem Jeden sein Gefühl, ob er sieht oder nicht, ob ihm warm ist oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche nothwendige Wirkung, Licht und Wärme strömt: so wird auch das geistige Leben, wo es vorhanden ist, von selbst in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch seine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verschiedensten Formen sich mittheilt, und daß keine derselben ihm etwas Wesentliches geben oder nehmen kann. Wendet es sich an den Verstand, um die Einsicht zu befestigen, so wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es sich an das Herz, um Gefühle zu erwecken, so wird auch in diesen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geist den erhaben-

ſten Schwung, ſo wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erſcheinen, als es durch ſich ſelber iſt; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachſten, ſchmuckloſeſten Gewande erſcheint. Iſt das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, ſo wird auch die höchſte Kunſt, wenn ſie nur dem Evangelium dienſtbar iſt, und ſich ihm unterwirft, niemals ſeiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Perſönlichkeit ſich entfalten können, ſobald ſich nur dieſe durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang ſeyn oder kurz, ſie mag Niedergeſchriebenes dem Gedächtniß einprägen oder allein die Gedanken ohne die Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; ſondern darauf, daß ein Jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes ſeyn will, dieſem heiligen Berufe ſeine Zeit, ſo viel er deren hat, und ſeine beſten Kräfte widme; der, welcher viel hat, wird nicht beſſer auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieſer es nur eben ſo treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern chriſtlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um ſich verſammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt ſchließen zu wollen. Deshalb iſt keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Verſammlung redet; er iſt es durch den Glauben, aus welchem er redet, ſollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben iſt, da iſt auch Segen; und an dieſer Gewißheit möge ſich jeder genügen laſſen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens ſtände, das Wenige, das mir beſchieden, ſchon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit ſolchen Gedanken tröſten. Aber ich ſtehe im Anfang einer Laufbahn, die ſich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth ſoll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demſelben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck sprechen Sie es aus, was jetzt so manche Jünglinge, und gewiß nicht die schlechtesten, ein jeder in Rücksicht auf seine Bestimmung, fühlen; was der von Kindheit an als Triebfeder zu allen Anstrengungen benutzte und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz ihnen eingiebt. Aber Entsetzen ergreift mich, wenn ich bedenke, Wer zuerst so gefühlt hat.

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch seyn! Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen.

Jüngling. Sie meinen also den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das sollten doch die ehrgeizigen Menschen am wenigsten behaupten! Die sollten doch ihren Generalissimus und Feldmarschall kennen; ihn, dessen Losungswort ist: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen, die sein Wort verkündigen, Keiner mit seinem Feinde ein geheimes Verständniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlassen sich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Lassen Sie uns, ehe wir scheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich versetze mich dabei so viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist, den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menschen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt ist die beste, die Gott am besten gefällt.

K. v. Raumer.

I. Ueber die Ausbildung der Sinne.

(Um 1819.)

Wäre das Auge nur ein leiblicher Spiegel der sichtbaren Welt, so würde es das Verschiedenartigste gleich gut oder gleich schlecht abspiegeln, je nachdem es leiblich gesund und stark oder leiblich krank und schwach wäre. Es ist aber geistiges Empfängnißorgan, Organ, nicht bloß einer leiblichen, sondern geistigen Vereinigung mit den Dingen. — Ein wohlbegründeter Sprachgebrauch unterscheidet daher: scharfe Augen haben und ein Auge für bestimmte Dinge haben, z. B. für Pflanzen, Thiere u. s. w. Jenes bezeichnet leibliche Gesundheit und Stärke, dieses weiset auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft des Auges mit bestimmten Dingen, ausgebildet durch vertrauten Umgang.

Das Aehnliche gilt mehr oder minder von den übrigen Sinnen. — Die Kunst der Sinnenausbildung hat es nur dem kleinsten Theile nach mit dem, was die Sinne leiblich stärkt, zu thun — z. B. mit den ärztlichen Regeln zur Erhaltung und Stärkung der Augen. — Sie geht vielmehr auf Ausbildung jeder geistigen Art der Empfänglichkeit jedes Sinnes. Darum beginnt sie nicht mit willkürlich einseitiger Ausbildung nur Eines Sinnes, wodurch die geistige Reizbarkeit der anderen Sinne abstirbt; noch weniger richtet sie einen Sinn gewaltsam auf eine einzelne Art der Dinge, z. B. das Auge nur auf Pflanzen oder nur auf Thiere. Dadurch wird die geistige Beweg-

barkeit des Sinnes nach anderartigen Dingen gelähmt. — Hat der Erzieher aber, wie es die allgemeine mikrokosmiſche Anlage jedes wohlgeſchaffenen Kindes verlangt, mit möglichſt allſeitiger Ausbildung aller Sinne begonnen, und bemerkt dann eine hervortretende ſtärkere Geiſtigkeit Eines Sinnes oder eine vorzügliche Verwandtſchaft Eines Sinnes zu Einem beſtimmten Kreiſe der ſinnlichen Welt, z. B. des Auges zu den Steinen ꝛc., dann erſt mag er den Einen Sinn, die Eine Art der Empfänglichkeit als ein eigenthümliches Talent vorzugsweiſe ausbilden. —

Iſt nun der innere Sinn, bei empfänglichen äußeren Sinnen mit einem Reichthum von Anſchauungen aller Art geſchwängert, ſo reift das Empfangene allmählig und ſehnt ſich an das Tageslicht. So ſpricht das kleine Kind Worte, die ihm die Mutter oft vorgeſprochen, ſingt ſpäter Weiſen, die es oft gehört, verſucht zu zeichnen, was es oft geſehen.

Jedem empfangenden Organ hat die Natur ein gebührendes Darſtellendes zugeſellt, oder ſelbſt mehrere, damit der Menſch nicht einſam im Reichthum ſeines Innern verginge, ſondern zur Mittheilung ſich äußerte. — Er kann den Bekannten, deſſen Bild vor ſeiner Seele ſteht, auf mannigfaltige Weiſe abbilden, er kann ihn beſchreiben, nach Schauſpieler-Art darſtellen u. ſ. w.

Die Ausbildung der Empfänglichkeit muß natürlich der Ausbildung der Darſtellungsgabe vorangehen — Hören dem Sprechen und Singen, Sehen dem Malen ꝛc. Es herrſcht, wie bekannt, eine Sympathie der Empfängnißorgane mit den entſprechenden Darſtellungsorganen — des Gehörs mit den Sprachorganen, des Geſichts mit der Hand ꝛc. Die Uebung der Empfängnißorgane ſcheint ein geheimes ſtilles Wachsthum der Darſtellungsorgane zu bewirken, wenn dieſe auch nicht unmittelbar geübt werden. —

Bei manchen Handwerkern muß der Lehrjunge ein Jahr lang zuſehen, ohne ſelbſt Hand anzulegen. Iſt das Auge hierdurch verſtändigt, ſo folgt ihm die Hand ſympathetiſch. Mögte das Beiſpiel bei aller Sinnenausbildung beherzigt werden!

Der Lehrer, welcher Empfangen und Darstellen zugleich ausbilden will, vom Schüler den Ausdruck unmittelbar nach empfangenem Eindruck verlangt, der verkennt die Natur, welche stille, ungestörte sinnliche Empfängniß und in der Regel langsame Entwicklung der Darstellungsfähigkeit fordert.

Steffens sagt von mehreren nordamerikanischen Völkern: ihre Sinnenbildung bilde für diejenigen, die diese mit den körperlichen Uebungen verbinden wollen, ein nie zu erreichendes Muster. — Freilich übertreffen sie, nach den Erzählungen der Reisebeschreiber, die Europäer an Schärfe des Gesichts, Gehörs und Geruchs. Sind sie darum Muster der Sinnenausbildung? Statt des Ideals menschlicher Sinnenausbildung ist das Ideal der thierischen ins Auge gefaßt, leibliche Sinnenstärke mit geistiger verwechselt. Wie verschieden diese beiden sind, ergiebt sich schon aus den vorigen Betrachtungen; Beispiele mögen dies noch mehr ins Licht setzen.

Wer kennt nicht Menschen, welche das schärfste meilenweit tragende, den leisesten Ton vernehmende Gehör haben, und denen doch aller Sinn für reine und schöne Musik fehlt. Klavierstimmer gibt es, die aufs reinste stimmen, Musikmeister, die jeden Fehler eines einzelnen Instruments im vollen Orchester heraushören, und denen bei dem feinsten Ohr doch das geistig zarte Gehör so mangelt, daß sie die gemeinste Musik lieben.

Dagegen werden Andere, welche kein Instrument rein zu stimmen, noch weniger ein Orchester zu leiten vermögen, durch vortreffliche Musik begeistert, und zeigen entschiedenen Widerwillen gegen schlechte. — Es steht jenen scharfen und feinen Hörern Beethoven gegenüber, welcher fast taub ist und ihnen völlig entgegengesetzt erscheint ein anderer großer Tonkünstler, der versicherte: das Lesen der Partituren gewähre ihm einen größern Genuß, als die Aufführung der Musik, welche doch seinem inneren Ideale nicht ganz entspräche. Er wäre also bei voller Taubheit des geistigen musikalischen Genusses fähig gewesen.

Mit dem Auge ist es eben so. Unter meinen mineralogischen

Schülern fanden sich einige, die sehr gesunde leibliche Augen hatten, mit denen sie auch das Kleinste sahen, und doch waren sie nicht im Stande, die Gestalten zu fassen, Gleichartiges von Ungleichartigem zu scheiden, kurz, sie hatten Augen und sahen nicht. Dagegen waren andere, die bei schwachen Augen wie geblendet waren, wenn sie kleine Krystalle sehen sollten, die größeren dagegen in aller Schönheit auffaßten, die Farbenübergänge aufs zarteste verfolgten. — So kenne ich einen höchst kurzsichtigen jungen Menschen, der dennoch die größte Auffassungsgabe für Gemälde hat. — Wie gewöhnlich sind dagegen höchst Scharfsehende, welche ungerührt die herrlichsten Bilder, Bildsäulen und Kirchen anglotzen. —

Und so ließe sich gewiß der große Unterschied zwischen leiblicher und geistiger Sinnenstärke durch viele andere Beispiele nachweisen.

Wahrlich jene thierisch scharfen Augen und Ohren der Wilden sind nicht unsere Muster. Die heiligen verklärten Augen Raphaels, Eyks, Erwins von Steinbach, die gottgeweihten Ohren Händels und Leos, das sind die höchsten Thatsachen menschlicher Sinnenausbildung, das sind die menschlich göttlichen Vorbilder.

II. Bildung zur Gelehrsamkeit. Bildung zu Kunst und Handwerk.

(Um 1822.)

Die Kinder aller Stände erhalten zuerst ungefähr denselben Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion; später trennen sich die Wege der Bildung, nur der Religionsunterricht bleibt allen gemein. Ich will hier zwei Bildungswege verfolgen, den der Gelehrten und den der Künstler und Handwerker. Wer sich zum Handwerk oder zur Kunst bestimmt, besucht allenfalls noch die unteren Klassen einer gelehrten Schule, lernt höchstens die Anfänge des Latein, und tritt dann als Lehr-

junge aus der Schule in die Werkstatt über; wer sich dagegen dem Studiren widmet, macht seine Lehrjahre auf gelehrten Schulen und Universitäten. — Von dem Augenblick an, da jene beiden Bildungswege sich trennen, gehn sie immer weiter und weiter aus einander; der eine erzielt ein Können, eine Kunst, der andere ein Kennen, eine Kunde oder Wissenschaft.

Der Lehrling der Kunst und des Handwerks kommt zum Meister, nicht um als müßiger Zuhörer und Zuschauer ihm abzuhorchen und abzusehen wie er's macht, und allenfalls über die Arbeiten mitsprechen, eine Beschreibung derselben geben zu lernen. Er muß vielmehr selbst Hand anlegen, durch vieles Ueben eine Geschicklichkeit im Verfertigen bestimmter Dinge zu erwerben suchen. Als Meisterstück wird von ihm gewöhnlich ein von ihm verfertigtes Ding, ein Schrank, ein Hufeisen, eine Uhr ꝛc. gefordert. Ihm gilt Geschicklichkeit, Können alles, denn hierauf gründet sich sein künftiges bürgerliches Glück.

Wie verschieden ist hiervon der Weg zur gelehrten Bildung! Der Lehrling der Wissenschaft lebt nicht wie der Lehrling der Kunst und des Handwerks, in reger äußerer Thätigkeit, im Ueben von Sinnen und Gliedern, von Auge und Hand, sondern meist still sitzend erhält er fast allen Unterricht durch das Wort: Zuhören und Bücherlesen sind seine Hauptbeschäftigungen auf der Schule und auf der Universität. Durch das Wort soll er eine Welt kennen lernen; Sprachen sind Schlüssel dieser Welt, darum steht ihm das Erlernen derselben oben an. Mündliche Vorträge und Bücher sollen ihn aus der Gegenwart unter Völker entfernter Gegenden und vergangener Zeiten versetzen, das bezielt der Unterricht in Geographie und Geschichte; durch mündliche Vorträge lernt er reine Mathematik kennen, gewöhnlich aber nicht üben. Als Meisterstück erscheinen Doktor-Dissertation und Disputation, sie sollen vornehmlich bezeugen, daß der Lehrling des Wortes Meister geworden.

Bei so verschiedenen Bildungsweisen muß natürlich der ausgebildete Studirte vom ausgebildeten Künstler und Handwerker

ganz verschieden seyn, beide können sich nur schwer verständigen. Betrachten wir die Aeußersten, wohin diese Bildungsweisen führen, daß ich mich so ausdrücke, den Stockgelehrten und den Stockhandwerker.

Ein solcher Gelehrter lebt ganz in Gedanken, weiß viel, kann nichts. Seine Bildung hat ihn von der gegenwärtigen Welt getrennt, seine Studirstube und Bibliothek sind seine Welt. So entfremdet er sich allen bürgerlichen Angelegenheiten, und wird völlig ungeschickt zur Behandlung derselben. Mit der Gegenwart unbekannt, versetzt er sich dafür durch den Zauberstab seiner Bücher in ferne Gegenden und Zeiten, und weiß von Athen und Rom mehr zu erzählen, als von seiner Vaterstadt. Er kennt den jonischen, attischen und dorischen Dialekt, aber nicht plattdeutsch und oberdeutsch; er weiß genau den Weg, welchen Xenophon mit seiner Schaar nahm, aber nicht den Weg zum nächsten Dorfe. Ist er Mathematiker, so berechnet er alle Formeln der Mechanik, kann aber nicht die Einrichtung einer Handmühle angeben, geschweige denn eine bauen. — Ich wiederhole, ich schildere einen Stockgelehrten, und um nicht einseitig und ungerecht zu scheinen, will ich versuchen, den Stockhandwerker und Künstler zu zeichnen. — Dieser lebt ganz der Gegenwart. In stetem Handthieren und Schaffen wirklicher Gegenstände begriffen, zu dieser Thätigkeit selbst genöthigt um zu leben, blickt er nur auf seine nächsten Angelegenheiten, seine Werkstatt, sein Haus, seinen Wohnort; drüber hinaus erweitert er seinen Blick nicht, etwa durch Lesen von Büchern. Er frägt nicht darnach, wie seine Kunst von Andern geübt werde, ob man Fortschritte in derselben gemacht, sondern er treibt dieselbe ganz so, wie er sie erlernt hat, ohne Trieb sich zu vervollkommnen, oder das was er thut in Worte zu fassen, um es Andern mitzutheilen. Als Meister unterrichtet er Jungen und Gesellen mehr durch die That, mehr durch Vorthun als durch Vorreden.

Es scheint, als würden Gelehrte, Handwerker und Künstler der Art, wie ich sie eben schilderte, immer seltner. — Von jeher

trat das Leben der Beschränktheit gelehrter Bildung störend in den Weg. Der Arzt, der Richter und Sachwalter, der Prediger werden durch ihre Aemter mehr oder minder gezwungen, den Schulstaub abzuschütteln, die Augen für die Gegenwart zu öffnen, sich in Verhältnisse zu schicken, entschlossen zu leben und zu handeln.

Nur der Stand, welcher vorzugsweise der gelehrte heißt, und gewöhnlich auch Lehrstand ist, der als solcher zur treffendsten Wirksamkeit des klarsten Blickes, Sicherheit, Raschheit, Entschlossenheit in That und Rede, und geistesgegenwärtiger Behandelnsfähigkeit seiner Schüler bedürfte, nur der Stand blieb großentheils unbeholfen, unentschlossen und dämmernd. Doch in den letzten Jahrhunderten trat auch der Gelehrte dem Leben näher, und anderseits sind Künstler und Handwerker aus der eng beschränkten rein instinktartigen Thätigkeit zu einem freieren Umblick und größerer Besonnenheit erwacht. So näherten sich Gelehrte und Nichtgelehrte einander.

S. Boisserée.

Der Dombau zu Köln.

(1823.)

Es ist zu bedauern, daß wir über die ganze eigentliche Baugeschichte der Domkirche zu Köln fast gar keine Nachrichten haben; indessen will ich versuchen, die wenigen urkundlich bestimmten Punkte durch möglichst begründete Vermuthungen aneinander zu reihen.

Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforst sich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, sich über fünfhundert Fuß hoch erheben sollten, so folgt, daß schon die erste Anlage eines so riesenhaft entworfenen Gebäudes, selbst bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen sehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um so mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde.

Zu den Werkstücken hatte man einen porphyrartigen Sandstein von schöner grünlichgrauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an dessen Namen sich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutschen Lieblingshelden Siegfried knüpfte.

Während bei diesem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beschäftigt waren, die Werkstücke aus dem

Rohen zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und schnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfesten auf. Hiezu bediente man sich desselben Gesteines, abwechselnd mit Basaltblöcken, welche man, dem Siebengebirge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Diese langen säulenartigen Basaltstücke, wagerecht über die rauh behauenen stark verkütteten Sandsteine gelegt, bildeten einen unerschütterlichen Verband. Ich sah dies Mauerwerk der Grundfeste, in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des südlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Bestimmtheit den Anfang der Grundfeste entdecken zu können.

Ein so mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und fest wie Felsen, auf demselben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeisters; er beschäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkstücke, welche die Steinhauer lieferten. Und so mag wohl in den ersten neun Jahren nicht nur die Grundfeste, sondern auch ein großer Theil des untern Geschosses von dem Domgebäude vollendet worden seyn. Denn zu dieser Zeit, im Jahr 1257, schenkte das Domkapitel „Meister Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen seiner belohnenswerthen Dienstleistung, einen Platz, wo er auf seine Kosten ein großes steinernes Haus erbaut hatte."

Die Geschichtschreiber schweigen über diesen Meister Gerhard, wie fast über alle Baumeister des Domes; ich halte ihn für den ersten unter ihnen, und also auch für den Urheber des so erhaben als kunstreich gedachten Entwurfes. Wäre ein anderer der Urheber gewesen, so müßte man annehmen, daß derselbe gleich nach dem Anfang des Baues gestorben sey, was unwahrscheinlich ist. Noch weniger läßt sich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem genialen bauverständigen Manne herrühre, welcher nicht selbst praktischer Künstler gewesen

wäre; denn der Plan eines so riesenhaften Werkes von einer so reichen und kühnen Zusammensetzung, bis in die kleinsten Theile mit Rücksicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueste Kenntniß aller technischen Mittel besaß, und die Sicherheit in sich trug, die Erfindungen seines Geistes verwirklichen zu können.

Meister Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geistlichen Standes, Mitglieder hochangesehener Stifte, Abteien und Klöster.

Ich habe vielfältig nachgeforscht, aber es ist mir nicht gelungen, nähere Aufschlüsse über diesen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeister alter und neuer Zeit verehren müßten.

Daß er Steinmetzenmeister genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter diesem bescheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in allen europäischen Ländern, die vorzüglichsten Baumeister und zum Theil auch die ausgezeichnetsten Bildhauer.

Das Handwerk wurde in jener Zeit als Grundlage der Kunst hoch geehrt. Wer sich zum Baumeister bilden wollte, mußte das Steinmetzenhandwerk lernen, und hatte er darin die Meisterschaft erworben, so blieb er durch Satzungen und Gebräuche mit den Steinmetzen enge verbunden. Bei der Kirchenbaukunst fand dies noch ganz besonders statt. Von dem Gedanken ausgehend, daß es eine sehr edle, gottgefällige Beschäftigung sey, zu dem Bau der Kirchen Hand anzulegen, und daß es der vereinigten Thätigkeit vieler durch Erfahrung geübter, durch den Geist der Ehre und der Treue geleiteter Arbeiter bedürfe, um die großen, auf die schönste Vollendung und auf die Dauer von Jahrhunderten entworfenen Werke auszuführen, bildete sich eine eigne Brüderschaft, welche sich, von den gewöhnlichen Innungen unterschieden, ausschließlich dem Kirchenbau widmete, und unter

der strengen Ordnung gemeinsamer Sitten und Gebräuche, die Regeln der Kunst, mit dem Schatz erworbener Fertigkeiten und Kenntnisse, von Geschlecht zu Geschlecht als Geheimniß überlieferte.

Bei dieser Gesellschaft fand eine ähnliche Einrichtung statt wie in dem Hansabunde. Die Meister und Werkleute der kleinen Bauwerke wurden denen der größern untergeordnet, und bald verbreitete sich die Brüderschaft gebietweise über ganz Deutschland. Auch hier scheint Köln das erste Beispiel gegeben zu haben. Der Vorsteher des Dombwerks war Obermeister über alle Kirchenbaumeister in den niederdeutschen Landen, und so war es der Vorsteher des Straßburger Münsterwerks, welches neunzehn Jahre nach dem von Köln angefangen wurde, über alle Kirchenbaumeister in den Landen zwischen der Donau und der Mosel. Auf diese Weise war die Hütte der Steinmetzen am kölner Dom der Sitz des Obermeisterthums von Niederdeutschland und die Hütte am Straßburger Münster der Sitz des Obermeisterthums von Oberdeutschland. Später bildete sich ein Obermeisterthum für ganz Deutschland, worin dann Straßburg, weil hier länger mit großer Thätigkeit fortgebaut wurde, Köln den Vorrang streitig machte, so wie in den Handelsverhältnissen es von Seiten Lübecks geschah. Die andern Obermeister hatten ihren Sitz in Wien, Bern und Magdeburg. Die Ordnung der Steinmetzen-Brüderschaft wurde auf gemeinsamen Tagsatzungen abgefaßt, und von Kaiser und Pabst bestätigt.

Wenn wir das Städteleben betrachten, wie es im dreizehnten Jahrhundert aus dem Schooß des Reichthums und der Freiheit in Handel, Kunst und Gewerbe die schönsten Blüthen entwickelte, so ist leicht einzusehen, daß wir im bürgerlichen und nicht im geistlichen Stande die Erfinder jener bewundernswürdigen Kirchengebäude zu suchen haben. Die Geistlichkeit, bei allem Guten und Trefflichen, welches sie damals für die Bildung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht gewirkt hat, entbehrte doch des freien Elements eines vielfach bewegten Lebens, worin allein die Hervorbringungen der Kunst wie der Poesie zu einer schönen Reife gedeihen können.

Aber eben dieser blühende Wohlstand der Städte mußte die Herrschsucht und Habgier mancher Fürsten erregen. Die Stadt Köln hatte dies Mißgeschick in hohem Grade, und der anfangs so rasche Fortgang des Dombaues wurde dadurch auf das traurigste gehemmt.

Ein solches Werk hätte anhaltenden Frieden und die ganze Fürsorge wohlwollender Fürsten bedurft. Nun mußte Meister Gerhard erleben, daß die Erzbischöfe ihre Schätze in fruchtlosen Kriegen verschwendeten, und was der Folgen wegen noch schlimmer war, daß ihnen die widerspänstige Stadt verhaßt wurde, sie den Palast beim Dom verließen, und ihren beständigen Wohnsitz in Bonn nahmen.

Obschon der Dombau so großen Schwierigkeiten unterlag, hatte er doch auf die Vervollkommnung der Kirchenbaukunst überhaupt den günstigsten Einfluß. Es hatte sich an diesem Werk eine Schule gebildet, aus welcher die vortrefflichsten Baumeister hervorgingen, die an verschiedenen Orten Kirchen aufführten, bei denen sie den Stil und zum Theil selbst den Alles übertreffenden Plan des Kölner Doms anwandten. Davon zeugen die in diesem Zeitraum erbaute Katharinen-Kirche in Oppenheim, die Werners-Kirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und das Münster zu Straßburg; am meisten aber der Thurm des Münsters zu Freiburg im Breisgau, dessen durchbrochener Helm mit wenigen vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurf der Kölner Domthürme aufgeführt wurde.

Zwar scheint der Bau des Domes in Köln nie ganz still gestanden zu haben; denn der Kirchenbau erstreckte sich natürlich nicht auf die in der Stadt gelegenen erzbischöflichen Grundstücke und Gebäude. Aber die Mittel waren so sehr vermindert, die Thätigkeit war so sehr gelähmt worden, daß nach mehr als vierzig Jahren der Chor, den man zuerst ausführen wollte, noch nicht seine Vollendung erreicht hatte.

Nun vereinigte sich der Sieger von Woringen, Herzog Johann von Brabant, mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit

der Stadt und den Kölnischen Geschlechtern, die am hartnäckigsten gegen den Erzbischof gestritten hatten, und gemeinschaftlich ließen sie die prächtigen farbigen Fenster zum Chor verfertigen. Erzbischof Wichbold von Holte, Nachfolger des kriegerischen Siegfried's von Westerburg, ermahnte die Gläubigen, jeden der seine letzte Willensurkunde ausstellte, zu Geschenken für den Bau aufzufordern. Geistliche beredte Männer mit offenen Briefen wurden wieder als Sammler ausgesendet, und ein eigener zur Förderung des Werkes von Männern und Frauen gebildeter Verein, die Brüderschaft des heiligen Petrus genannt, machte sich zu jährlichen Beiträgen anheischig. Auch führten die, nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, häufig auf einander folgenden Kaiserkrönungen wieder viele Fürsten nach Köln, die reichliche Beisteuer gaben. So wurde dann endlich der Bau so weit gebracht, daß im Jahr 1322, das ist vier und siebenzig Jahre nachdem der erste Stein gelegt worden, der Chor eingeweihet werden konnte.

Dieser vollendete Theil, nach Osten hin gerichtet, nahm ungefähr zwei Fünftel der für das ganze Gebäude bestimmten Länge ein. Innerhalb umgaben doppelte, von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge, das himmelhoch aufsteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern, einen mächtigen sieben und sechzig Fuß hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Widerhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor stützten.

Das über diesem Prachtbau errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittelst flacher Zinnlöthungen, mit vielfachen Zierrathen und Buchstaben, welche Verse auf die drei Könige bildeten, damascirt war, so daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe stehenden Zelt ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die sich über das Allerheiligste ausbreitete. An der Westseite schloß man das Chor mit einer leichten Giebelmauer, die bei der Vollendung der Kreuz- und Schiffgewölbe

wieder niedergeriſſen werden ſollte, und die bereits aufgeführten erſten Fenſterbogen der Kreuzflügel dienten als Stützen dieſes einſtweiligen Schlußendes. Um jedoch dem Chor ſo viel als möglich die Geſtalt einer vollſtändigen Kirche zu geben, errichtete man, nah an dem Giebel, ein Dachthürmchen, das zum größern Schmucke ganz vergoldet wurde. Später, wenn der Mittelthurm über dem Hauptgewölbe des Kreuzes wäre aufgeführt worden, ſollte auch dies Dachthürmchen wieder abgetragen werden. Zuletzt bildete man oben in der Giebelſpitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei weiſen Königen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte; auch ſollte er wie ein Stern des Troſtes und der Hoffnung über dem unvollendeten Bauwerke ſtrahlen, nach dunkeln verhängnißvollen Zeiten ein friedliches, fröhliches Gedeihen verheißend.

Als der Chor nun ſo weit vollendet war, beſtimmte der Erzbiſchof Heinrich von Virnenberg den Tag des heiligen Cosmas und Damian, den ſieben und zwanzigſten September 1322, zu der Feierlichkeit der Einſegnung; denn an demſelben Tage war im Jahr 873 die alte Domkirche geweiht worden.

Sämmtliche dem Kölniſchen Erzbisthum untergebenen Biſchöfe, die von Münſter, Osnabrück, Minden, Lüttich und Utrecht erſchienen perſönlich oder durch Abgeſandte, mit ihnen alle Aebte, alle Stiftsvorſteher des Sprengels, und die geſammte Geiſtlichkeit der Stadt. Und nun wurde die Einweihung mit allen aus alten Zeiten herſtammenden Gebräuchen vollzogen. —

Von der Fortſetzung des Dombaues haben wir kaum andere Kunde, als die wir aus dem Gebäude ſelbſt entnehmen. Nach der Vollendung des Chors ſcheinen die Fortſchritte raſch vorgerückt zu ſeyn, ſo daß man die Säulen des Kreuzes bis zu den Kapitälen der Nebengänge aufführte, und die Thüre zu dem nördlichen Kreuzflügel anlegte; welcher Raum dann, einſtweilen mit einem Dache bedeckt, zu einer Vorhalle mag gedient haben.

Auch arbeitete man an dem Schiff und vorzüglich an der Aufführung eines der beiden mächtigen Hauptthürme.

Die Thätigkeit der Bauleute wurde jedoch bald wieder gelähmt; die bei dem Sammeln der Beiträge sich wiederholenden Mißbräuche, wodurch der Erzbischof Friedrich von Saarwerden gezwungen wurde im Jahr 1370 alle von seinen Vorgängern erlassenen Sammlerbriefe für ungültig zu erklären, schreckten gewiß Viele von fernern Schenkungen ab. Auch erneuerten sich von Zeit zu Zeit die Streitigkeiten und Kriege zwischen dem Erzbischof und der Stadt, und den benachbarten Fürsten. Ja, Theodorich von Mörs, welcher der Kirche, von 1414 bis 1463, acht und vierzig Jahre lang vorstand, führte so viele Kriege und erschöpfte dadurch so sehr den erzbischöflichen Schatz und das Land, daß bei seinem Tode das Domkapitel mit den Ständen zusammentrat und sich mit ihnen vereinigte, von nun an jedem zu erwählenden Erzbischof einen Eid abzunehmen, daß er nie ohne ihre Einwilligung weder Krieg führen, noch Güter der Kirche veräußern oder verpfänden, noch Abgaben ausschreiben wolle.

Indessen war zur Zeit des Theodorich von Mörs der Bau des südlichen Thurmes bis zu dem dritten Geschoß vorgerückt. Im Jahre 1437 wurden nämlich die Glocken aus dem, neben dem Chor stehenden alten hölzernen Thurm in den neuen versetzt. Die großen Glocken ließ man neu gießen, und im folgenden Jahr aufhängen. Der Krahn, mit dem man die Bausteine hinaufzog, wurde nun nach Art der Krahne, die man zum Ausladen der Waaren an Flüssen errichtet, mit einem Dach versehen, und diente so den Glocken zur Decke.

Damals war Nicolas von Buren (oder Beuren, einem Städtchen im Geldrischen) Dombaumeister; und unter ihm war einer Namens Christian Aufseher oder Polier des Werks.

Auf ihn folgte Meister Conrad Kuyn. Zu dessen Zeit scheinen die beiden größeren Glocken Schaden gelitten zu haben; denn sie wurden im Jahr 1447 abermals gegossen, eine zu zwölf

tausend Pfund und eine zu zwei und zwanzig tausend vierhundert Pfund. Beide sind noch vorhanden, die letztere gehört zu den größten in Deutschland.

Auf der Tagsatzung, welche die Steinmetzenbrüderschaft im Jahr 1463 in Regensburg hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, wurde dem Meister Conrad als Werkmeister des Doms von Köln abermals das Obermeisterthum über das Gebiet von Niederdeutschland zuerkannt.

Unter ihm wurde wohl nur wenig an dem südlichen Thurm und einiges an dem Schiff weiter gebaut; der nördliche Thurm blieb bei seiner ersten, nur etwa sieben und zwanzig Fuß hohen Anlage. Meister Conrad starb im Jahr 1469; dieses war auf einer nun halb verstümmelten Tafel verzeichnet, welche sich an einer Säule der nördlichen Nebenhalle des Chors gegen den Ausgang in's Kreuz befindet. Es ist das einzige Denkmal eines Baumeisters im Dom.

Auf Meister Conrad scheint Meister Johann von Frankenberg gefolgt zu seyn; man las seinen Namen mit denen seiner beiden Vorgänger in einem, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Verzeichniß der Brüderschaft des heiligen Peters.

Sonst wurde mir von den Bauleuten des Doms nur noch der Polier, Meister Heinrich bekannt, welcher schon im Jahr 1478 bei der Steinmetzenzunft beeidigt gewesen seyn soll, und unter dem Jahr 1509 noch in einem ihrer Bücher vorkam.

Dieser Meister Heinrich leitete ohne Zweifel die Arbeiten, die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an dem Dom ausgeführt wurden. Das Schiff war bis zur Kapitalhöhe der Nebengänge vollendet; nun wölbte man die nördliche Nebenhalle, baute den sich mit ihr verbindenden Theil des nördlichen Thurmes so weit, als es zu diesem Zwecke nothwendig war, und schmückte die Halle mit gemalten Fenstern.

Der Erzbischof Hermann von Hessen, das Domkapitel, die Stadt und mehrere vornehme Häuser vereinigten sich, die Fenster von den geschicktesten Künstlern verfertigen zu lassen, und so

kam bei der damals auf's höchste ausgebildeten deutschen Malerkunst ein Werk zu Stande, das in jeder Hinsicht die Krone der Glasmalerei zu nennen ist.

Wie die Sonne am Abend eines gewittervollen Tages noch einmal ihren farbenreichen Glanz über die Erde verbreitet, so sollte die ganze Zauberpracht der Glasmalerei noch über das große Bauwerk strahlen.

Es wurde von der Zeit an nicht weiter fortgebaut. Und seit dreihundert Jahren steht nun schon das unterbrochene Werk; ein doppeltes Denkmal des erhabensten Geistes, des beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens, und hinwieder der Alles störenden Zwietracht; ein Sinnbild der gesammten Geschichte des deutschen Vaterlandes.

Jakob Grimm.

I. Die Sagen.

(1810.)

In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen, welche sowohl unter demselben Volk herumgehen, als auch an einigen vergessenen Plätzen aufbewahrt worden sind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erweckt haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntniß des wahren Wesens der Geschichte und der Poesie hat dasjenige, was bisher verächtlich geschienen, nicht wollen vergehen lassen, welches aber die höchste Zeit geworden ist bei einander zu versammeln.

Man streite und bestimme, wie man wolle, ewig gegründet unter allen Völker- und Länderschaften ist ein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie (epischer und dramatischer, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der epischen die Thaten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich geben, welcher forthallen muß, und das ganze Volk durchzieht, unwillkührlich und ohne Anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames, theures Gut gebend, dessen ein jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunstpoesie gerade das sagen will, daß ein menschliches Gemüth sein Inneres blos gebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welches es nicht überall begreifen wird, oder auch,

ohne daß es von ihr begriffen seyn wollte. So innerlich verschieden also die beiden erscheinen, so nothwendig sind sie auch in der Zeit abgesondert, und können nicht gleichzeitig seyn. Nichts ist verkehrter geblieben, als die Anmaßung epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen.

Ferner ergibt sich, wie Poesie und Geschichte in der ersten Zeit der Völker in einem und demselben Fluß strömen, und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geschichte gepriesen wird, so dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erste Herrlichkeit deutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe.

Nachdem aber die Bildung dazwischen trat, und ihre Herrschaft ohne Unterlaß erweiterte, so mußte, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in dessen Mitte sie niemals untergegangen ist, sondern sich fortgesetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüsse der Gebildeten.

Dieß ist der einfache Gang, den es mit allen Sagen des Volks, so wie mit seinen Liedern zu haben scheint, seidem ihr Begriff eine etwas veränderte Richtung genommen, und sie aus Volkssagen, d. h. Nationalsagen — Volkssagen, d. h. des gemeinen Volks geworden sind. Ich wenigstens meinerseits habe es nie glauben können, daß die Erfindungen der Gebildeten dauerhaft in das Volk eingegangen, und dessen Sagen und Bücher aus dieser Quelle entsprungen wären.

Treue ist in den Sagen zu finden, fast unbezweifelbare, weil die Sage sich selber ausspricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menschen, unter denen sie erhallt, wie aller Erfinder an sich fremd, auch keiner bedarf. Daher alles was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es, nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit

der Natur, gerade nur so erscheinen, und mit dieser Zunge ausgesprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geistern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern ist ein stiller aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwischt hat und [welche] aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöset wird.

Jemehr ich diese Volkssagen kennen lerne, desto weniger ist mir an den vielen Beispielen auffallend die weite Ausbreitung derselben, so daß an ganz verschiedenen Oertern, mit andern Namen und für verschiedene Zeiten dieselbe Geschichte erzählen gehört wird. Aber an jedem Orte vernimmt man sie so neu, Land und Boden angemessen, und den Sitten einverleibt, daß man schon darum die Vermuthung aufgeben muß, als sey die Sage durch eine anderartige Betriebsamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geschlechter getragen worden. Es ist das Volk dergestalt von ihr erfüllt gewesen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich ist, alles vernachläßigt, nach Unschuld in irgend eine Zeit versetzt, und wie sie ihm am nächsten liegen, Namen und Oerter unterschiebt, den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren lassen, also daß er die Läuterung der Jahrhunderte ohne Schaden ertragen hat, angesehen die geerbte Anhänglichkeit, welche ihn nicht wollen ausheimisch werden lassen. Daher es im einzelnen eben so unmöglich ist, den eigentlichen Ursprung jeder Sage auszuforschen, als es erfreulich bleibt, dabey auf immer ältere Spuren zu gerathen, wovon ich anderwärts einige Beyspiele bekannt gemacht habe.

Auch ist ihre öftere Abgebrochenheit und Unvollständigkeit nicht zu verwundern, indem sie sich der Ursachen, Folgen und des Zusammenhangs der Begebenheiten gänzlich nicht bekümmern, und wie Fremdlinge dastehen, die man auch nicht kennet, aber nichts desto weniger versteht.

In ihnen hat das Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend ist, und wie es ihn mit

ſeiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erſcheint voll Seligmachung.

Wiederum erklärt ſein Gebrauch und ſeine Sitte, welche hiernach genau eingerichtet worden ſind, die Beſchaffenheit ſeiner Sage und umgekehrt; nirgends bleiben unſelige Lücken.

Wenn nun Poeſie nichts anders iſt und ſagen kann, als lebendige Erfaſſung und Durchgreifung des Lebens, ſo darf man nicht erſt fragen: ob durch die Sammlung dieſer Sagen ein Dienſt für die Poeſie geſchehe. Denn ſie ſind ſo gewiß und eigentlich ſelber Poeſie, als der helle Himmel blau iſt; und hoffentlich wird die Geſchichte der Poeſie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die ſämmtlichen Ueberreſte unſerer altdeutſchen Poeſie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut ſind und der Maaßſtab der Beurtheilung ihres eigenen Werths darauf gerichtet werden muß, ob ſie dieſem Grund mehr oder weniger treulos geworden ſind.

Auf der andern Seite, da die Geſchichte das zu thun hat, daß ſie das Leben der Völker und ihre lebendige Thaten erzähle, ſo leuchtet es ein, wie ſehr die Traditionen auch ihr angehören. Dieſe Sagen ſind grünes Holz, friſches Gewäſſer und reiner Laut entgegen der Dürre, Lauheit und Verwirrung unſerer Geſchichte, in welcher ohnedem zu viel politiſche Kunſtgriffe ſpielen, ſtatt der freyen Kämpfe alter Nationen, und welche man nicht auch durch Verkennung ihrer eigentlichen Beſtimmung verderben ſollte. Das kritiſche Princip, welches in Wahrheit ſeit es in unſere Geſchichte eingeführt worden, gewiſſermaßen den reinen Gegenſatz zu dieſen Sagen gemacht, und ſie mit Verachtung verſtoßen hat, bleibt an ſich, obſchon aus einer unrechten Veranlaſſung ſchädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein, nicht zu ſehen, daß es noch eine Wahrheit giebt, außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das iſt höchſt unkritiſch, und wenn die Geſchichte ohne die Menge der Zahlen und Namen leicht zu bewahren und erhalten wäre, ſo könnten wir deren *in ſo weit* faſt entübrigt ſeyn. So läſſig immer, wie bereits erwähnt

worden ist, die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, so ist doch im Ganzen das innerste Leben, dessen es bedarf; wenn die Wörter noch die rechten wären, so möchte ich sagen: es ist Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem gesammelten Geschichtsvorrath in Vereinigung zu setzen, wird blos bey wenigen gelingen, also, wie einerseits dieses Unternehmen unnöthige Mühe und vergeblichen Eifer nach sich ziehen müßte, würde es auf der andern Seite thörigt seyn, die so mühsam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unserer Geschichte durch die Einmischung der Unbestimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen. Aber darum ist im Grund auch denjenigen nichts an den Sagen verloren, welche lebhaft und aufrichtig gefaßt haben, daß die Geschichte nichts anderes seyn solle, als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menschlichen Geschlechte vorgeht, und seines Sieges über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, trösten, ermuthigen, und ein Beyspiel holen. Wenn also, mit einem Wort, die Geschichte weder andern Zweck noch Absicht haben soll, als welche das Epos hat, so muß sie aus dieser Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu seyn der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wissenschaft. Und daß wir endlich diesen Vortheil erlangen, kann durch die Kenntniß der Volkssagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden.

II. Die deutschen Mundarten.

(1822.)

Ueber das geschichtliche der volkssprachen fehlt es noch sehr an beobachtungen; da ihre verschiedenheit überaus mannigfaltig ist, und selbst nahgelegene landstriche grell von einander abstechen, können sie mit der unmerklichen, milderen abstufung der schriftsprache nur in weiterem verhältnisse stehn. Dieses denke

ich mir auf folgende art. In der frühen zeit gelten viele dialecte gleich ansehnlich nebeneinander, ihre grenzen laufen mit denen der einzelnen stämme; sobald herrschaft und bildung einem volke vorgewicht geben, fängt seine mundart an sich über benachbarte, abhängige auszubreiten d. h. von deren edlem theile angenommen zu werden, während die einheimische mundart unter den volkshaufen flüchtet. Die stärkere mundart steigt, die schwächere sinkt und wird gemein, doch selbst die herrschende muß durch ihre wachsende ausdehnung unvermerkt eigenheiten der andern stämme an sich ziehen, folglich dem ungebildeten theile des stammes, von dem sie ausgieng, gleichfalls entrückt werden. Im achten, neunten und zehnten jahrhundert blühen in Deutschland mehr edle dialecte, als vier, fünf jahrhunderte später. Noch läßt sich die sächsische sprache nichts gefallen von der fränkischen oder schwäbischen; weder Otfried hätte sich vor Kero, noch der übersetzer Tatians vor Notker der eigenthümlichkeit seines dialects zu schämen gebraucht, jedem dieser war er die einzige, edelste art des ausdrucks. Im zwölften, dreizehnten jahrhundert waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine sprache, deren sich alle dichter bedienen; in ihr sind die älteren mundarten verschwommen und aufgelöst, nur noch einzelnen wörtern oder formen klebt landschaftliches an. Um diese zeit hat sich die sächsische, westphälische und friesische sprache länger ihr recht bewahrt; sie lebt in den Niederlanden in reichlichen schriftdenkmählern, schwächer im innern Sachsenland fort; ich bin zu keinem befriedigenden schluß gelangt, ob Veldeck habe hochdeutsch schreiben wollen, eindrücke seiner heimath aber nicht verwinden können? oder ob sein niederdeutsches werk ins hochdeutsche umgeschrieben worden sey? Offenbar dankt die heutige niedersächsische volkssprache gewisse feinheiten, die sie vor oberdeutschen gemeinen dialecten voraus hat, gerade dem umstande, daß sie einige jahrhunderte länger in schrift- und öffentlichem gebrauch geblieben ist. Doch sie hat sich zur rechten zeit unbezeugt gelassen, ohne

belebende literatur sinkt sie mit dem sechzehnten jahrh. zum volksdialect herab und wir sehen die neu-hochdeutsche schriftsprache durch das gesammte reich herrschend, alle abzeichen früherer stammverschiedenheit gewichen, freiheiten, die sich noch mittelhochdeutsche dichter genommen, unedel und unerlaubt. Das resultat wird daher dieses seyn: ein dialect ist so alt und ebenbürtig, als der andere, ehmals aber sprach der gemeine mann wie der edle, heute ist die aus verschmelzung der völkerschaften errungene sprache eigenthum des gebildeten theils, also jedem erwerbbar; der ungebildete theil bleibt bei der angestammten mundart und pflanzt sie fort, sie hat lebenswärme, bildungswärme geht ihr ab. Der gemeine volksdialect steht auf seinem boden sicher und geschloßen, ist heimisch, zutraulich, stets natürlich, an einzelnem wohllaut und triftigem ausdruck reich; die zeichen gebildeter schriftsprachen sind: adel, zartheit, einstimmung, vermiedener übellaut des ganzen; erst kraft der schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das band unserer herkunft und gemeinschaft, und solchen vortheil kann kein stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen preis hergeben wollen. Mich dünkt, die entwickelung eines volks fordert auch für die sprache, unabhängig von ihrem innern gedeihen, wenn sie nicht verkümmern soll, erweiterte äußere grenzen.

Aus dem gesagten erläutert sich mehr als eine erscheinung der grammatik. Mundarten, welche durch natürliche lage gehegt und von andern unangestoßen bleiben, werden ihre flexionen langsamer verändern; berührung mehrerer dialecte muß, auch wenn der siegende vollendetere formen besäße, weil er sie mit aufgenommenen wörtern der andern mundart auszugleichen hat, abstumpfung beider mundarten beschleunigen. Dieser gegenstand kann nur durch eine genaue vergleichung aller deutschen dialecte, wozu hier kein ort ist, gründlich erledigt werden.

III. Deutsches und fremdes Recht.

(1828.)

Wird man schon durch die wunderbare einstimmung der rechtsformen und sätze in den verschiednen ländern unseres volksstamms und zu verschiednen zeiten überrascht; so muß die nicht weniger unleugbare grundähnlichkeit mit dem rechtsgebrauch anderer völker, die aber doch zu dem deutschen in uralter gemeinschaft stehen, noch bedeutungsvoller hervortreten.

Die alterthümlichen rechtsgebräuche fremder länder nicht zu übersehen hat mir auch deshalb heilsam geschienen, weil dadurch am leichtesten dem meistentheils unüberlegten vorwurf der rohheit, unsittlichkeit und abgeschmacktheit gesteuert wird, den man unserem alten recht zu machen pflegt. Es ist wahr, daß in manchen bestimmungen eine derbe heidnische ansicht waltet, die den gemilderten sitten der nachwelt anstoß gibt, eine grausamkeit, die unser gefühl verfehrt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern begegnen. Die Griechen und Römer waren nur gegen ihr eignes alterthum duldsamer, als wir gegen das unsere, sie suchten ihm geistige triebfedern unterzulegen und es zu erheben, nicht zu erniedrigen. Darin eben erwiesen sich die alten großartig, daß sie die nacktheit und das dunkel ihrer vorzeit gewißenhaft ehrten; unser zeitalter lernt wohl sitten und werke fremder völker erklären, kaum aber die seiner nahen heimath. Unanständigkeiten, die es in griechischen oder lateinischen dichtungen erträgt, würde es in denen unseres mittelalters unleidlich finden. Niemand verübelt es aber den philologen, daß sie auch daran die nöthige erläuterung wenden; aus ferner vergangenheit frommt es alles und jedes zu erforschen, wie wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem rohen, wilden oder gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutschen recht die erfreuende reinheit, milde und tugend der vorfahren

leuchtet und noch unbegriffene züge ihrer sinnesart unser ganzes nachdenken anregen müßen. *

Wäre die sinnliche und sittliche grundlage des einheimischen rechts gediehen zu fortschreitender geistiger entfaltung, nicht durch einführung des christenthums, dann aber durch eindrang des römischen rechts unterbrochen und gehemmt worden, so ließe sich ihr wahrer werth sicherer ermeßen. Solch eine ungestörte entwicklung bis zu voller kraft erfuhr eben das römische recht. Wer wollte, im vergleich mit den zurückgedrückten keimen, mit den halberschloßnen blüten des deutschen, die überlegenheit des römischen verkennen? allein dieses hat einen hauptmangel, es ist uns kein vaterländisches, nicht auf unserm boden erzeugt und gewachsen, unserer denkungsart in wesentlichen grundzügen widerstreitend und kann uns eben darum nicht befriedigen. Rein historisch genommen hat es durch seinen innern gehalt, durch seinen zusammenhang mit einer literatur, die nicht untergeht, großen reiz; nur erläutert es nicht unsere geschichte und wird nicht aus ihr erläutert. Seine alterthümer könnte man sogar in vielen stücken minder anziehend finden, als die auf gleicher stufe frischeren und trotz allem hinderniß der überlieferung reich-

* Wer, ohne empört zu sein kann Adelungs schilderung der ältesten Deutschen lesen? aus allen einzelnen lastern, deren die geschichtschreiber erwähnen, entwirft er ein bild des ganzen, eben als wollte man aus den criminalfällen heutiger zeitungen auf unsere verworfenheit überhaupt schließen. Nicht beßer verfahren gelehrte beurtheiler des mittelalters; was hilft es, daß nun die gedichte herausgegeben sind, die uns das beseelte, frohe leben jener zeit in hundert sinnigen und rührenden schilderungen darstellen? des geredes über faustrecht und feudalismus wird doch kein ende, es ist, als ob die gegenwart gar kein elend und unrecht zu dulden hätte oder neben den leiden der damaligen menschen gar keine freuden möglich gewesen wären. Hier blos das rechtsverhältniß berührend glaube ich, die hörigkeit und knechtschaft der vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte dasein unserer bauern und fabriktaglöhner; die heutige erschwerung der ehe für den armen und den angestellten diener grenzt an leibeigenschaft;

haltigeren des deutschen rechts. Der practische gebrauch des römischen hat unleugbar unserer verfaßung und freiheit keinen vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesetzt worden sind, haben ohne in geistiger ausbildung hinter uns zu stehen, gewis manche kostbare vorzüge ihres gemeinen volkslebens auch der beibehaltung einheimischer gesetze zu danken. Im innern Deutschland, seit er sein hergebrachtes recht nicht mehr selbst weisen kann, ist der bauersmann verdumpft, er denkt beschränkter und nimmt am gemeindewesen geringern theil; wer in unsern tagen noch die letzten überreste unveräußerter markverfaßungen in Westphalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es bestätigen, daß ein anständiges selbstgefühl und eine ausgezeichnete tüchtigkeit dem bewohner solcher gegenden eigen war. Das haften an seinen rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen beibehaltung angestammter mundarten. Weder fremdes recht noch fremde sprache lassen sich einem volk mit plötzlicher gewalt gebieten, aber allgemach können sie ihm zugebracht werden und es entspringt eine trübe mischung des inländischen mit dem eingeführten. Wie dann in der sprache der kern der wörter einheimisch bleibt, aber die alten flexionen erlöschen und fremde partikeln und construktionen an ihre stelle treten; so sehen wir auch an dem recht

unsere schmachvollen gefängnisse sind ärgere qual als die verstümmelnden leibesstrafen der vorzeit. Bis zur abschaffung der todesstrafe hat sich all unsere bildung noch nicht erheben können, fast nur für feigheit und diebstal, weil diese verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe alterthum. Statt seiner persönlichen bußen haben wir unbarmherzige strafen, statt seiner farbigen symbole stöße von acten, statt seines gerichts unter blauem himmel qualmende schreibstuben, statt der zinshüner und fastnachtseier kommt der pfänder, namenlose abgaben in jeder jahreszeit zu erpressen. Die töchter erben gleich den söhnen, die frauen stehen nicht in der alten vormundschaft, aber gezwungene witwencassen sorgen für die darbenden, und pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger mattheit gewichen ist die individuelle persönlichkeit, die kräftige hausgewalt des alten rechts.

in einem solchen zustande weniger den materiellen bestandtheil als den formellen angegriffen. Während also in Deutschland zuerst das römische gerichtsverfahren eindrang und die sinnlichen elemente des einheimischen rechts, symbole und, was damit in nächster verbindung steht, die vertragsformen untergiengen dauerten die deutschen verhältnisse des grundeigenthums, des freien standes und der hörigkeit länger fort. Die praxis, weil sie den vaterländischen stoff zu verachten anfieng, die fremden formen aber nicht vollständig begreifen konnte, gerieth in erschlaffung, und durch nüchternes gesetzgeben, das sich wiederum dem bestreben pedantischer sprachmeister oder eiteler sprachphilosophen vergleichen läßt, wurde der schaden nur noch größer. Erst in unserer zeit, nachdem das studium des römischen rechts auf seine alte reinheit und strenge zurückgeführt, das des einheimischen wieder zu vollen ehren gebracht worden ist, darf man eine langsam heranrückende reformation unserer rechtsverfassung hoffen und voraussehen. Eine hauptrolle zugedacht ist aber hierbei der geschichte des deutschen rechts in ihrem weitesten umfang; wir sollen uns nicht daran genügen laßen, ihr gebiet gleichsam nur auf der großen heerstraße zu befahren, sondern auch die kleinen fußpfäde nicht verschmähen und uns auf den grenzen mit jeder anstoßenden wissenschaft in berührung setzen.

Wird der schmale lang gewundene steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille plätze führt und an steile abhänge, von welchen herunter unerwartete aussicht ist, der nachfolge werth erachtet; so will ich keine tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen.

IV. Die deutsche Sprachwissenschaft.

(1854.)

Nachdem die großen dichter vor dem ganzen volk mit immer steigendem erfolg, was deutsche sprachgewalt sei und meine, bewährt hatten und durch feindliche unterjochung in den wehevollen anfängen dieses jahrhunderts allen gemüthern eingeprägt war, an diesem kleinod unserer sprache stolzer festzuhalten; fand sich das bewußtsein eines auch in ihr seit frühster zeit waltenden grundgesetzes so erleichtert, daß es nichts als der einfachsten mittel bedurfte, um es auf einmal zur anschauung zu bringen. Diese willfährig aufgenommene erkenntnis traf aber glücklicherweise zusammen mit einer vom sanskrit her erregten vergleichenden sprachwissenschaft, welche keiner sie nah oder ferne berührenden spracheigenthümlichkeit aus dem wege gehend vor allen andern auch der einheimischen das gebührende recht widerfahren zu lassen geneigt sein mußte, in welcher noch mehr als eine falte zu den volleren klängen jener ehrwürdigen sprachmutter anschlug. So hat sich unter mancherlei gunst und abgunst allmälich eine deutsche philologie in bedeutenderem umfang als je vorher gebildet, deren selbständige ergebnisse vielfache frucht tragen, unabhängigen werth behaupten und fortdauernde theilnahme in anspruch nehmen können. Früherhin ließ alles und jedes, was von den denkmälern unseres alterthums mühsam gedruckt erschienen war, in ein paar folianten und quartanten sich beisammen haben; jetzt stehn in den bibliotheken ganze gefache von altdeutschen büchern erfüllt und die verleger zagen nicht mehr vor dieser literatur, wie viel noch übrig bleibe zu thun, ein rühmlicher eifer regt sich alle lücken zu ergänzen und ungenügende durch bessere ausgaben zu verdrängen. Nicht länger verschlossen liegen die quellen unserer sprache und ihre bäche und ströme dürfen oft bis auf die stelle zurückgeführt werden, wo sie zum erstenmal vorgebrochen sind; fortan aber kann eine deutsche grammatik, ein

deutsches wörterbuch, die sich dieser forschungen und aller daraus erwachsenen forderniſſe entäußern, weder gelten noch irgend ersprießlichen dienst leisten.

Von an der oberfläche klebenden, nicht tiefer eingehenden arbeiten beginnt heutzutage auch die ernstere stimmung des volks sich loszusagen. Aufgelegt zum betrieb der naturwissenschaften, die den verstand beschäftigen und mit einfachen mitteln, wenn sie recht verwendet werden, das nützlichste ausrichten, wird ihm auch sonst das unnütze schlechte verleidet; wozu ihm noch immer handbücher und auszüge unseres gewaltigen sprachhortes und alten erbes vorlegen? die statt dafür einnehmen davon ableiten und nichts als schalen absud seiner kraft und fülle bieten, aus dem keine nahrung und sättigung zu gewinnen steht, als sei der unmittelbare zutritt verschlagen und die eigne anschau verdeckt. Seit den befreiungskriegen ist in allen edlen schichten der nation anhaltende und vergehende sehnsucht entsprungen nach den gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den stempel voller eigenheit aufzudrücken und zu wahren im stande sind. Der großen zahl von zeitgenossen, vor deren wachem auge die nächsten dreißig jahre darauf sich entrollten, bleibt unvergessen, wie hoch in ihnen die hoffnungen giengen, wie stolz und rein die gedanken waren; wenn nach dem gewitter von 1848 rückschläge lang und schwerfällig die luft durchziehen, können sprache und geschichte am herrlichsten ihre unerschöpfliche macht der beruhigung gewähren. Auch die kräfte der unendlichen natur zu ergründen stillt und erhebt, doch ist nicht der mensch selbst ihre edelste hervorbringung, sind nicht die blüten seines geistes das höchste ziel? seiner dichter und schriftsteller, nicht allein der heutigen auch der früher dagewesenen will das volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mitgenießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen schleußen die flut des alterthums, so weit sie reiche, bis hin an die gegenwart spüle. zur forschung über den verhalt der alten, verschollenen sprache fühlen wenige sich berufen, in

der menge aber waltet das bedürfniß, der trieb, die neugier, den gesammten umfang und alle mittel unserer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten sprache kennen zu lernen. Die grammatik ihrer natur nach ist für gelehrte, ziel und bestimmung des allen leuten dienenden wörterbuchs, wie hernach noch entfaltet werden soll, sind neben einer gelehrten und begeisterten grundlage nothwendig auch im edelsten sinne practisch.

Rumohr.

Vom Begriffe der Höflichkeit.

(1834.)

Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürsten als so viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angesehen und verehrt wurden, weil sie hervorzogen und zu vereinigen suchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: starke und liebenswerthe Persönlichkeiten, vortreffliche Geister und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunst auf, entwickelten sich große Talente, fanden sie gegen die Bedrängnisse des Lebens Schutz, erweiterten sie ihre Vorstellungen, ergriff sie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verschiedenen Idiome der neueren Welt ihre edlere, feinere Ausbildung.

In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten sich persönliche Günstlinge der Fürsten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geistigen Bildung von den Höfen auszuschließen; rohe Sinnlichkeit, welche Abspannung, leblos mechanische Andachtsübung, welche Stumpfsinn herbeiführt, schien den Besitz schon erworbenen oder noch gehofften Einflusses allein ganz sicher zu stellen. Schon von Karl V. erzählt sein Biograph, der Bischof Prudenzio de Sandoval, daß Wilhelm von Croy, sein Aufseher, die Bücher ihm weggenommen, die guten Absichten seines Lehrers, des nachmaligen Pabstes Adrian, vereitelt, den fürstlichen Knaben mit Jagd und Pferden ausschließlich be-

schäftiget habe, um, sagt er, seiner durchaus sich zu bemeistern (por hazerse muy duenno del ninno). An späteren Beispielen ist in der Geschichte kein Mangel, woraus im siebzehnten Jahrhundert jenes merkwürdige Triumvirat stellvertretender Herrscher, Olivares, Richelieu, Buckingham, entstand, dem ein zweites unmittelbar nachfolgte, worüber unter den Zeitgenossen besonders der Geschichtschreiber Nani seine Verwunderung und billige Zweifel mit vielem Anstande laut werden läßt. In Folge dieser geschichtlichen Erscheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgesunken, als seit Friedrich geniale Fürsten hie und da von Neuem einer höheren Bildung sie entgegen zu führen, nicht ohne schnellen Erfolg, unternahmen.

Indeß blieb, in Erinnerung des Ursprunges, das Wort Höflichkeit selbst in den schlimmeren Zeiten wenigstens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spanischen behielten die Ausdrücke cortesia und cortes die entsprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republicanischer Verfassung ihrer wichtigsten Städte (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεως), der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzosen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen, und dagegen courtoisie, courteous und was sonst dahin gehören mag (da sogar to curtsy dem späteren to bow gewichen), beinahe gänzlich aufgegeben haben.

Gegenwärtig also bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden, wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen. Ihr sind die Begriffe Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anstand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienstwilligkeit, Ehrerbietung und jener allgemeine Ton untergeordnet, welcher alle vorangenannten Eigenschaften, gleich einem musikalischen Grundtone, mit einander verknüpft und harmonisirt.

Insofern sie die Höfe noch immer besonders angeht, soll (wenn mir die Tinte nicht etwa ausginge, was möglich ist) die Höflichkeit als eine eigenthümlich höfische, ebenfalls gezeigt und gelehrt werden; doch nicht minder jene allgemeinere, welche in den übrigen Verhältnissen des Menschengeschlechtes das Leben erheitert, die Pflichten erleichtert, den Ausgang jeglicher Unternehmung begünstiget. Um in der Folge nicht Anstoß zu geben, erinnere ich hier im voraus an die unumgängliche, ununterbrochene Uebereinstimmung aller Höflichkeit mit demjenigen, was man theils die Sittlichkeit, theils auch die Klugheit nennt. Häufig wird die bestgefaßte und abstracteste Höflichkeitsvorschrift bald das Ansehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengesetzes annehmen. Dieser scheinbaren Verwirrung der Materien war und ist in dieser Angelegenheit durchaus nicht auszuweichen, weßhalb ich den Leser freundlichst ersuche, darauf sich gefaßt zu halten.

In der Anwendung verwandelt sich die Höflichkeit, nach Maßgabe der Verhältnisse in verschiedene, einander beinahe entgegengesetzte Gestaltungen. Was in dem einen Lebensverhältnisse als höflich erscheint und wahrhaft höflich ist, kann in einem andern unverbindlich und anstößig werden. Allein wie mannichfaltig, und wie sehr eins vom andern abweichend, nun immer die Höflichkeit in den so verschiedenen Fällen ihrer Anwendung sich zeigen möge, so bleibt doch ihr Princip stets dasselbe: der gütige, der positive Wille.

Bei solcher Feststellung des Princips übersehe ich nicht, daß auch die Hinterlist und Falschheit höfliche Sitten erheucheln könne. Ueberhaupt gibt es keine Tugend, noch Erkenntniß, von welcher der Lügengeist nicht irgend einmal den trügerischen Anschein hervorbringen sollte. Allein wie man zuletzt stets den heuchlerischen Frommen vom ächten, den Schwätzer vom Weisen, den Gerechten vom Schelmen unterscheiden lernt, so verkündet auch in der lieblosen, tückischen Höflichkeit ein gewisser widriger Beigeschmack, dem ähnlich, welchen versüßte Arzneien zu haben

pflegen, sehr bald den faulen Kern. Eine Höflichkeit aber, deren Lüge und bösliche Absicht uns vernehmbar wird, hört auf, uns angenehm zu seyn. Ja, wie die reine Bitterkeit weniger mißfällig ist, als die versüßte, so gefällt auch in dem Benehmen von Menschen zu Menschen die Grobheit mehr, als eine falsche, erlogene Höflichkeit. Da nun aber eine mißfällige Höflichkeit sich in sich selbst aufhebt, so darf ich die Einwendung fallen lassen, welche man etwa daher gegen das eigentliche Princip der Höflichkeit dürfte ableiten wollen.

Eben so wenig wird solches durch jene leeren Formen der Höflichkeit entkräftet werden, welche in einigen Landen, z. B. in China, in die Volkssitte übergegangen sind.

Ohne die geringste Spur von Herzlichkeit poli und civil seyn, macht den langweiligsten und schalsten Eindruck der Welt, ist demnach mit dem eigentlichen Begriffe der Höflichkeit ganz so unverträglich, als deren schon beleuchtete Erheuchelung.

Das Princip aber des gütigen Willens implicirt die Möglichkeit für einen Jeden, nach Maßgabe seiner Lagen und Verhältnisse höflich zu seyn oder höflich zu werden.

Gegen die letzte Behauptung dürften die Quietisten jeglicher Art und Schule sich erheben wollen. Man wird die Unbeholfenheit seines Naturells, das Unbezwingliche eines schlaffen oder boshaften Charakters und so viel Anderes ihr entgegenstellen. Doch muß ich diese Einwürfe summarisch abweisen, weil kein Individuum jemals in dem Maße leidend sich verhält, noch verhalten darf, als ein solcher Anspruch, den Umständen leidend sich hinzugeben, ganz irriger Weise voraussetzt.

Mit den Absonderungen und Zerstückelungen kommt der menschliche Verstand überhaupt viel leichter zu Stande, als mit deren Wiederaufrichtung und Einigung. Es wird daher nicht befremden dürfen, daß man Erleiden und Thätigseyn, dem Begriffe nach so ziemlich entgegengesetzte Zustände, nicht etwa als bloße Abstractionen und Sprachbehelfe aufgefaßt, als welche ich sie gelten lasse; vielmehr als einen tief im Wesen der Dinge

begründeten Gegensatz. Indeß kann nichts irriger seyn, da beide Zustände nothwendig ganz unzertrennliche Gefährten sind, und so genau in einander verflochten, daß gar nie mit Sicherheit zu bestimmen ist, wo das Erleiden, wo hingegen die Thätigkeit beginnt oder aufhört. Denn auch das Erleiden ist eine Thätigkeit, und es wirkt andrerseits die Thätigkeit stets auf das Subjekt zurück, erschlaffend, spannend, mindestens das Geschehende ihm zum Bewußtseyn bringend. Aus keinem anderen Grunde wechselt in der Grammatik mehr als in einer Sprache die Bedeutung der aktiven und passiven Formen, oder verschmelzen sich beide zu einem Medio.

Also wird, bei gänzlicher Unmöglichkeit eines unbedingt leidenden Zustandes, Niemand von Natur, noch durch Umstände jemals so durchaus verdorben seyn können, daß er der Hoffnung und Absicht, in der Höflichkeit einige Fortschritte zu machen, für immer entsagen müßte. Er wolle nur; und folge sodann, vom belebenden gütigen Willen ausgehend, gradaus und mit Beharrlichkeit der Richtschnur, welche ihm vorzuzeichnen ich auf mich nehme.

Varnhagen von Enſe.

I. Der Tod Schwerins.*

(1841.)

Nur das erſte Treffen Schwerin's war geſchlagen, aber einzelne Regimenter hielten ſich noch, während ſchon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätſchenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch ſtehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgeſetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt ſchwer verwundet hingeſunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des ſchwierigen Bodens, und ſuchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch ſein eigenes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne ſeines zweiten Bataillons, hob ſie empor und rief: „Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!“ Sein Beiſpiel und Zuruf beſeelte die Truppen mit neuem Muthe, ſie wanden ſich aus dem Engwege heraus, ſtellten ſich rechts deſſelben in Ordnung, und begannen im Sturmſchritt vorzuſchreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf dieſe Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätſchenſchuß den alten Feldherrn, der ſogleich ohne die geringſten Zeichen des Lebens vom

* In der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

Pferde sank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's Neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Gestalt nahmen.

— — — — — — — — —

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Kriegs diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen

Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwicklung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königes selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unsern Helden inmitten des wüthendsten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sey geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf, und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, stieg vom Pferde, und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erstickter Stimme, der Feldmarschall Schwerin ist todt!" und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erstern befanden sich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter

den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen seyn müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater.

II. Wilhelm von Humboldt.

(1843.)

Rahel sagte von Humboldt, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird diese inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzten Gestalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, Humboldt war nicht jung, weil er sechzehn, nicht alt, weil er sechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor

allem Humboldt, dies wesentliche Gepräge stand in ihm, alle Jahreszahlen hindurch, unverändert fest.

Man kann auf diesem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geist und Karakter in ihm sich ganz unabhängig von seinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn gestellt, wo die beste Bildung seiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieser erste Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keine Gunst, als die er aus eigener Entwicklung schöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderstehlich aus sich selber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältnissen und Lebensgeschicken fortwährend ausgezeichnete und seltene Förderung; er gelangte zu der höchsten Wirksamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollsten Ansehen; auf den größten Schauplatz erhoben stand er als glänzende Erscheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber bestimmen thaten diese Glücksfälle nicht in ihm, sie konnten sein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in sich fertig und wirksam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach seiner Eigenheit sich entfaltet und dargethan, beschränkter, dunkler vielleicht, doch immer als dasselbe.

Wir brauchen daher, um Humboldt's Karakterschilderung zu geben, nicht gerade seinen Lebenslauf zu begleiten, dessen äußere Ereignisse ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Gränzen unseres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für sich allein schon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend wem so kann von Humboldt gesagt werden, daß er seine Lebensumstände gemacht habe, daß sein Geist fesselos über ihnen waltete, die dargebotenen Loose nach seiner Weise fassend, manche verschmähend, allen gewachsen, den meisten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, so daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf, einen

Punkt anzudeuten, über den seine Fähigkeiten nicht hätten hinaus reichen können.

Von seinem Geiste kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte diese Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenstände sich ihm entziehen mochten, für manche sein Sinn fast verschlossen war, zum Beispiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abstrakten, in sich selbst zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, so that dies der Allgemeinheit seines Geistes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenstände beschränkten ihn nicht eigentlich, sondern er begränzte sie vielmehr für sich, ließ sie als unausgebeutet in dem großen Umfange seines Herrschens und Schweifens liegen; er konnte sich ihres Besitzes in so fern noch immer versichert fühlen, als wenigstens Gestalt und Bedeutung auch des Verschlossenen ihm geistesklar offen lag.

Wußte Humboldt in solchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, so durchschaltete sein Geist die Gegenstände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meisterschaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der angewandten Philosophie, der Alterthumskunde, der Sprachwissenschaft der bildenden Künste, im lebendigen Stoff der menschlichen Verhältnisse, der Gesellschaft, des gesammten Staatswesens, da faßte und stellte er alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrscherlicher Freiheit; da war seinem zerlegenden Scharfsinn nichts undurchdringlich, seinem verknüpfenden Witze nichts unfügsam; und obgleich nicht in dem Sinne produktiv, daß er neue metaphysische Systeme oder große dichterische Gestaltungen geschaffen hätte, so erhob doch sein eindringender Geist aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein wesentliches Ergebniß, das eine Förderung, den möglichst erlangbaren Ertrag, der wenigstens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote stand, was für Hülfsmittel des Witzes, welche Erfindsamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus diesem heraus, welche sichere, ausgebreitete, festgestampfte Kenntniß,

die er doch beweglich handhabte, und nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufspannte, bald zur einbohrenden Spitze zusammendrängte, bald als umschließenden Ring so fest als leise zusammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beispielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platonischer Gesprächsform herbeiwünschen!

Seine Geisteskraft beruhte hauptsächlich auf klarem Verstande, der in ihm auf die höchste Stufe gestiegen war, wo er für die andern Seelenkräfte stellvertretend werden und ihre Leistungen annähernd nachbilden kann. Die Beschaulichkeit geheimer Stille, die Gluth schaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erschließen sich hier. Alle Fähigkeiten des Menschen, wie verstreut nach verschiedenen Richtungen sie liegen, werden hier in Eine mächtig zusammengefaßt. Nachdem der große Gegensatz von Antikem und Modernem einmal unserer Vorstellung eingewurzelt ist, und sich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine hohe Geistesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu fassen. Humboldt selber sagt irgendwo, das Antike sei es für uns nicht sowohl durch seinen Inhalt, als vielmehr durch seine Stellung zu uns, durch die abgeschlossene, gediegene Gestalt, aus der alles Unwesentliche längst ausgeschieden ist. Von frühster Zeit mit Vorliebe in das klassische Alterthum versenkt, sein Leben lang mit dessen edelsten Schätzen genährt, ist Humboldt in allen seinen Richtungen von antikem Geiste beseelt; aber deßhalb selber noch keine antike Erscheinung. Der Verstand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht leugnen will, dem er nicht entgehen mag, und so lenkt er mit allen Kräften des antiken Geistes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies ist ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernst und Eifer der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geist gesichtet ist, anhaftet, und dieser wird für den Augenblick

keine Hülfe finden, als sich kalt und ruhig dagegen verhalten. Diese Kälte und Ruhe herrschten durch Humboldts ganzes Wesen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen stand, großartige Fassung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerschöpflichen Scherz, der allen Gegenständen eine Geistesluft abgewinnen, jeder ernsten Aufgabe ihr angemessenes Spiel gesellen konnte. In diesem leichten, scharfen und doch selten verletzenden Scherz, der nur die wenigst empfindlichen Spitzen der Dinge abschnitt, bestand Humboldts persönliche Eigenheit; niemand war ihm hierin ähnlich; sein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern nur immer S dafür sagte, gab diesem Scherz äußeren Typus, mit dem er zusammenwuchs. Sonderbar ist es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben selten oder wenig scherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen sein Scherz wurde, zum Stil; und von diesem überhaupt kann man sagen, er erinnere bei ihm an glänzende Eisgebilde; so frisch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, so scharf abschneidend mit dem Gedanken, so krystallinisch durchsichtig und fest, so sich selber gleich im kleinen Einzelnen und im massenhaften Ganzen, sind seine Phrasen und Perioden. Die innere Wärme versteckt sich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur diese wahrnimmt, so deckt und schützt sie doch meist nur ein zartes Wachsthum, welches in der offenen Gluth der Sonne verdorren müßte.

Humboldt schrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgibt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

Dieser antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer

Einsicht und edler Genüsse zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hülfsmittel angewiesen. Die Macht der Anschauung, so groß im Alterthum und so wirksam, ist den Söhnen der neuern Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz besondern Fällen leistet sie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlassen ist. Humboldt war hier nicht begünstigt. Er mußte alles durch Denken erforschen, durch geordnete aufgereihte Folgerungen die Gegenstände selbst und ihre Ergebnisse ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die sich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Lösung er haben wollte. Den Werth dieser Probleme bestimmte nur ihr geistiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entsprechen schien, nicht in Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Diese Selbstständigkeit und Freiheit des Forschens hat Humboldt vom Anfang bis zum Ende seines Lebens bewahrt, und auf alles, was ihn je beschäftigte, angewendet. Ob er prosodische Silben maß, oder Staatsverhältnisse wog, die Geheimnisse der Geschlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldsummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plastischer Schönheit den Sinn schwelgen ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen eckles Gesellschaftswesen mitmachte, immer war in ihm dieselbe Thätigkeit des Geistes, dieselbe Behandlungsart der Gegenstände, ein gründliches Erforschen ihres Wesens, wie ein scherzendes sich Drüberhinaussetzen.

Er ging von Ideen aus; sie waren ihm das Höchste in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; sie waren ihm der Maßstab der Dinge, des allgemeinen Treibens, seiner eigenen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich, schrieb er an Schiller, einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken,

allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig sein konnte, war für solche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andre größere Leistungen. Selbst in seiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft mußte er die höheren Ansprüche den untern Bedingnissen nachsetzen. Daher kam von dem, was er als Denker besaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit seinen Geschäften auch wohl als etwas Geringes ansehen, woran im Grunde wenig gelegen sei. Sofern er aber Aufgaben hatte, sofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgsamkeit nicht fehlen. Sein philologischer Sinn, seine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten. Ein trefflicher Ausführer faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und so Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Karakter, und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den Einzelnen zu mystifiziren, lieber übte er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die, weil sie unpersönlich war, und aus freier Geistesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein solcher Mann, nach abgeschlossenem Laufe in der Würdigung von und vor seinen Ebenbürtigen, durch Böckh ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt diesem Ausspruche zustimmt, so kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm streitiger Interessen, zwischen mittelmäßige und armselige Genossen gestellt, ein solcher Geist lange Zeit dem Unverstand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthsel, und auch dem sonst Einsichtigen und Wackern oftmals ein Anlaß unsichrer Zweifel und bedenklicher Fragen sein konnte! Ein Mann, der sich aller Vorurtheile ledig und von keiner der

Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, dessen Geist jede Schranke zu übersteigen strebt, der alles in Frage stellt, in Untersuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verschmäht, sondern keck und fröhlich seine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn seinen Mitlebenden doch wieder anschließen, geflissentlich versteckt, der sich in ewigen Paradoxien gefällt, bald leichtsinnig scherzend, bald schauderhaft ernst, — nicht zu verwundern ist es, daß hier für die Meisten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge sogleich ein Uebles macht. Ein Geist der Verneinung, des Uebermuths und Frevels, wird dann vorausgesetzt, und auch da gesehen, wo keine Spur desselben ist; läßt nun gar die Laune sich verleiten, — wie sie denn kaum solcher Lockung je widersteht, die angedichtete Rolle wirklich zu spielen und die Bethörten neckend noch mehr zu verwirren, so ist der Ruf bald entschieden, und stimmt nur allzugern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Ist man nicht schon einigermaßen das, was man gern spielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorstellt? Diese Fragen drängen sich auf, und finden nicht immer sichere Bejahung oder Verneinung, so daß in solchem Fall nicht bloß die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf solchen Anschein konnte selbst der geistverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, bisweilen diese Geistesart mißkennen, und Gentz, wie er in einem seiner Briefe sagt, hier nur die Meisterschaft des Sophisten finden; Talleyrand aber, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre," drückte zu andrer Zeit das Mißbehagen aus, daß er diese Eigenthümlichkeit doch nicht ganz durchschaue, und dieselbe etwas ihm Unverständliches behalte. Rahel aber vertheidigte ihn stets; als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt

wurde, antwortete sie: „Er hat so viel als er nur will.“ Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist so weit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langeweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einsicht schwankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so schlimm scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben.“

Was ihm Viele ganz absprachen oder doch beizumessen anstanden, Wärme der Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für Welt und Menschen, fehlte doch seiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erscheinung aber stellten sich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Gestirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich gesehen werden, so konnten in Humboldt nicht an demselben Horizonte Geist und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geist aber mochte den Blicken kaum jemals entschwinden, und hielt als zusammengedrängtes helles Licht die zerstreuten milderen Lichter unscheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwischen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gefühl; aber die Trennung ist meistentheils nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme; in Humboldt war sie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch standen sie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgeson-

dert für sich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andere; sie erkannten ihre Gebiete wechselseitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegensatz aber schieden sich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verstandes trat hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erscheinenden Menschen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog sich scheu nach innen zurück, und versteckte sich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtlosigkeit oder Zufall dies Innre doch öfters aufschloßen, so sah der erstaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzu weich, allzu zart und reizbar finden, vielleicht eben deßwegen aber auch nicht glühend und gewaltig. Eine strebende Empfindsamkeit, voll persönlicher Neigung und grübelnder Forschung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch harmlos dazu bekannten, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in besonderen Verhältnissen und seltenen Anläßen, in geheimer Vertraulichkeit oder in Leidenschaft, ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verschämt und spurlos untertauchten, und absichtlich einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder großentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten.

Bettina von Arnim.

I. Morgenwanderung zur Linde.

(An Göthe. Am 2. August 1807.)

Heute Morgen hat mich die Sonne schon halb fünf Uhr geweckt; ich glaube ich habe keine zwei Stunden geschlafen; sie mußte mir gerade in die Augen scheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldene Ruhe breitete sich aus am blauen Morgenhimmel; ich sah die Wasser sich sammeln und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Fluth; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wassersturz; und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam; er ließ nit sich was nicht widerstehen konnte. — Da überkam mich eine so gewaltige Lust — ich konnte auch nicht widerstehen: ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich stüzte beide Hände in die Seite um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsstück zum andern, bald hüben bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil sie gespalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den sich sammelnden Wassern.

O liebster Freund! der Mensch, wenn er Morgennebel trinkt und die frischen Winde sich mit ihm jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Brust eindringt und in den Kopf steigt und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren schüttelt, was ist das für eine Lust.

Auf dem umgestürzten Stamm ruhte ich aus, und da ent-

deckte ich unter den dickbelaubten Aesten unzählige Vogelnester, kleine Meisen mit schwarzen Köpfchen und weißen Kehlen, sieben in einem Neste, Finken und Distelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die jungen äzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt sie groß zu ziehen, in so schwieriger Lage; denk nur: aus dem blauen Himmel herabgestürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn so ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich ersaufen, und noch dazu hängen alle Nester schief. — Aber die hunderttausend Bienen und Mücken die mich umschwirrten, die all in der Linde Nahrung suchten; — wenn Du doch das Leben mit angesehen hättest! Da ist kein Markt so reich an Verkehr, und alles war so bekannt, jedes sucht sein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte; und emsig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da summten sie an einander vorbei, als ob sie sich's sagten, wo gut Bier feil ist. — Was schwäze ich Dir alles von der Linde! — und doch ist's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zusammen; ich sah hinauf zu dem Gipfel des stehenden Baumes, der nun sein halbes Leben am Boden hinschleifen muß, und im Herbst stirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einsamen Thalschlucht, und ich wär gewöhnt, auf dich zu warten, welch großes Ereigniß wär dieses; wie würd ich Dir entgegenspringen und von weitem schon zurufen: „Denk nur unsere Linde!" — Und so ist es auch, ich bin eingeschloßen in meiner Liebe, wie in einsamer Hütte, und mein Leben ist ein Harren auf Dich unter der Linde, wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnsucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grausame Sturm die Linde spaltet, und die üppigere stärkere Hälfte mit allem innwohnenden Leben zu Boden stürzt, und ihr grünes Laub über bösem Geschick, wie über stürzenden Bergwassern trauernd welkt, und die junge Brut in ihren Aesten verdirbt; o dann denk, daß die eine Hälfte noch steht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben, was dieser entsprießt, zum Himmel getragen wird.

II. Salzburg und Savigny.

(An Göthe. Am 26. Mai 1809.)

Von Salzburg muß ich Dir noch erzählen. Die letzte Station, vorher Laufen. Diesmal saß Freiberg mit mir auf dem Kutscherſitz, er öffnete lächelnd seinen Mund, um die Natur zu preisen, bei ihm ist aber kein Wort wie der Anschlag in einem Bergwerk, eine Schicht führt zur andern; es ging in einen fröhlichen Abend über, die Thäler breiteten sich rechts und links, als wären sie das eigentliche Reich, das unendlich gelobte Land. Langsam wie Geister hob sich hie und da ein Berg, und sank allmählig in seinem blitzenden Schneemantel wieder unter. Mit der Nacht waren wir in Salzburg, es war schauerlich, die glattgesprengten Felsen himmelhoch über den Häusern hervorragen zu sehen, die wie ein Erdhimmel über der Stadt schwebten im Sternenlicht, — und die Laternen, die da all mit den Leutlein durch die Straßen fackelten, und endlich die vier Hörner, die schmetternd vom Kirchthurm den Abendsegen bliesen, da tönte alles Gestein und gab das Lied vielfältig zurück. — Die Nacht hatte in dieser Fremde ihren Zaubermantel über uns geworfen, wir wußten nicht wie das war, daß alles sich beugte und wankte, das ganze Firmament schien zu athmen, ich war über alles glücklich, Du weißt ja wie das ist, wenn man aus sich selber, wo man so lange gesonnen und gesponnen, heraustritt ganz in's Freie.

Wie kann ich Dir nun von diesem Reichthum erzählen, der sich am andern Tag vor uns ausbreitete? — wo sich der Vorhang allmählig vor Gottes Herrlichkeit theilet, und man sich nur verwundert, daß alles so einfach ist in seiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge sieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenstand bedeckt, es jauchzt und triumphirt ewig da oben, die Gewitter schweben wie Raubvögel zwischen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren

breiten Fittigen die Sonne, das geht so schnell und doch so ernst, es war auch alles begeistert. In den kühnsten Sprüngen, von den Bergen herab bis zu den Seen ließ sich der Uebermuth aus, tausend Gaukeleien wurden in's Steingerüst gerufen, so verlebten wir wie die Priesterschaft der Ceres bei Brod, Milch und Honig ein paar schöne Tage; zu ihrem Andenken wurde noch zuletzt ein Granatschmuck von mir auseinander gebrochen, jeder nahm sich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus sehen konnte, und nennen sich die Ritter vom Granatorden, gestiftet auf dem Watzmann bei Salzburg.

Von da ging die Reise nach Wien, es trennten sich die Gäste von uns, bei Sonnenaufgang fuhren wir über die Salza, hinter der Brücke ist ein großes Pulvermagazin, hinter dem standen sie Alle, um Savigny ein letztes Vivat zu bringen, ein jeder rief ihm noch eine Betheuerung von Lieb und Dank zu. Freiberg, der uns bis zur nächsten Station begleitete, sagte: wenn sie nur alle so schrieen, daß das Magazin in die Luft sprengte, denn uns ist doch das Herz gesprengt; und nun erzählte er mir, welch neues Leben durch Savigny aufgeblüht war, wie alle Spannung und Feindschaft unter den Professoren sich gelegt oder doch sehr gemildert habe, besonders aber sei sein Einfluß wohlthätig für die Studenten gewesen, die weit mehr Freiheit und Selbstgefühl durch ihn erlangt haben. Nun kann ich Dir auch nicht genug beschreiben, wie groß Savigny's Talent ist mit jungen Leuten umzugehen; zuvörderst fühlt er eine wahre Begeisterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe die er ihnen macht — wenn sie gut behandelt wird, so macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich sein Innerstes mit jedem theilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geschick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihnen den Weg, man kann von ihm wohl in dieser Hinsicht sagen, daß die Unschuld seiner Jugend auch der Geleitsengel seiner jetzigen Zeit ist, und das ist eigentlich sein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den schönsten Kräften seines Geistes und seiner Seele dient; ja,

das ist wahrhaftig liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nicht allein Größe bestätigen? — diese naive Güte, mit der er sich allen gleich stellt bei seiner ästhetischen Gelahrtheit, macht ihn doppelt groß. Ach, liebes Landshut, mit deinen geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchthurm, mit deinen Springbrunnen, aus dessen verrosteten Röhren nur sparsam das Wasser lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten, und dann aus fernen Straßen singend ihr Gutenacht ertönen ließen; wie schön war's im Winter auf der leichten Schneedecke, wenn ich mit dem siebzigjährigen Canonicus Eixdorfer, meinem Generalbaßlehrer und vortrefflichen Bärenjäger, spazieren ging, da zeigte er mir auf dem Schnee die Spuren der Fischottern, und da war ich als manchmal recht vergnügt und freute mich auf den andern Tag, wo er mir gewiß ein solches Thier auffinden wollte, und wenn ich denn am andern Tag kam, daß er mich versprochnermaßen auf die Otternjagd begleiten solle, da machte er Ausflüchte, heute seien die Ottern bestimmt nicht zu Hause; wie ich Abschied von ihm nahm, da gab er mir einen wunderlichen Segen, er sagte: „möge ein guter Dämon Sie begleiten, und das Gold und die Kleinodien, die Sie besitzen allemal zu rechter Zeit in Scheidemünze verwandeln, womit Sie allein sich das erwerben können, was Ihnen fehlt." Dann versprach er mir auch noch, er wolle mir einen Otternpelz zusammenfangen, und ich solle über's Jahr kommen ihn holen. Ach, ich werde nicht wiederkommen in das liebe Landshut, wo wir uns freuten, wenn's schneite und Nachts der Wind recht gestürmt hatte, so gut, als wenn die Sonne recht herrlich schien; wo wir alle einander so gut waren, wo die Studenten Concerte gaben und in der Kirche höllisch musizirten, und es gar nicht übel nahmen, wenn man ihnen davon lief.

Und nun ist weiter nichts Merkwürdiges auf der Reise bis Wien vorgefallen, außer daß ich am nächsten Morgen die Sonne aufgehen sah, ein Regenbogen drüber und davor ein Pfau, der sein Rad schlug.

F. C. Dahlmann.

Ueber politische Bildung.

(1842.)

Der Staat ist ein Gegenstand ernster, tiefer Forschung und Erkenntniß, der aber sich vom Leben weniger trennen läßt als irgend eine andere Wissenschaft. Zwar bin ich weit entfernt, den mehr historischen Weg seiner Erforschung, welchen mich mein Bildungsgang geführt hat, für den einzigen oder an sich besten Pfad zur politischen Bildung auszugeben, (wie wäre nur eine solche Ansicht vor einer Nation zu rechtfertigen, die einen Schleiermacher als Lehrer der Politik besessen hat?) aber ich halte ihn für den sichersten, vornehmlich auf dem Standpunkte akademischer Bildung. Die Welt der Erscheinung, in welcher die Historie verweilt, steht zwar tief unter dem Ideal, aber auch der entartetste Staat der Erscheinung muß noch einige Spuren vom Ideal in sich tragen, weil er noch mit Recht Staat zu nennen ist, eben wie das geübte Auge in dem verderbtesten Menschen noch das edelste Urbild der Menschheit erkennt; — und was wäre uns der vollkommenste Staat der Einbildung, was bedeutete er uns am Ende, wenn in die wirkliche Welt niemals eine Form, die ihm gliche, eintreten könnte?

Wer seine Voraussetzungen und Hoffnungen auf dem baut, was die Menschheit bisher im Staatswesen geleistet hat, wird sich nie versucht fühlen ein Gebäude ohne Fundament aufzuführen. Wer aber in der Geschichte der Völker über die störende Masse der vereinzelten Thatsachen hinausgedrungen ist und einen

stetigen Entwicklungsgang der Menschheit in ihr entdeckt hat, der wird auch die entgegengesetzte Klippe vermeiden und keineswegs in der fortrückenden Geschichte allein die träge Wiederholung des längst Gewesenen erblicken. Niemand möchte weniger als ich der Ansicht derer zugezählt werden, welche den Satz aufstellen: diese Einrichtung ist gut, denn sie ist historisch. Denn dieser Satz macht recht und gut von dem Schicksal jeder Stunde abhängig, und was gestern verwerflich war, kann heute sich zur Trefflichkeit erheben; denn es ist in die Reihe der Thatsachen getreten. Freilich sollen die tieferen Gründe des Guten und Heiligen in Historie und Politik nicht erforscht werden; die Politik hat in dieser Hinsicht nur aufzunehmen, anzuerkennen und dem gemäß zu entwickeln. Platon begehrte von seinen Schülern die Vorkenntniß der Geometrie; mit noch viel größerem Rechte fordert Aristoteles, daß wer die Ordnungen des Staates kennen lernen will, sich vorher mit den Ordnungen des sittlichen Lebens vertraut gemacht habe. Die Aufgabe des Politikers ist einestheils aus dem wüsten Gewirre der gewesenen Dinge die Staatseinrichtungen von innerer Trefflichkeit und Gediegenheit hervorzuheben, anderntheils aber eben so bestimmt den Ring der Kette zu erkennen, welcher der Thätigkeit der Gegenwart sein Dasein verdanken soll. Dieser Ring wird nicht klein sein. Denn wohin wir blicken, sind die alten Klammern des Herkommens gewichen, auf welchem man unvorsichtig allzu lange gebaut hat. Sei ein Zeitalter noch so unerfahren, stürzt das Dach über meinem Haupte zusammen, so ist mein Beruf zum Neubau dargethan.

Trachten wir so in dem Dasein selber auch den Raum und das Gesetz für das Werdende zu ermitteln, so wird unsrer strengen Ueberzeugung auch nicht die Billigkeit gegen Abweichungen von unserm Wege fehlen, welche Billigkeit das Kennzeichen ächter menschlicher Bildung ist. Gewiß es kann heutiges Tages wegen politischer Fragen Trennung auch unter Männern von strenger Ueberzeugung stattfinden. Der eine geht mehr von der

Freiheit, der andere mehr von dem Bedürfnisse der Ordnung aus, mit deren Unerläßlichkeit verglichen, die Freiheit ihm fast wie ein Luxusartikel erscheint; man kann sich über einen bestimmten Fall selbst von verschiedenen Stellungen des Lebens aus scharf und für lange, ich fürchte fast, für immer, im Leben scheiden, während man sich, wenn man bloß Gedanken auszutauschen hätte, leicht genug zusammenfände. Aber was die Grundsätze des öffentlichen Wohles angeht, und ins Besondre was unserm deutschen Vaterlande fromme, läßt sich gegenwärtig klarer ans Licht stellen, als leicht früherhin; die Uhr ist zu oft auseinander genommen, in den tausend Jahren, da die Deutschen ein politisches Band vereinigte, als daß der aufmerksame Beobachter nicht ihre Zusammensetzung hätte erspähen können. Die Bedingungen des vaterländischen Staatslebens zu erforschen, soll uns aber besonders wichtig sein. Der Lohn wird nicht ausbleiben; denn leider scheint es ja, daß unserm vielgeprüften deutschen Volk die praktische Durchkämpfung auch der schwierigsten Principienfragen vorbehalten ist.

Das Heimlichthum über die Quellen der Wohlfahrt der Staaten hat die ganze Richtung und Stimmung des Zeitalters gegen sich. Mehr ist von einem gewissen Vornehmthun zu fürchten, welches die politische Einsicht an ein bestimmtes philosophisches System oder gar an die Convenienz gewisser Kunstausdrücke kettet, von einem anderen Vornehmthun, welches das Urtheil über Fragen der Zeit an die Staatspraxis, und mithin an den kleinen Kreis Derjenigen knüpfen will, welche gerade am Ruder stehen. Mit den Ersteren werden wir auf unserm Wege kaum zusammentreffen; den Kreis der Staatspraktiker werden wir nicht beeinträchtigen, uns aber hinwiederum unsers Rechtes bedienen, indem wir uns des Vortheils rühmen, welchen Machiavell in der Widmung seines Principe treffend mit den Worten bezeichnet: „Vom Thale betrachtet man am besten die Gestalt der Berge; darum muß, wer die Fürsten kennen will, aus dem Volke sein.“ Mein Vorsatz ist, das was mich die Be-

obachtung der Vergangenheit und einige Erfahrung in den großen gesellschaftlichen Erscheinungen der Gegenwart gelehrt hat, mit aller Offenheit ohne Rückhalt und in so einfacher Rede, als ich vermag, darzulegen.

Sollte nun in der Lehre vom Staate, gründlich ergriffen, irgend eine wirkliche Gefahr für den eigenen Staat lauern? Ohne Zweifel. Denn in dem Feuer, welches leuchtet und wärmt, liegt auch die Gefahr, daß es zünde und verwüste. Allein wer einmal zu der Erkenntniß gelangt ist, daß der Staat keine Erfindung weder der Bedürftigkeit noch des Luxus und Ueberflusses ist, noch des nimmersatten menschlichen Scharfsinnes, sondern aus der Grundeinrichtung unserer Natur hervorgeht, der darf auch die Gefahren einer Erörterung nicht scheuen, deren Wohlthaten ihm zu Gute kommen. Wohl weiß ich, daß es rabulistische Naturen giebt, welche Alles in Staatssachen Erlernte nur für die nächsten äußeren Zwecke ausbeuten, aber eben diese gilt es dadurch zu entwaffnen, daß man die Tiefen dieses Zweiges der Erkenntniß aufdeckt.

Wäre eine solche Beschäftigung überflüssig? Am wenigsten gewiß in unsern Tagen. Ich kann es nicht für einen bloßen Zufall erkennen, auch für kein Ergebniß einer besonderen Sündhaftigkeit dieses Zeitalters, daß die politischen Grundfragen so immer wieder auftauchen und praktisch werden wie nie zuvor. Lassen Sie mich ein wichtiges Capitel, welches viele menschliche Schmerzen in sich trägt, nicht darum heute unberührt lassen, weil ich es nicht erschöpfen kann. Als die würdigste Aufgabe des Staatskundigen, der ein wahrer Vaterlandsfreund ist, betrachte ich das Bemühen, in die Behandlung der deutschen Gegenwart mehr Wahrhaftigkeit und Tiefe, wohl möchte ich sagen, mehr Andacht einzuführen, als ihr bisher zugewandt ist. Unsere Schriftstellerwelt läuft in zwei Hauptrichtungen feindselig aus einander. Die Einen wenden sich mit ausschließlicher Vorliebe der Vergangenheit zu, wo aber nun die Gegenwart sich lebendig anknüpfen sollte, da bricht ihr Faden ab und dringt

einmahl die jähe Springfluth der Zeit an ihr sicher geglaubtes vorweltliches Dach, da bleiben sie, in die Zurückgezogenheit ihres Wissens gehüllt, welches für die Anwendung viel zu vornehm ist, leicht hinter den gewöhnlichsten Forderungen zurück, welche das Vaterland an ehrenhafte Bürger stellt. Dieser Richtung tritt die unbedingte Jugendpartei rasch entgegen, und hat mit unleugbarem Talent die Schwächen ihrer Widersacher ausgespäht, aber sie verwechselt nur zu oft die Jugend des Blutes mit der geistigen Jugend, welche nicht gerade nach Geburtsjahren zählt, und gar leicht könnte sie durch ein eitles liebloses Verspotten dessen, was die Väter thaten und glaubten mit der wahren geistigen Jugend, die aus dem Schweiße der Tugend, wie ein Alter sagt, erwächst, zugleich die Hoffnung verscherzen, daß aus ihr die Baumeister der Zukunft von ächtem Berufe hervorgehn werden. Bei allen Völkern, die es zu etwas Großem in der Welt gebracht, hat man nicht die Gelehrten zuerst genannt, sondern diejenigen, welche ein reiches Wissen in vaterländischen Tugenden ausprägten. Diese Richtung muß das Wissen, welches ohnehin über die alte Abgränzung des Gelehrtenstandes längst hinausgewachsen ist, auf unserm vaterländischen Boden ergreifen und fest und fester halten, nicht um sich zu verflachen, sondern um die menschliche Lebenswärme sich zu erhalten, welche keinem Betrieb ausgehen darf. Was die Politik angeht, so verflacht sie sich gar leicht, wenn man es verabsäumt das Leben der Vergangenheit, ihre politischen Thaten und Leiden in lebendige Verbindung mit der beweglichen Gegenwart zu setzen. Aber abweisen läßt sich die Gegenwart nimmermehr, man leite sie in die Tiefe und Alles, was zum Gegenstande sorgsamer Untersuchung wird, führt in seinem Ergebniß über leichtfertige Wünsche und blinde Leidenschaften hinaus. Daß ihr Studium zur Zufriedenheit mit Allem was einmahl besteht, führe, behaupte ich freilich keineswegs; aber die Entwickelungen der Freiheit, die sie heischt, schlagen nicht in gefährliche Erschütterungen um, und ich vertraue namentlich dem kernhaften

Baue dieser großen Monarchie genug, um von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß ein stetiger unbekümmerter Fortschritt dem Ziele der Entwickelung entgegen sie höher stellen wird, als sie je gestanden hat.

Der schlimmste Feind aller geistigen Wirksamkeit ist die Schlaffheit, eben so leicht möchte man die taube Luft verwunden, als ein schlaffes Gemüth vermögen die edeln Schmerzen auf sich zu nehmen, die der Kampf um Wahrheit bringt. Irrthum und sittliche Verstocktheit sind gefährliche Feinde, aber man kann sie treffen, die widerstandslose Schwäche nie. Darum segne ich aus voller Brust das Ereigniß, welches mich von meiner Wirksamkeit fünf Jahre lang abschnitt, es hat wieder frisches Lebensblut einträchtig vaterländischer Ueberzeugung in die Adern Deutschlands ausgegossen, hat gezeigt, daß der Staat nicht blos ein Mantel ist, den man nach Bequemlichkeit umthut und wieder abwirft; es hat gezeigt, daß alle erschlichenen politischen Siege nichts sind, wenn der Gott in der eigenen Brust wider den Sieger Zeugniß gibt.

Fürst Pückler.

Warwick-Castle.

(1831.)

Warwick den 28. Dez. 1826.

Theure Julie!

Beim Himmel! diesmal erst bin ich von wahrem und ungemessenem Enthusiasmus erfüllt. Was ich früher beschrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunst und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich schon Aehnliches gesehen, ja selbst besitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute sah, war mehr als dieses, es war ein Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt, und von aller Majestät der Geschichte umgeben, dessen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrene Historienkennerin und Memoirenleserin weißt besser als ich, daß die Grafen von Warwick einst die mächtigsten Vasallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, sich rühmte, drei Könige entthront, und eben so viele auf den leeren Thron gesetzt zu haben.

Sein Schloß steht schon seit dem 9ten Jahrhundert und ist seit Elisabeths Regierung im Besitz derselben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamp selbst erbaut, hat sich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze steht noch so colossal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahnung der Vorzeit da.

Schon von weitem erblickst Du die dunkle Steinmasse, über

uralte Cedern vom Libanon, Kastanien, Eichen und Linden, senkrecht aus den Felsen am Ufer des Avon, mehr als 200 Fuß hoch über die Wasserfläche emporsteigen. Fast eben so hoch noch überragen wieder zwei Thürme von verschiedener Form das Gebäude selbst. Der abgerissene Pfeiler einer Brücke, mit Bäumen überhangen, steht mitten im Fluß, der, tiefer unten, grade wo die Schloßgebäude beginnen, einen schäumenden Wasserfall bildet, und die Räder der Schloßmühle treibt, welche letztere, mit dem Ganzen zusammenhängend, nur wie ein niedriger Pfeilervorsprung desselben erscheint.

Jetzt verlierst Du im Weiterfahren eine Weile den Anblick des Schlosses, und befindest Dich bald vor einer hohen crenelirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eisernen Thores öffnen sich langsam, um Dich in einen tiefen, durch den Felsen gesprengten Hohlweg einzulassen, an dessen Steinwänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigste Vegetation herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felsengrunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölben. Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem sanften Rasenabhang ruhend, und zwischen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindest, verschwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraschung steht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiserne Gitterthor den Schloßhof erreichst. Etwas Mahlerischeres und zugleich Imposanteres läßt sich beinah nicht denken! Laß Dir durch Deine Phantasie einen Raum hinzaubern, ungefähr noch einmal so groß als das Innere des römischen Colosseums, und versetze Dich damit in einen Wald voll romantischer Ueppigkeit. Du übersiehst nun den weiten Hofplatz, rund umher von bemoosten Bäumen und majestätischen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verschieden an Form, dennoch ein erhabenes und zusammenhängendes Ganze bilden, dessen bald steigende,

bald sich senkende Linien in der blauen Luft, wie die stete Abwechselung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine sonst nur den Werken der Natur eigene, höhere Harmonie verrathen. Der erste Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Rasenteppich, um den ein sanft geschlungner Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt. Rückwärts schauend, siehst Du an den beiden schwarzen Thürmen empor, von denen der älteste, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüsch, in drohender Majestät, fest wie aus Erz gegossen dasteht, der andre von Beauchamp erbaut, halb durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kastanie verdeckt wird. Breitblättriger Epheu und wilder Wein rankt, bald den Thurm umschlingend, bald seine höchsten Spitzen ersteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht sich weit der bewohnte Theil des Schlosses und die Capelle hin, mit vielen hohen Fenstern geziert, von verschiedener Größe und Gestalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, fast ganz ohne Fenster, nur mächtige crenelirte Steinmassen darbietet, die einige Lerchenbäume von colossaler Höhe und baumartige Arbutus-Sträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachsen sind, malerisch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jetzt den Blick nach der Höhe erhebst, von allem das erhabenste Schauspiel. Denn auf dieser vierten Seite steigt aus einem niedrigen bebuschten Kessel, den der Hof hier bildet, und mit dem sich auch die Gebäude eine geraume Strecke senken, das Terrain von neuem, in Form eines jonischen Berges steil empor, an dem die gezackten Mauern des Schlosses mit hinan klimmen. Dieser Berg, der Keep, ist bis oben dicht bewachsen mit Gesträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmassen, noch ungeheure uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft schwebend erblickt, während auf dem höchsten Gipfel eine kühne Brücke, auf beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem

hehren Himmelsportal plötzlich die breiteste, glänzendste Lichtmasse, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen sieht, hinter dem Schwibbogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

Stelle nun Dir vor: diese magische Dekoration auf einmal zu übersehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte stolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch sanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre sichtlichen Spuren, oder wo das nicht ist, doch ihr romantisch ungewisses Andenken, zurückgelassen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurück gerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halb-fabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Giebt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels noch heute umglänzte?

Um Dir meine Beschreibung wenigstens einigermassen anschaulich zu machen, füge ich einen Grundplan bei, der Deiner Einbildungskraft zu Hülfe kommen muß.

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun noch tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bisher beschriebenen Stellen nicht gesehen wird, sondern erst aus den Fenstern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zugleich mit dem herrlichen Park sichtbar wird, der überall durch Wald am Horizont geschlossen ist, was der Phantasie so viel Spielraum läßt, und wieder für sich eine neue höchst romantische Aussicht bildet.

Nur über wenige Stufen tritt man vom Hofe aus in die Wohnzimmer, zuerst in einen Durchgang und von da in die Halle, auf deren beiden Seiten sich die Gesellschaftszimmer, 340

Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich fast de plein pied mit dem Hofe, sind diese Zimmer doch auf der andern Seite mehr als 50 Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenster, welche auch 10 bis 12 Fuß breit sind, ein förmliches Cabinet, mit den schönsten mannigfaltigsten Aussichten auf den unter ihnen wildschäumenden, weiterhin aber in sanften Wendungen den Park bis in düstre Ferne durchströmenden Fluß. War ich nun vorher, schon seit dem ersten Anblick des Schlosses, von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgeschritten, so wurde diese, wenn gleich auf andre Weise, fast noch in den Zimmern überboten. Ich glaubte mich völlig in versunkene Jahrhunderte versetzt, als ich in die gigantische baronial hall trat, ganz wie sie Walter Scott beschreibt, die Wände mit geschnitztem Cederholz *getäfelt*, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug um alle Vasallen auf einmal zu speisen, und ich dann vor mir einen Camin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer stehen konnte, das auf einem 300 Jahre alten eisernen, seltsam gestalteten Roste, von der Form eines Korbes, wie ein Scheiterhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem steinernen Fußboden, den nur zum Theil verschlossene hautelisse Teppiche deckten, eine Klafter ungespaltenes Eichenholz aufgeschichtet. Durch einen in braun gekleideten Diener, dessen Tracht, mit goldnen Kniegürteln, Achselschnüren und Besatz hinlänglich alterthümlich aussah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterschied zwischen der ächten alten Feudalgröße, und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben so schlagend, als zwischen den bemoosten Trümmern der verwitterten Burg auf ihrer Felsenspitze, und der gestern aufgebauten Ruine im Lustgarten eines reich gewordnen Lieferanten. Fast alles in dem Zimmer war alt, prächtig und

originell, nirgends geschmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden sich die seltsamsten und reichsten Zeuge darunter, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande sein möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubeln bestanden fast ganz, entweder aus alter außerordentlich reicher Vergoldung, geschnitztem braunen Nuß- und Eichenholz, oder jenen alten französischen mit Messing ausgelegten Schränken und Commoden, deren eigener Name mir eben nicht beifällt. Auch waren viele herrliche Exemplare von Mosaik, wie von ausgelegten kostbaren Hölzern vorhanden. Ein Caminschirm mit schwerem goldnen Rahmen bestand aus einem einzigen so klaren Glase, daß es völlig mit der Luft zusammenfloß. Ein solcher Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin sitzend, das Feuer sieht, ohne es sengend am Gesicht zu fühlen. In dem einen Zimmer steht ein Staatsbett, von der Königin Anna einer Gräfin von Warwick geschenkt, noch immer wohl erhalten, von rothem Sammt mit grün und blauer Seide gestickt. Die Kunstschätze sind unzählbar, und die Gemälde, unter denen sich auch nicht ein mittelmäßiges befand, sondern die fast alle von den größten Meistern sind, haben überdem zum Theil ein ganz besonderes Familien-Interesse, da sehr viele Portraits der Ahnen sich darunter befinden, von der Hand Titian's, Vandyk's und Rubens' gemalt.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick schied, bestieg ich noch den höchsten der beiden Thürme, und genoß dort eine schöne und reiche Aussicht nach allen Seiten hin bei ziemlich hellem Wetter. Weit entzückender als dieses Panorama war aber der lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von zwei Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter desselben ganz angemessen sind. Die Höhe und Schönheit der Bäume, wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Rasens kann nirgends übertroffen werden, während eine Menge riesenmäßiger Cedern (vom Libanon genannt), und die sich jeden Augenblick neu ge-

staltenden Ansichten der majestätischen Burg — in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtstrahlen ein immer wechselndes Spiel gewähren — einen solchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondschein, der alles noch gigantischer erscheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte colossale Warwick-Vase, welche mehrere hundert Gallonen Wasser enthalten kann und mit der schönsten Arbeit geziert ist, so wie die Alterthümer besehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptsächlich in den antediluvianischen Stierhörnern und Eberzähnen bestehen, die man Thieren zuschreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der ersten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachsenzeit, erlegt haben soll. Die Dimensionen seiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen, verrathen einen Riesen von größeren Kräften, als sie jetzt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abschied von Warwick-Castle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondenlicht wie einem Kinde, dem ein phantastisches Riesenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Kerner.

Die Universität Mittelsalz.

(1810.)

In dem Postwagen befand sich Niemand, als der Kondukteur und ein Jude.

Ich lehnte, als schon der Tag angebrochen war, noch stumm in einer Ecke des Postwagens, und dachte den gesehenen Bildern nach.

Der Jude war ein Zahnarzt, wie ich aus seinen Reden vernahm. Ich bemerkte, daß er mich mit gespannter Aufmerksamkeit ansah, und nicht erwarten konnte, bis mein Mund sich zum Reden öffnete, und meine Zähne sich ihm darstellten; daher schwieg ich geflissentlich, ob er mich gleich durch allerlei Erzählungen zum Sprechen nöthigen wollte, wodurch er den ganzen Weg über in eine große Unruhe versetzt wurde.

Unter Anderem erzählte derselbe Jude, daß der Feind in Ulm mit klingender Münze eingezogen sey; wahrscheinlich wollte er sagen: mit klingendem Spiel.

Wir fuhren in das Universitätsstädtchen Mittelsalz ein. Unter der Thorhalle waren so viele Leute versammelt, daß der Postwagen nicht mehr weiter konnte, daher stieg ich und der Jude heraus.

Ich erfuhr bald, daß vor einigen Tagen von einem feindlichen Streifkorps den Bürgern die Flinten und Gewehre abgenommen worden, sah sie aber bereits wieder völlig bewaffnet vor den Thoren aufgepflanzt. Sie hatten nämlich sinnreiche

Surrogate für ihre Waffen erfunden, die, in der That, eine weitere Verbreitung verdienten.

Die Degen zu ersetzen, leiteten sie ihre steifen Zöpfe den Rücken hinab, und ließen sie, Degen gleich, durch die Rockschlitze herausragen.

Die Kavallerie brachte durch eine gelinde Beugung die Zöpfe in Säbelform, Alles auf den Rath des Bürgermeisters, der zugleich Hafner des Orts war, und gerade unter der Thorhalle, wo sonst eine Reihe Flinten an Hacken hing, ein Freskogemälde vollendete, darstellend zwölf Paar geladene Flinten, wie auch unter ihnen mit deutlicher Schrift zu jedermännigliches Warnung zu lesen war: „Zwölf Paar scharf geladene Flinten." —

Der Bettelvoigt, der vor das Gemälde gestellt wurde, um Kinder und andere neugierige Leute zu warnen, nicht die Flinten zu betasten, mochte bis jetzt noch überflüssig gewesen seyn: denn noch waren die Flinten naß, und konnten nicht so leicht losbrennen.

Auf dieses machte ich auch meinen Begleiter Moses aufmerksam, der in einer ehrerbietigen Entfernung stehen geblieben, ob er gleich ein kurzes Gesicht hatte.

Da ich aber dieses wunderbare Gemälde vor allen mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, fiel ich dem Künstler auf; er stieg, als er es vollendet, von seinem Gerüste nieder, begrüßte mich als einen Freund der Künste, und lud mich ein, mit in seine Wohnung zu gehen, allwo er mich mit seinem erst kürzlich entdeckten Stadtsoldatensurrogat bekannt machen werde.

Ich dankte ihm für sein Zutrauen, und folgte ihm mit Moses in seine Wohnung, indem ich auf dies Stadtsoldatensurrogat ausnehmend begierig war. —

Der Künstler führte uns durch viele kleine Gäßchen seinem thönernen Hause zu. Moses blies mir immer leis in die Ohren: der Kerl sey gewiß ein Seelenverkäufer, er kehre um; ich aber führte ihn fest am Arme mit mir. Als wir in die Stube eingetreten waren, verschloß der Künstler hinter uns die Thür.

„Meine Entdeckung“ — sprach er, „ist noch ein Geheimniß, wir könnten bei ihrer Betrachtung von einem Ungeladenen überrascht werden.“ Moses zitterte und blieb fest an der Thüre stehen.

„Befürchten Sie nichts, Herr Moses,“ sprach der Künstler; „er thut Ihnen noch nichts: denn der Schlagschatten, der dem Kerl eigentlich noch das schlagfertige Ansehen geben muß, ist noch nicht vollendet.“

Bei diesen Worten zog er unter der Bettstelle ein derbes Brett hervor, drehte es um, und wir erblickten auf ihm einen gemalten Stadtsoldaten, und zwar in der Positur, die für ihn die nöthigste ist, und in der er gewöhnlich am längsten ausharrt — in der schlafenden.

„Dieses Brett nun,“ sprach der Künstler weiter, „wird der Stadt angehängt, wie exempli gratia — — ich finde kein Beispiel —“ — „Wie,“ sprach ich, „der Esel dem Schulknaben.“ — „Bravissimo!“ schrie der Künstler. „Nein! Sie können nicht glauben, welche Vorzüge dies Surrogat besitzt.“

„Sie wissen, daß ein schlafender Löwe, schon nach dem gemeinen Sprüchwort, gefährlicher ist, als ein wachender, und so sieht auch ein Stadtsoldat, der schläft, viel grimmiger aus, als ein wachender: denn wie leicht kann einem solchen im Traume einfallen, an was er wachend nie gedacht, daß man den Säbel aus der Scheide ziehen kann.

„Dieser Stadtsoldat aber nun hat folgende Vorzüge: 1) der Kerl verschluckt nichts, besonders wenn er mit Oelfarbe gemalt ist; 2) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre Einmal quasi so ein Kommisbrodsurrogat, — einen neuen Anstrich; 3) der Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja steht wie eine Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird. Und nun, 4) das eine Haupttugend ist, und unbezahlbar bei einem Soldaten jetziger Zeit, — der Kerl denkt nichts.“

„Aber der Kerl wehrt sich nicht,“ versetzte Moses. „Warum?“ fragte der Verfasser; „thut denn dies ein anderer ehrlicher, wachender oder schlafender Stadtsoldat?“

„Machen Sie einmal die Probe, gehen Sie hinaus vor das Thor, und stoßen Sie dem alten Schweinehirten, einem unserer ersten Grenadiere, der jetzo da außen die Stadt hütet, mir nichts dir nichts, geradezu auf den Bauch, und bietet er ihnen die Stirne, so geschieht es nur, um Ihnen den härtesten, unempfindlichsten Theil seines Körpers preis zu geben; bietet er Ihnen aber den Rücken, so geschieht es gewiß nicht aus Unhöflichkeit, sondern nur um Ihnen nicht seinen Leibschaden zu sichtbar zu machen."

„Aber das Surrogat spricht nichts, hört nichts," versetzte Moses. „Gleicher Fall!" sprach der Künstler. „Gehen Sie hinaus, und schreien Sie ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechsmal, exempli gratia: Feuerjoh! Mord und Tod! haltet den Mordbrenner, den Räuber, den Beutel- und Gurgelabschneider, den Falschmünzer, den Juden — — will ich sagen den Zigeuner, den Kesselflicker, den Hechel- und Mausfallenkrämer! und rufen Sie dies deutsch, plattdeutsch, schwäbisch, schweizerisch, französisch, holländisch, böhmisch und italienisch, zuerst mit dem Munde, dann mit Begleitung eines Pfiffs aus einem Schlüssel, dann durch ein gerades, dann durch ein krummes Sprachrohr, zuerst zehn, dann sechs, dann vier und dann nur einen Schritt von dem Produkt, und dann tête-à-tête mit ihm, und der Kerl wird nicht herumschauen, ja wird kein Wort sagen, wenn Sie ihm noch einen Rippenstoß zum Ueberfluß versetzten! denn er ist — taubstumm.

„Sie fordern von einem Surrogat, was selbst das Original nie leistet."

So sprach der Bürgermeister und Hafner von Mittelsalz zu Gunsten seines Stadtsoldatensurrogats, dem ich meinen Beifall nicht versagen konnte.

Ich nahm gerührt Abschied, Moses blieb, um mit dem Bürgermeister einen Akkord abzuschließen, vermöge dessen er ihm eine Kompagnie Mittelsalzer Stadtsoldaten postfrei zu liefern hatte.

Durch die engen Gäßchen ging ich nun den Weg nach der eigentlichen Universitätsstadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne, wie ich vor mehreren Jahren bei meiner Durchreise durch dieses Städtchen meinen Stock im Wirthshause zur Salzsauern Schwererde hatte stehen lassen, und als ich dem so nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeschossen, ein großes Manuscript ragte ihm aus der Rocktasche. „Gottwillkomm!" schrie er mir entgegen, „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!" Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jesu Willen!" sprach ich — ich wußte nicht sollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir, wie ihn ein Professor in der Ecke des Wirthshauses gefunden, wie unter den Händen dieses Mannes sein schlummernd Genie erwacht, wie derselbe Professor ihn in all' seine Vorlesungen Jahrelang mitgenommen; wie er gänzlich das Wissen seines Herrn, der ihn während des Lesens auch immer an den Mund zu legen pflegte, in sich gesogen; wie er nie ein Wort von den Vorlesungen, die alle über sein Haupt hingesprochen worden seyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in sich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekstube des Professors sich geschlichen, und hinter das Studium der Alten sich heimlich gemacht, es auch durch angestrengten, hölzernen Fleiß so weit gebracht, daß er in dem Examen auf das Allervortrefflichste bestanden, nun Recensionen schreibe und als Doktor Legens auftrete.

„Denken Sie nur," sprach er weiter, „gestern begegnete mir der Italiener, der mich an sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer sehr gerne, das freut mich! — das waren Tage! — — ich sag' Ihnen, bei Gott! es waren doch selige Tage! o ihr Tage meiner Jugend. —

„In Ihrem Geigenkasten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet — — doch, Sie verstehen nicht Latein, wie ich weiß —

— meine Zuhörer — — Sie treten gewiß da nächst, in der Salzsauren Schwererde, ab, dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach."

Ich hatte mich kaum von meinem Erstaunen erholt, so war der Doktor schon verschwunden. Nein! sprach ich bei mir, so was ist mir noch nie vorgekommen! das geht über alle Träume! und doch war ich so gänzlich überzeugt, daß der Mann mein Stock war.

Es gibt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde, dacht' ich mit Shakspeare, von denen sich unsere Recensenten nichts träumen lassen, und suchte, als es mir schwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu schlagen.

Die Salzsaure Schwererde war eine elende, verlassene Herberge, die nicht zu meiner Zerstreuung dienen konnte, auch fürchtete ich das Zusammentreffen mit dem Doktor Legens, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders, als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen sah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen, denen ging ich nach.

Es ging in einen sogenannten Hörsaal, allwo ein Professor Vorlesungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergesetzt, und war schon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder stehenden Mann sprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerksamkeit ansahen, auch sein Mund sich zu bewegen schien.

Endlich hörte ich mehrere Worte und vernahm, daß es eine historisch-kritische Vorlesung über den Untergang der Welt durch Wasser war.

Der Professor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte seine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum süßesten Schlafe gestimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten, der seine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausstreckt.

Den Studenten war es allen auch so, alle schliefen bereits und doch sahen sie den Professor mit offenen starrstaunenden Augen an, worüber er insgeheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, sprach der Professor immer hin; denn derselbe nickte öfters schlafend mit dem Kopfe, welches der Professor für eine Bezeugung seines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchst romantische Waldgegend versetzt. Kühle Lüftchen spielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte sich mit dem grünen Laube.

Die Hütte seiner Schäferin blickte aus dem Gebüsche halb im Gezweige versteckt, die Schäferin öffnete das Fenster, und sah den lichten Wolken zu, wie sie über den Wald hinliefen . . .

Wilhelm Grimm.

I. Die Poesie des Nordens.

(1811.)

Die Quellen einheimischer Poesie werden eben wieder aufgegraben, der Zusammenhang derselben mit den Dichtungen südlicher Völker offenbart sich immer mehr, gleicherweise ist eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüßen auf eigenem Boden gewachsen, wird anerkannt, und so scheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker auf einander gewirkt, was sie gegenseitig sich mitgetheilt und was als selbstständiges Eigenthum einem jeden muß vorbehalten werden. Haben wir dieses vollständig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugehen, welchen die alte Fabel gesponnen und in wunderbaren Kreisen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies Forschen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poesie, ihre Entstehung und ihr Wachsthum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den sie in dem harten Stein zurückgelaßen [beurtheilen], so müßen wir nicht selten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entstand, und die, wenn sie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen läßt. Nach keiner Seite werden wir aber so natürlich hingewiesen, als nach dem Norden, und darum scheint es Zeit, die Aufmerksamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn ist erst wenig geebnet: die

Mythologie war es meist, die man aufsuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun und sich nach Beweisen für eine Ansicht umzusehen, die sie im Voraus für eine Nachahmung der griechischen und römischen ausgab, und welche critische hieß. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über diese Eisberge ihren Glanz, und über die bereiften Thäler ihre Edelsteine ausgestreut. Zwischen einem wildkriegerischen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meist in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts, oder in Heerfahrten bestand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwischen einer müßigen Ruhe und Unthätigkeit war das Daseyn der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Lust eines üppigen leichten Lebens, und, die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle geistige Lust und Kraft der Poesie zugewandt, und während es an jenen fast nur musicalischen und mit Farben spielenden Liedern südlicher Völker fehlt, so erscheint ein Reichthum an epischen Dichtungen, welcher bei dem verhältnißmäßig kleinen Volk verwunderungswürdig ist: Dichtungen, welche zu den tiefsinnigsten und gewaltigsten gehören, welche je durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas uranfängliches, rohes: die Form ist oft ganz vernachläßigt, hart und streng (denn sie pflegt erst später an schon überliefertem zugefügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verschmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimnisse göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge: ihre ersten Helden waren schon Götter geworden, dort in Asien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer schön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menschen

herab. Gleicherweise wurden ihnen später Helden zugesellt, die sich von ihnen herleiteten, und in dem Bewußtseyn göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geschlecht der Wolsungen, in deren Augen noch ein himmlisches Feuer brannte, das Mörder, selbst die wilden Thiere erschreckte. So besaß der Norden alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch sie eben so wohl auf den eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

II. Nibelunge Noth.

(1829.)

Die innere Beschaffenheit des Gedichtes legt Zeugniß ab von dem früheren Zustande desselben. Noch erfüllt von dem ersten Eindrucke und dem lebendigen Geiste, der hier zu uns redet, bewundern wir ein vollkommenes, ganzes Werk, das von einem Mittelpunct aus in stätigem Fortschreiten zu einer großartigen und furchtbaren Lösung der verschlungenen Verhältnisse gelangt. Siegfrieds Aufenthalt bei den burgundischen Königen, seine Werbung bei Brünhild und die Vermählung mit Kriemhild gelten als Einleitung, bis mit Ermordung des größten und edelsten Helden die eigentliche Handlung beginnt und die Rache für diesen Mord jener Mittelpunct aller übrigen Ereignisse wird. Das Gold, so bedeutend in der nordischen Sage, erscheint im Nibelungen Hort als dunkle und räthselhafte Nebensache, wenigstens seine Einwirkung gering, und wenn anderwärts Siegfried selbst, erschreckt durch die Prophezeiung eines geisterhaften Wesens, und die verschlossene, böse Gewalt ahnend, den Schatz in den Rhein versenkt, so thun dies hier mit einer ohne Zweifel spätern Wendung seine Schwäger, die einem gemeinen, halbneidischen Gefühle folgen. In der äußern Form, in Stil, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir gleichfalls keine störende Verschiedenheiten; derselbe Geist waltet überall. Den Dichter

selbst verläßt nicht das Gefühl von dieser Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geschicks, und jeder Theil, scheint es, finde seinen Grund in dem andern und könne ohne ihn nicht bestehen.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetische Kraft des Werks ausübt, so gelangen wir zu einer andern, fast entgegengesetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits gestörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeschobene Personen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverständliches, selbst baare, durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche lassen sich nachweisen. Dies zuerst mit Scharfsinn und Bestimmtheit gethan zu haben, gebührt Lachmann das Verdienst. Das Gedicht ist nicht das Werk eines einzigen. Ich will hier nicht wiederholen, was bereits ausgeführt ist, und nur einiges andere, zuerst aber einen Punkt berühren, der, wenn er auch nicht so schlagend beweist, wie ein offenbarer Widerspruch, doch hinlänglich darthut, daß ein einziger Dichter nicht das Ganze anordnete, weil er ohne Mühe eine solche Ungeschicklichkeit vermieden hätte. Kriemhild nämlich gebiert im funfzigsten Jahre dem Etzel einen Sohn, wobei man noch voraussetzen muß, daß sie bei ihrer Verheirathung mit Siegfried nicht über 20 Jahre alt war; die übrigen Zahlen enthält das Gedicht und alle Handschriften stimmen darin überein. Die Rache, die noch sechs Jahre später fällt, vollbringt sie also in ziemlich vorgerücktem Alter, während sie doch dabei im Feuer und aller Stärke jugendlicher Leidenschaftlichkeit geschildert und in der Klage ihre große Schönheit ausdrücklich gerühmt wird. Sodann befindet sich eine Lücke in allen Handschriften: die Strophe 2160 muß Günther nothwendig sprechen, der darin seinen Bruder Gernot und den Markgrafen Rüdiger beklagt, die sich gegenseitig tödteten; aber sie ist der Rede Hagens angehängt. Der spätere Ueberarbeiter

mag das Unpassende gefühlt haben, doch seine Ergänzung ist nicht glücklich. Endlich den Gebrauch von ihr und du, der in den Gedichten aus der Mitte des 12ten Jahrh. festgestellt ist, finden wir hier verwirrt, weil der genaue Unterschied nicht mehr gefühlt ward. Eine frühere Grundlage des Gedichts ist also unbezweifelt; auch über ihre Beschaffenheit ergibt sich einiges mit Sicherheit. Neue Anfänge, kürzere Stücke, Verschiedenheit im Stil und in herberer oder anmuthigerer Ausführung lassen deutlich einzelne Lieder erkennen, die eingerückt wurden. Ob wir aber unsere Nibel. Noth als eine Sammlung und Verbindung lauter solcher Lieder betrachten müssen, oder ob ein daneben längst bestehendes, das Ganze, oder einen großen Theil des Ganzen, befassendes Gedicht sich durch solche einzelne Lieder vergrößerte und ergänzte, mag hier ohne Nachtheil unentschieden bleiben. Kurze Lieder sind überall, aber auch epische Erzählungen von größerem Umfange bei vielen Völkern beobachtet worden.

Brüder Grimm.

I. Sagen.

(1816.)

1. Mummel-See.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbsen, Steinlein, oder was anders in ein Tuch bindet und hinein hängt, so verändert es sich in gerad, und also, wenn man gerad hinein hängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt sich der heiterste Himmel, und ein Ungewitter entsteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einst etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, so ist ein brauner Stier daraus gestiegen, sich zu den übrigen Rindern gesellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denselben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünscht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer ist zur Winterszeit über den hartgefrorenen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoos voll Gold und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, so hat es sich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armuth verbleiben müßten.

Eines Males ist ein Männlein auf späten Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuschober an, allein es bat sich aus in der Hanfräpen zu schlafen. „Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn dir damit gedient ist, magst du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog schlafen.“ Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die Binsen und das Wasser eingegraben, als ob es Heu wäre, sich darin zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern, und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl seyn, daß seines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit ins Gespräch gekommen, daß es solchem vertraut, es sey ein Wassermännlein, welches sein Gemahel verloren und in dem Mummelsee suchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in viel Seen sein Weib gesucht und nicht gefunden, wie es auch in solchen Seen beschaffen sey. Als sie zum Mummelsee gekommen, hat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, so lange, bis zu seiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein paar Stunden bei dem See aufgewartet, so ist der Stecken, den das Männlein gehabt, sammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß solches das verheißene Wahrzeichen gewesen.

Ein Herzog zu Wirtemberg ließ ein Floß bauen und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirnnetz hinuntergelassen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, so fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu sinken an, also daß sie von ihrem Vor-

haben ablassen und auf ihre Rettung bedacht seyn mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

2. Brot und Salz segnet Gott.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, daß der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.“ Nun trug es sich zu, daß ein Fürst auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von seinen Dienern abkam, also daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte, und der Eigenthümer stand in der Thüre. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was hast du zum Besten?“ Der Köhler antwortete; „ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ — „So gib her, was du hast,“ sprach der Fürst. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar seyn, aber er hatte kein Geld bei sich; darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geschah.

Als der Fürst heim gekommen war, sandte er Diener aus, die mußten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit; der Fürst hieß ihn willkommen, und zu Tische sitzen, auch getrost seyn: es sollt ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: „Mann, es ist diese Tage ein Herr bei dir gewesen; sieh herum, ist derselbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „mi ducht, ji sünd et wol sülvest,“ zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?“ — „Nein — antwortete der Fürst — das soll dir geschenkt seyn, laß dir's nur schmecken und sey lustig.“ Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, ging der Fürst zu dem Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „nun, Mann,

nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen." Da zitterte der Köhler; der Fürst fragte ihn, warum? er antwortete: er dürfte es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: „och Herre! ase ji säden, et wäre nig väle tom besten west, do stund de Düsel achter ju!" Ist das wahr — sagte der Fürst — so will ich dir auch sagen, was ich gesehen. Als ich vor Deine Hütte kam und dich fragte, was du zum besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!" da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr sagen, daß nicht viel zum Besten gewesen.

II. Märchen.

(1819 und 1840.)

1. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine war groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seiner Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf, und fragte den Fremdling was er suche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager!" Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug, und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf, und sprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopft,

so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen." Schlug damit sein Fenster zu, und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus, und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Thürchen auf, und bat den Wandersmann einzutreten, und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster," sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein: die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen, und sagte er möchte sichs bequem machen, und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen, und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann, und sprach, „hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." „Von Herzen gern," antwortete er, „ich wills ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that, und sich in ihr Bett legte: sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf, und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen, und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Thüre stand, sprach er, „weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei das will ich euch erfüllen." Da

ſagte der Arme „was ſoll ich mir ſonſt wünſchen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, ſo lang wir leben, geſund ſind, und unſer nothdürftiges tägliches Brod haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünſchen.“ Der liebe Gott ſprach, „willſt Du Dir nicht ein neues Haus für das alte wünſchen?“ Da ſagte der Mann, ja, wenn das ginge, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünſche, und verwandelte ihr altes Haus in ein ſchönes neues, und als das geſchehen war, verließ er ſie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufſtand, und ſich ins Fenſter legte, ſah er gegenüber ein ſchönes neues Haus da wo ſonſt eine alte Hütte geſtanden hatte. Da machte er Augen, rief ſeine Frau, und ſprach: „Frau, ſieh einmal, wie iſt das zugegangen? Geſtern Abend ſtand dort eine elende Hütte, und nun iſts ein ſchönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber, und höre wie das gekommen iſt.“ Die Frau ging hin, und fragte den Armen aus, der erzählte ihr „geſtern Abend kam ein Wanderer, der ſuchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abſchied hat er uns drei Wünſche gewährt, die ewige Seligkeit, Geſundheit in dieſem Leben und das nothdürftige tägliche Brot dazu, und ſtatt unſerer alten Hütte ein ſchönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief ſie fort, und erzählte ihrem Manne wie es gekommen war. Der Mann ſprach: „ich möchte mich zerreiſſen und zerſchlagen; hätt' ich das nur gewußt! Der Fremde iſt auch bei mir geweſen, ich habe ihn aber abgewieſen.“ „Eil dich,“ ſprach die Frau, „und ſetze dich auf dein Pferd, der Mann iſt noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünſche gewähren laſſen.“

Da ſetzte ſich der Reiche auf, und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm, und ſprach er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelaſſen worden, er hätte den Schlüſſel zur Hausthüre geſucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ ſprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zu-

rückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, „ob er nicht auch drei Wünſche thun dürfte, wie ſein Nachbar?“ „Ja,“ ſagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er ſollte ſich lieber nichts wünſchen.“ Der Reiche aber meinte, er wollte ſich ſchon etwas Gutes ausſuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott, „reit nur heim, und drei Wünſche, die du thuſt, die ſollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und beſann ſich was er wünſchen ſollte. Wie er ſo nachdachte, und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde, und ſie gar nicht zuſammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und ſprach in Ungeduld: „ſo wollt' ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ und wie er das Wort ausgeſprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd todt und regte ſich nicht mehr; und war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitts ab, hings auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröſtete er ſich damit, daß ihm noch zwei Wünſche übrig wären. Wie er nun dahin gieng durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß braunte, wards ihm ſo warm und verdrießlich zu Muth: der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen was er ſich wünſchen ſollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und alle Schätze der Welt wünſche,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „ſo habe ich hernach doch noch allerlei Wünſche, dieſes und jenes, das weiß ich im voraus: ich will aber meinen Wunſch ſo einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“ Meinte er, diesmal hätte er etwas, ſo ſchiens ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm ſo in die Gedanken, was es doch ſeine Frau jetzt gut habe, ſie ſitze daheim in einer kühlen Stube, und laſſe ſichs wohl ſchmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß ers wußte, ſprach er ſo hin: „ich wollte die ſäße daheim auf dem Sattel, und könnte

nicht herunter, ſtatt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken ſchleppe.“ Und wie das letzte Wort aus ſeinem Munde kam, ſo war der Sattel von ſeinem Rücken verſchwunden, und er merkte, daß ſein zweiter Wunſch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erſt recht heiß, und er fieng an zu laufen und wollte ſich daheim ganz einſam hinſetzen, und auf was Großes für den letzten Wunſch nachdenken. Wie er aber ankommt, und ſeine Stubenthür aufmacht, ſitzt da ſeine Frau mittendrein auf dem Sattel, und kann nicht herunter, jammert und ſchreit. Da ſprach er „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünſchen, nur bleib da ſitzen.“ Sie antwortete aber „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel ſitze; du haſt mich darauf gewünſcht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunſch thun, daß ſie vom Sattel ledig wäre, und hinunterſteigen könnte; und der Wunſch ward auch erfüllt. Alſo hatte er nichts davon als Aerger, Mühe und ein verlornes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, ſtill und fromm bis an ihr ſeliges Ende.

---

2. Der Sperling und ſeine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbenneſt; wie ſie nun flück ſind, ſtoßen böſe Buben das Neſt ein, ſie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun iſt dem Alten leid, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht vor allerlei Gefahr erſt verwarnet, und ihnen gute Lehren fürgeſagt habe.

Aufn Herbſt kommen in einem Weizenacker viele Sperlinge zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit ſich heim. „Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre und Winke kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und ſehet euch wohl vor; kleine Vöglein

haben große Gefährlichkeit auszustehen!“ Darauf fragte er den ältern, wo er sich den Sommer über aufgehalten, und wie er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.“ „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „die Schnabelweid ist nicht bös, aber es ist große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl Acht, und sonderlich, wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind, und oben ein Löchlein haben.“ „Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein auf's Löchlein mit Wachs geklebt wäre?“ spricht der Sohn. „Wo hast du das gesehen?“ „In eines Kaufmanns Garten,“ sagte der Junge. „O mein Sohn,“ spricht der Vater, „Kaufleut, geschwinde Leut! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschmeidigkeit genug gelernt, siehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel!“

Darauf befragt er den andern: „wo hast du dein Wesen gehabt?“ „Zu Hofe,“ spricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kautzen und Blaufüß sind; halt dich zum Roßstall, da man den Hafer schwingt, oder wo man drischet, so kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheeren.“ „Ja, Vater,“ sagt dieser Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihre Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ „Wo hast du das gesehen?“ sagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben.“ „O mein Sohn, Hofbuben, böse Buben! Bist zu Hof und um die Herren gewesen, und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet, du wirst dich in der Welt wohl wissen auszureißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die gescheidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „wo hast du dein Heil versucht?“ „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen, und da bisweilen ein Körn-

lein oder Gräuplein angetroffen.“ „Dies ist ja,“ sagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bücket und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben.“ „Wahr ists,“ sagte der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handstein im Busen oder Tasche trüge?“ „Wo hast du dies gesehen?“ „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ausfahren, führen sie gemeinlich Handsteine bei sich.“ „Bergleut, Werkleut, anschlägige Leut! bist du um Bergburschen gewesen, so hast du etwas gesehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut in Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht.“

Endlich kommt der Vater an den jüngsten Sohn: „du mein liebes Gackennestle, du warst allzeit der alberst und schwächest, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern, und sie verschlucken; halt dich zu deinesgleichen, und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, so bleibst du lang zufrieden.“ „Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn anderer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht schaden, wenn er zumal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Räblein Geschrei und Gebet höret, denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde.“ „Wo hast du dies gelernt?“ Antwortet der Sohn: „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab, und hörte diese Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln.“ „Traun! mein lieber Sohn, fleuchst

du in die Kirchen, und hilfest Spinnen und die sumsenden Fliegen aufräumen, und zirpst zu Gott wie die jungen Räblein, und befiehlst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückischer Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt seine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut gemach,
Bewahrt Glaub und gut Gewissen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer seyn!“

Börne.

Ueber den Umgang mit Menschen.

(1824.)

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichts. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Ersatz fordert das

Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen; schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern ge-

fallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan?

„Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum ... Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten lässest, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht *dein* Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den hei-

ligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und gibt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich oder verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen.

Uhland.

Die nordischen Mythen.

(1836.)

Schon bei der ersten, unbefangenen Betrachtung lassen die nordischen Mythenbilder in ihrer Gesammtheit einen entschiedenen Eindruck zurück, sie machen sich auf einen gewissen Grad verständlich und lassen weiteres Verständniß ahnen. Dieß ist die Folge davon, daß sie aus dichterisch schaffendem Geiste hervorgegangen sind. Sie können darum auch nur mit poetischem Auge richtig erfaßt werden, diesem aber werden sie sich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anschaulicher Zusammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige seyn, weil für sie in der Natur des dichterischen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben ist. Erst im Vereine mit der poetischen Anschauung wird nun auch die etymologische Forschung ihre rechte Wirksamkeit üben, beide werden sich wechselsweise prüfen, bestätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetischen Gestaltens hat sich der Erklärer zur Richtschnur zu nehmen; die mythische Symbolik hat sich bei verschiedenen Völkern so verschiedenartig angelassen, ihre Plastik ist so mannigfach, die Rechte des Bildes einerseits und der innwohnenden Idee andrerseits sind so abweichend ausgetheilt, daß es nöthig ist, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der besonderen Götterlehre zu beachten, wenn die

Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinstimmend werden soll.

Der Gesammtumfang nordischer Mythen ist allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Wesen und Wirken, über Leben und Schicksal der Welt beherrscht, allein diese Gedanken sind vornherein auf die mythische Darstellung gerichtet, sie werden daher nicht als nackte Lehrsätze vorgetragen, sondern sind durchaus in Bild und bildliche Handlung gesetzt, ja sie treten oft ganz in den Hintergrund und überlassen das Feld der absichtsloseren Lust des dichterischen Gestaltens. Die vielen Mythen vom Wechsel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zusammen, sollten aber auch sie durchaus in der Richtung erforscht werden, Philosopheme oder physikalische Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, so würde entweder die Ausbeute sehr karg ausfallen, man würde unter der sinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekanntesten Naturerscheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geschehen ist, Ansichten und Denkweise einer viel späteren Zeit in die Erzeugnisse der früheren hineinlegen. Der Drang des menschlichen Geistes, sich mittelst der ihm eingeborenen Vermögen der Aussenwelt zu bemächtigen, ist in philosophischen Zeitaltern vorzugsweise durch die Reflexion, in poetischen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur selbst ihre Spiegel hat, im Wasser und in der Luft, so will auch die Dichterseele von den äusseren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und diese Aneignung für sich schon ist ein geistiger Genuß, der sich auch anderen Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteste in irgend einer Wiederspieglung den Reiz des Fabelhaften und stammen wohl eben daher die Wunder des Zauberspiegels. Das Innere des Menschen aber strahlt nichts zurück, ohne es mit seinem eigenen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phan-

taſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch daſſelbe Mittel äuſſere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze ſinnbildlicher Darſtellung zuſammenzutreten.

Es macht ſich übrigens wohl fühlbar, daß die nordiſche Mythendichtung nicht auf die bildende Kunſt gerichtet oder von letzterer beſtimmt war. Wenn es gleich nicht an Beiſpielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgeſtellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauſes, des Ehrenſitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, ſo ſpricht doch nichts dafür, daß dieſe Kunſtübung ein allgemeines Bedürfniß des Volkslebens geweſen ſey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythiſche Symbolik von den Bedingungen der künſtleriſchen Darſtellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anſchauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äuſſeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in ſeiner Verſinnlichung, der Naturgegenſtand in ſeiner Perſonification blieb doch zugleich er ſelbſt. Nimmt man hiezu die Bedeutſamkeit der Namen, ſo kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverſchleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erſcheint als ein bewußter und iſt eben deßhalb ein freierer; derſelbe Gegenſtand kann in verſchiedenen Beziehungen auch unter verſchiedenen Namen und Bildern aufgeführt ſeyn, es können

ſich Mythengruppen bilden, die unter ſich wenig oder äuſſerlich gar nicht zuſammenhängen, es kann ſelbſt Widerſpruch zwiſchen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darſtellungen des nämlichen Mythus ſtattfinden. Ob man geneigt ſey oder nicht, ein ſolches Bewußtſeyn der Mythenbildung im nordiſchen Alterthum anzuerkennen, die Thatſache liegt in den Mythen ſelbſt. Dieſe Mythik iſt darum doch nicht in trockenen Abſtractionen erſtarrt, denn da für Gegenſtände der religiöſen Weltbetrachtung noch keine andere Weiſe des Ausdrucks, ja des Denkens ſelbſt, gefunden war, als eben die bildliche, ſo ſteht der Gedanke doch niemals ausgeſchieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menſchlichen Erſcheinung entnommenen Gebilden ſeine eigene ſchrankenloſere Bewegung mit, und ſo erhält das Natürliche, indem es theils ſeinen gewohnten, theils fremden und höheren Geſetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefſinns und der ſicheren Kühnheit.

Jene Thatſache der ſelbſtbewußten oder ſich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Perſönlichkeit auf, der überall als religiöſes Bedürfniß vorauszuſetzen iſt, nur wird oft ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft perſönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet dieſe Frage ſich in der Schwebung zwiſchen der dem ſinnlichern Volkglauben und dem herkömmlichen Götterdienſte zugewandten Auſſenſeite und dem innerſten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforſcher wird ſomit zwar auch die rohere Volksſage und die zerſtreuten Nachrichten über den heidniſchen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorſicht gegen die Befangenheit der chriſtlichen Aufzeichner, ſtets aber werden ihm die Mythen ſelbſt, ſowie der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung, ſo auch die Hauptquelle der Erklärung ſeyn. Hier nun weichen allerdings die Perſönlichkeiten groſsentheils entweder nach auſſen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt ſinnbildliche

Perſonification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für deſſen mannigfaches Walten und Wirken in Natur und Geiſteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Geſtalt und Bewegung lebendiger, begeiſtigter Weſen. Dieſe perſönlichen Geſtaltungen, beſonders die bedeutendern, durch älteſte Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, ſondern ſie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erſcheinung kam, und ſo vermittelte ſich der tiefere Geiſt des Mythus mit der ſinnlicheren Volksanſicht.

J. D. Passavant.

I. Rafael und Dürer.

(1839.)

Rafael, dessen Ruf sich über ganz Italien verbreitet hatte, fand auch im Ausland würdige Anerkennung. Namentlich in Deutschland und zwar besonders bei dem ihm geistesverwandten Albrecht Dürer in Nürnberg, der ebensowohl in seinen Anlagen als in seinen Schicksalen manches Uebereinstimmende mit dem großen Urbinaten hatte. Er war von gleichem Reichthum der Phantasie, tiefsinnig dramatisch in seiner Auffassungsweise, universell in den verschiedenen Fächern der bildenden Künste. Damit verband er ein tiefes Studium und ein Eingehen ins Einzelne; seine Bestrebungen sind hierin denen des Leonardo da Vinci ähnlich, von denen auch Rafael manches annahm. Dürer's Gestalt war von einnehmender Schönheit, sein ganzes Wesen höchst liebenswürdig durch Hingebung, Heiterkeit und unermüdete Thätigkeit. Auch war er ein Freund aller edlen und großen Männer seiner Zeit, mit denen er häufig in Berührung kam. Vermissen wir in seinen Werken auch jene höchste, idealische Schönheit, in welcher Rafael alle überstrahlt, und hat Dürer keine so große und umfassende Werke der Malerei ausgeführt als die Vatikanischen des Rafael, so ist beides lediglich äußeren Verhältnissen zuzuschreiben, wie denn überhaupt die Wirkungsweise selbst des originellsten Talents immer theilweise von seinen Umgebungen abhängig ist. Nicht zu leugnen ist aber, daß das deutsche Volk nur sehr wenige solcher Vorbilder der Schönheit

darbietet, wie das Italienische, und eben wohl den allgemeinen Sinn und das feine Gefühl für Grazie nicht besitzt, die wir noch jetzt bei den Italienern durchgängig wahrnehmen. Auch lebte Dürer in einer nur durch Industrie und Handel blühenden Binnenstadt, daher seine Bildung der einer freisinnigen, aber in ehrsamen Schranken lebenden Bürgerschaft entsprach und seine künstlerischen Bestrebnisse den Charakter dieses Schauplatzes annahmen. Rafael dagegen, in seiner Jugend bald in dem mächtigen, glänzenden Florenz, bald am Hofe von Urbino und dann in der Hauptstadt der Christenheit, kam sogleich in großartigere Verhältnisse, befand sich als junger Mann in Umgebungen, welche die höchsten Anforderungen an ihn stellten und ihm die Mittel gewährten, die großartigsten Aufgaben in der bildenden Kunst zu lösen.

Aber ganz im gemüthvollen und hingebenden, deutschen Charakter, der mit Liebe alles Große und Herrliche, wo er es auch findet, anerkennend umfaßt, sehen wir Albrecht Dürer huldigend Geschenke an Rafael senden, die zugleich einen Beweis gaben, daß er der angetragenen Verbindung würdig sei. Unter diesen Gaben befand sich auch sein eigenes Bildniß mit Wasserfarben auf feine Leinwand gemalt, und zwar so, daß es sich auf beiden Seiten zeigte. Die Lichter ohne Auftrag von weisser Farbe waren ausgespart, was von Rafael im höchsten Grad bewundert wurde. Späterhin besaß, wie Vasari berichtet, Giulio Romano dieses merkwürdige Portrait als ein Erbstück von Rafael und hielt es in hohen Ehren. Dieser sandte an Dürer dagegen mehrere Zeichnungen, von denen uns noch eine in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten ist. Es ist ein kräftiges Studium in Rothstein nach zwei unbekleideten Männern, von denen der eine zu dem Hauptmanne diente, welcher im Sieg über die Sarazenen zu Ostia neben dem Pabst steht. Welchen Werth Albrecht Dürer auf dieses Geschenk legte, bezeugt seine eigenhändig auf das Blatt geschriebene Notiz: „1515. Rafael von Urbino, der bei dem Papst so hoch geachtet

ist, hat diese nackte Bild gemacht, und hat sie dem Albrecht Dürer gen Nürnberg geschickt, ihm seine Hand zu weisen." Beide großen Meister blieben nun fortwährend in freundschaftlicher Verbindung, wie solches nicht nur von Vasari im Leben des Marc Antonio berichtet wird, sondern auch aus dem Tagbuch Dürer's hervorgeht, indem er im Jahr 1520 aufzeichnete, daß er dem Tomaso aus Bologna ein vollständiges Exemplar seiner Drucke gegeben, auf daß es ein anderer Maler nach Rom bringe, und Rafael ihm Kupferstiche nach seinen Compositionen dagegen schicke. Schon früher indessen hatte Rafael viele Kupferstiche deutscher Meister in seiner Werkstätte angeheftet und lobte sie höchlich, wie uns Dolce berichtet.

Als nun der Kupferstecher Marc Antonio Raimondi ums Jahr 1510 aus der Schule des Francesco Francia nach Rom gekommen, und nach der Zeichnung einer Lucretia von Rafael einen schönen Kupferstich gefertigt hatte, war dieser darüber sehr erfreut, und machte sogleich noch andere Zeichnungen, um ebenso, wie Albrecht Dürer, durch Kupferstiche in alle Welt Zeugnisse seines Genius senden, oder auch Wünsche der Kunstfreunde befriedigen zu können.

II. Rafael's Eigenschaften.

Betrachten wir Rafael's große Eigenschaften etwas näher im Einzelnen, so müssen wir zuvörderst eben so sehr den überschwänglichen Reichthum seiner Phantasie, seine große Productionskraft, als seine klare Besonnenheit bewundern. Bei der größten Mannigfaltigkeit, in welcher er mit der Natur selbst zu wetteifern scheint, ist er doch gleich dieser immer consequent, behält seinen Gegenstand streng im Auge, vermeidet alles Fremdartige, so reich er auch an Beziehungen ist, wodurch das Wesen des Gegenstandes gehoben wird. Wie in einem Spiegel reflectirte sich in ihm die ganze Welt mit ihren verschiedenartigsten

Formen. Er ging daher nicht von einem vorgefaßten Begriff aus; nicht nur eine Art der Schönheit belebte ihn; sondern er sah den Glanz des göttlichen Strahls in den mannigfaltigsten Färbungen; selbst seine Madonnen sind unter sich höchst verschieden, je nach der Idee, welche ihn dabei belebte; aber stets edel, entschieden das, was er beabsichtigte, nie ein starres Ideal. Kann man nun auch nicht in allen die höchste Idee einer heiligen Jungfrau erkennen, sondern berühren sie zuweilen mehr menschliche Saiten, so sprechen sie doch alle ein inneres Leben aus und erscheinen im höchsten Grade anmuthreich. Diese frische Lebensfülle, diese alles durchdringenden, wahren Grundideen in seinen Darstellungen sind es hauptsächlich, welche denselben die Macht und die Wirkung geben, die in der Seele des Beschauers keinen Zweifel gestattet, ihn ganz in den umschriebenen Kreis bannt und volle Genüge finden läßt. Noch zwei andere Eigenschaften in Rafael's Darstellungsweise erhöhen die Befriedigung, die seine Werke gewähren; für's Erste die ungezwungene Symmetrie seiner Compositionen, für's Andere die großartige Vertheilung der Licht- und Schattenmassen. Indem erstere das wohlthuende Gefühl des Gleichgewichts erregt, erfreut letztere durch Ruhe und Ordnung. So verstand auch Rafael in einem Maße wie kein anderer, sowohl dem Ganzen als den einzelnen Gruppen seiner Compositionen eine geschlossene und gerundete Configuration zu geben, welche, gleich einer schönen Gestalt, harmonisch auf den Sinn wirkt und der Seele ein bezauberndes Bild einprägt. Diese schöne Gestaltung und die großartige Beleuchtung sind es dann vorzüglich, wodurch die Gemälde Rafael's sich mehr als die aller andern großen Meister für den Kupferstich eignen.

Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, Rafael als den Künstler zu bezeichnen, welcher am tiefsten und reichsten die Charaktere dargestellt und dem Ausdruck seiner Köpfe, den Bewegungen seiner Gestalten das größte und wahrste Leben verliehen. So haben wir auch schon genugsam die Schönheit seiner

Zeichnung des Nackten gerühmt und angegeben, wie er diesen Theil nicht nur mit großer anatomischer Kenntniß und dem feinsten Gefühl des Lebens behandelt, sondern auch das Eigenthümliche der Geschlechter, des Alters und der Temperamente aufs bewundernswürdigste aufgefaßt hat. Besonders tritt letzteres, verbunden mit dem Colorit, in seinen Bildnissen auf eine überraschende Weise hervor, so daß wir nicht nur die Aehnlichkeit der äußern Gestalt, sondern auch so zu sagen den ganzen innern Menschen bei Rafael's Portraiten vor Augen zu haben glauben.

Unerreicht geblieben ist gleichfalls unser Meister in der Behandlung der Bekleidung. Stets dem Gegenstande oder der Person angemessen, ohne Ueberfülle, dem Gang der Bewegung folgend, hat er den Faltenwurf doch voll, mannigfaltig und schön in der Anordnung gehalten. Bei diesem schwierigen Theil der Kunst, welcher die höchste Erfindungsgabe und das feinste Gefühl für die Schönheit der Linien erfordert, hat Rafael abermals die unerschöpfliche Fülle seiner Phantasie bewährt und eine Ueberlegenheit bewiesen, welcher nie ein anderer Meister auch nur entfernt nahe gekommen ist. In der Färbung hat Rafael durchgehend einen leuchtenden Ton, so daß bei der größten Tiefe seiner Farben die Schatten stets glanzvoll sind. Dieses beobachtete er eben sowohl in der Carnation, als im Colorit der Gewänder und anderer Theile. Die Lichter, die er beim Untermalen hell aufsetzte, pflegte er leicht zu lasiren, wodurch sie etwas Mildes, zugleich aber etwas Glühendes erhielten. Die allgemeine Farbenangabe seiner Gemälde zeigt im Großen wie im Kleinen ein richtiges Gefühl für Totalität und für die Gegensätze, so daß seine Färbung immer reich und harmonisch ist. In seinen früheren Werken war er mit dem Helldunkel noch nicht bekannt; aber durch Leonardo da Vinci's und Fra Bartolomeo's Werke erhielt er schon in Florenz Aufschlüsse darüber; wirksamer in dieser Beziehung scheint noch in Rom um's Jahr 1512 des Giorgione Behandlungsweise auf ihn gewesen zu sein.

In seinem letzten Werke, der Transfiguration, sehen wir ihn selbst einen Weg betreten, auf welchem er dem Helldunkel des Coreggio, dem größten Meister dieser Art und Kunst, sich nähert. Was nun aber das Charakteristische des Colorits, die Macht und Wahrheit der Färbung in den Bildnissen anbelangt, so kann sich Rafael in seinen gelungensten Hervorbringungen dem Ausgezeichnetsten, was je geleistet worden ist, an die Seite stellen. Allerdings sind manche Bilder aus Rafael's Werkstätte hervorgegangen, welche vom Meister nur die letzte Hand erhielten und daher auch ins Besondere im Colorit viel zu wünschen übrig lassen. Um ihn daher richtig zu beurtheilen, muß man seine von ihm selbst in Rom ausgeführten Gemälde aussuchen, und sicher wird man dann finden, daß z. B. das charakteristisch historische Colorit in der h. Cäcilia zu Bologna und die Macht der Localtöne und deren freie Abstufung im Bildniß Leo X. im Palast Pitti nie übertroffen, vielleicht an tiefer Poesie der Färbung nie erreicht worden sind.

So glänzt Rafael's hoher Genius in allen Theilen der Malerkunst wie ein leuchtendes Gestirn, das von keinem verdunkelt wird. Dies offenbarte sich auf eine überraschende Weise, als Napoleon die herrlichsten Oelgemälde der italienischen Malerschulen im Museum des Louvre vereint hatte, wo dann bei leichter Vergleichung die Vorzüge eines jeden Meisters sich auf schlagende Weise geltend machten. Hier herrschte nun Rafael in seiner ganzen Ueberlegenheit: wir wollen hiebei nicht von neuem an alle dessen schon öfters gerühmte Vorzüge, sondern nur der einzigen Wirkung gedenken, welche Rafael's Werke durch schöpferischen Reichthum der Erfindung und eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit ihrer Objectivität bei Allen erzeugten, welche sie so vereint zu sehen das Glück hatten. Verehren wir nun auch bei Leonardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umrisse und die Vollendung im Modelliren; erscheint Coreggio unvergleichlich im Zauber seines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit seiner Färbung; Titian, alle anderen

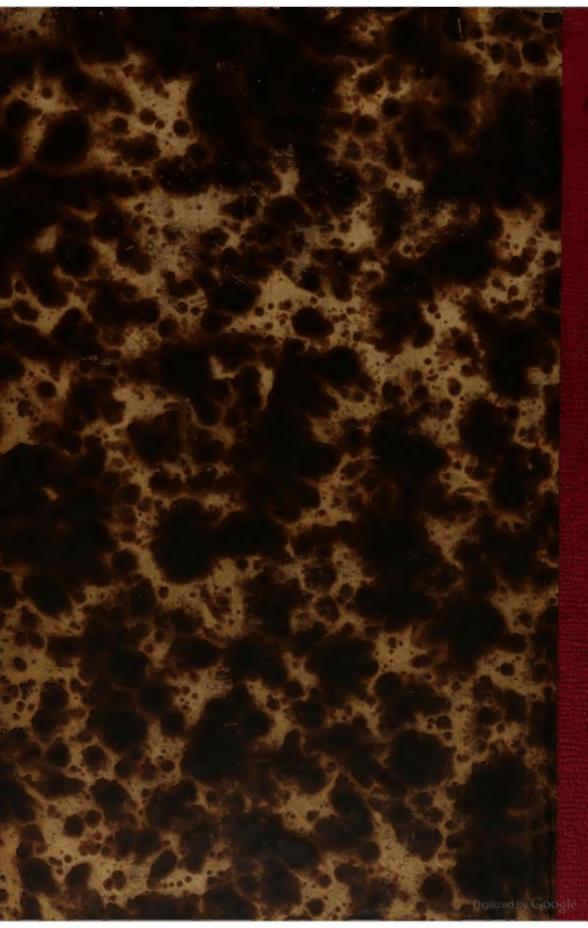
Meister überbietend, durch die Frische seiner Carnation und die Pracht seiner Localfarben; alle scheinen in der geistigen Conception, so zu sagen, nur einen ihnen eigenthümlichen Grundton anzuschlagen, den sie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde am Ende ermüdet. Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Gestaltungen, immer andere Seiten eines edeln und reichen geistigen Lebens, die uns auf eine neue Weise überraschend ansprechen, die sich gegenseitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, so viele seiner Bilder man auch neben und nach einander betrachte, sie doch niemals Ermüdung oder Ueberdruß empfinden lassen. Vorzüglich hierdurch drückte Rafael seinen Werken das Siegel der Einzigkeit auf, und erwarb sich mit Recht den Namen des Göttlichen.

Wenn übrigens Rafael in jener Mannigfaltigkeit seiner Conceptionen dem Wesen nach sich selbst stets gleich geblieben, so zeigt sich doch auch eine Verschiedenheit von Darstellungsweisen im Verlaufe seiner künstlerischen Entwicklung. So ging er vom kindlich Naiven der Schule seines Meisters Perugino zu den gediegenen Studien in Florenz über, schloß sich dann dem erhabenen Stil des Michel Angelo an, und gelangte so nach und nach zur höchsten Stufe der Meisterschaft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google